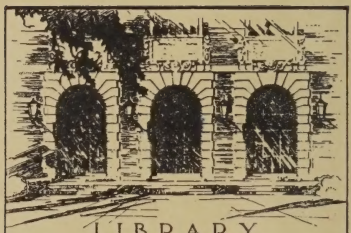


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

830.81
B44m
1924

~~MODERN~~
LANGUAGE
~~LIBRARY~~

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

FEB – 8 1968

MAR 5 1981

NOV 14 1980

JUN 05 1985

MAY 21 1985

Moderne deutsche Lyrik

Ältere Generation (1880–1914)

Mit einer
literargeschichtlichen Einleitung und
biographischen Notizen herausgegeben von

Dr. Hans Benzmann

Vierte Auflage

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

830,81
B44m
1924

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Die „Moderne deutsche Lyrik" will eine literarische Anthologie für jedermann sein. Der Begriff „modern" wurde von mir in diesem Sinne aufgefaßt: In erster Linie war die neuwertige Lyrik zu berücksichtigen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sich Geltung zu verschaffen suchte und seit den neunziger Jahren die herrschende wurde. Ihre Hauptvertreter, sowohl die der älteren Generation, der Stürmer und Dränger, die Conradi, Bleibtreu, Holz, Arent, Henckell u. a., als auch die der nachfolgenden Generation, die Dehmel, Falke, Busse, Bierbaum u. a., waren vorzugsweise zu berücksichtigen; es sollte ein möglichst vollkommenes Bild von der künstlerischen Persönlichkeit jedes dieser Dichter gegeben werden. Der Nachwuchs kam bis auf die jüngsten Talente sodann in Betracht. Ich habe mich bemüht, von den meisten auch der begabten Jüngsten ein paar charakteristische Proben zu geben. Alle diese Dichter konnte ich natürlich nicht kennen. Aber vielleicht geben die Proben in ihrer Gesamtheit ein ungefähres Bild von den jüngsten Bestrebungen und erfüllen wenigstens diesen Zweck.

Das Gebiet der Lyrik ist unermeßlich. Lyrisch ist schließlich alle Dichtung. Ich zog mir äußere Grenzen und schloß aus: lyrische Partien aus Epen und Dramen, in Prosaform geschriebene und nichthochdeutsche Lyrik. Einige wenige Übersetzungen nach neuen Dichtern, die ganz besonders die moderne deutsche Lyrik beeinflußt haben, nahm ich auf. Da dies Buch einen umfassenden Überblick über die gegenwärtige deutsche Lyrik geben sollte, durfte ich auch lyrische Gedichte von andern bekannten und begabten modernen Dichtern, Dramatikern und Romanciers, geben.

Vielleicht wird dieser und jener auch von den bekannteren Dichtern vermißt werden. Daran habe ich keine Schuld. Der Verlag und ich haben getan, was wir in dieser Beziehung tun konnten. Einige Dichter lehnten meine Einladung direkt ab, darunter Stephan George, der mir schrieb, „daß es ein Irrtum wäre, ihn zur modernen Literatur zu rechnen". Andre antworteten mir auf meine Bitte, mir Gedichte zur Verfügung zu stellen, gar nicht.

Eine vollkommene Genauigkeit und Gleichmäßigkeit in den biographischen Angaben war nicht durchzuführen. Die bibliographischen Angaben konnten ebenfalls nicht durchweg genaue und vollständige sein, einmal weil in einigen Fällen das Veröffentlichungsjahr in den Büchern nicht angegeben und auch nicht auf andre Weise zu ermitteln war, und dann, weil in den Fällen, wo mehr als zwei Auflagen vorliegen, nicht das Jahr jeder Auflage angeführt werden konnte. Neben dem Jahr der ersten ist nach Möglichkeit nur das der letzten mitgeteilt.

Wilmersdorf bei Berlin, im August 1903.

Hans Benzmann.

Vorwort zur vierten Ausgabe.

Für diese Neuausgabe wurde nochmals das ganze Quellenmaterial durchgesehen. Es kam darauf an, nunmehr eine möglichst abgeschlossene Sammlung zu liefern, ein Buch, das in den Grundlagen auch für nächste Ausgaben so bleibt, wie es jetzt vorliegt. Es kam auch darauf an, daß die Dichter, die eine bedeutsame Entwicklung bezeugt haben und deren Lyrik, mehr als Stimmungskunst, Persönlichkeitswerte offenbart, voll zur Darstellung kamen. Aus räumlichen Rücksichten mußten daher manche Dichter ganz fortbleiben.

Die Sammlung umfaßt nun im wesentlichen die Lyrik, die in den Jahren 1880—1914 zur Geltung kam. Die jüngste Lyrik, das heißt die Lyrik, die etwa seit 1914 neu aufkam, in einer Auslese darzustellen, bleibt einem weiteren selbständigen Sammelbande vorbehalten. Für diesen neuen Band sind aus dem vorliegenden Werke die Gedichte von René Schickele und Ernst Stadler, da sich die eigentliche Entwicklung beider Dichter erst im Verlaufe der neuen „expressionistischen“ Bewegung vollzog, herausgenommen.

Steglitz, im September 1924.

Hans Benzmann.

Die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik.

„O Künstler, deine Mannigfaltigkeit sei ebenso endlos wie die Erscheinungen in der Natur. Indem du das fortsetzest, was Gott begonnen hat, strebe nicht danach, die Werke aus Menschenhand zu vermehren, sondern die ewigen Schöpfungen Gottes. Ahme niemandem nach. Jedes deiner Werke sei eine neue Naturerscheinung."

Lionardo da Vinci.

Bevor ich auf die Entwicklung der modernen Lyrik eingehe, halte ich es für nötig, zunächst einiges über das Wesen der deutschen Kunst und über den allgemeinen Zusammenhang der modernen deutschen Kunst mit der deutschen überhaupt und über künstlerisches Schaffen und Wirken, Genießen und Urteilen zu bemerken.

Die Kunst der Germanen ist individualistische Kunst: Persönlichkeits- und Empfindungskunst im Gegensatz z. B. zur romanischen, die vorzugsweise Formen- und Verstandeskunst ist. Man kann deshalb nicht ohne weiteres von einer deutschen Tradition reden. Wohl aber ziehen sich durch die ganze germanische Kunst gewisse markante Linien, deren Kurven steigen und fallen, sich fliehen oder allmählich (in Blütezeiten) oder auch jäh und innig (in der Kunst genialer Persönlichkeiten) sich vereinen. Eine dieser Linien — ich möchte sie zunächst einmal die mythische und mystische nennen —, die der Ideen und Ideale, der Symbole und großen Rhythmen, die der Propheten, Märtyrer und Reformatoren, der Zweifelnden und Befreienden, der Zerstörenden und Aufbauenden, geht aus von den Liedern der „Edda" über das „Nibelungenlied" (alle Kunst ist im weitesten Sinne

lyrisch) und den „Parzival“ des Wolfram, über die Mystiker des Mittelalters, über den Ghibellinen Dante (denn wer hindert uns, anzunehmen, daß Dante etwa von gotischen oder langobardischen Ahnen abstammt), über Shakespeare, Luther zu Schiller, Goethe, Novalis, Kleist, Brentano, Hebbel, Grillparzer, K. F. Meyer, Wagner, Nietzsche, Richard Dehmel, — zu Byron, Shelley, Poe, Carlyle, Emerson, Walt Whitman, Ruskin, — zu Ibsen, Björnson, Strindberg, — zu Multatuli und Maeterlinck, zu — beinahe hätte ich noch den von deutschen Voreltern abstammenden Tolstoi genannt. Die andre Linie — hier brauche ich nur die deutsche Kunst zu berücksichtigen — beginnt mit den ältesten Volksliedern, Sagen und Märchen und geht, auf diese immer wieder zurückgreifend, über Walter von der Vogelweide, über Hans Sachs, über die Dichter des evangelischen Kirchenliedes, um nur einige Verzweigungen zu nennen, zu Goethe (dem Dichter der Balladen und Lieder), zu Claudius, Bürger, Uhland, Eichendorff und Mörike, zu Annette von Droste-Hülshoff, zu Storm und Klaus Groth, von Bürger und Goethe zu Fontane und Detlev von Liliencron. Die Begriffe: idealistische und realistische, sentimentalische und naive Kunst decken nur zum Teil diese Gegensätze. Man könnte, um die Linien kurz zu charakterisieren, diese die der typischen deutschen Kunst nennen, die andere die der individuellen deutschen bzw. germanischen Kunst.

Die typische deutsche Kunst, deren Wesen realistisch ist, wird selbstverständlich immer wieder im Entwicklungsverlauf der deutschen Dichtung sich offenbaren. Das liegt in der Natur der Kunst, die doch in erster Linie aus dem Volksempfinden, aus der Volksart emporwächst. Dagegen werden niemals neue und noch so originelle künstlerische Theorien ankämpfen können. Und ich behaupte, daß wir, wenn diese Kunst, die ich die schlechthin deutsche nennen möchte, den breiten Untergrund einer Entwicklungsepoche bildet, daß wir dann von einem Stadium natürlicher und gesunder Entwicklung reden können.

Kunst, die aus der Tiefe des Volksgemüts schöpft, erscheint übrigens ganz von selbst in einer Form, die auch der

ästhetisch Feingebildete gelten lassen muß, gewissermaßen in jener Form, die Anfang und Ende aller Kunst ist, die bewußt oder unbewußt auch von Künstlern subjektivster Art gesucht und sogar von denen, die sie verleugnen, urplötzlich und unwillkürlich gefunden wird. In der Tat, fast jedem echten Dichter gelingt einmal eine Strophe, die wie ein uraltes Volkslied klingt, wie uralte Poesie.

Daß auch innerhalb der modernen Literatur von einer ganzen Reihe von hochbegabten Dichtern — ich nenne Liliencron, Falke, Karl Busse, Ricarda Huch — jener deutsche Kunsttypus vertreten wird, gereicht ihr zur Ehre und zeugt von ihrer gesunden Art und Entwicklung. Aber auch grade in der modernen Literatur findet man bei Dichtern, die ganz den entgegengesetzten Kunstanschauungen huldigen, wie z. B. bei Richard Dehmel, Arno Holz, Johannes Schlaf, ja sogar bei Dauthendey, Mombert und Stephan George einzelne Lieder bzw. Strophen, die gradezu volksliedartig wirken. Man kommt auf Umwegen immer wieder auf diese Einfachheit zurück. Auf die mit dieser Frage zusammenhängenden spezielleren modernen ästhetischen Probleme, insbesondere auf die naturalistischen und formalistischen Theorien sowie auf die verschiedenen persönlichen Stile komme ich später bei der Darstellung der Entwicklung der modernen Lyrik bzw. bei den Charakteristiken der hervorragendsten modernen Lyriker zu sprechen.

Anderseits ist die deutsche Kunst, und ganz besonders auch die moderne: Persönlichkeitskunst, Ideen-, Weltanschauungskunst, individuelle Stilkunst. Ich habe hierbei die Dichtungen eines Richard Dehmel, Johannes Schlaf, Julius Hart, Wilhelm von Scholz, Hugo von Hofmannsthal, Alfred Mombert im Sinne, um nur einige der bedeutenderen modernen Vertreter dieser Richtung zu nennen. In den Dichtungen der Genannten spiegelt sich die individuelle Seele, Zeitliches und Ewiges, spiegeln sich die mannigfaltigsten Kunst- und Weltanschauungen. Welcher Art jede derselben ist, darüber später.

* * *

Es kommt nicht darauf an, daß die Kunst eine — im alten Sinne — sittlich wirkende ist. Wenn nur das Kunstwerk aus innerster Ergriffenheit heraus vom Künstler geschaffen wurde, aus einem tiefen Erleben, Fühlen, Denken, aus wahrhaftem Traum und Treiben heraus, wenn es nur in heiliger Wahrhaftigkeit lebt und wirkt, wie eine Notwendigkeit, wie das Leben selbst, wie ein Schicksal. Nicht das Häßliche, Perverse, Grausenerregende, nur das Verlogene, Unehrliche, Unfreie, das Nachempfundene, Nachgemachte, Konventionelle ist zu verwerfen. Man hat neuerdings wieder gesagt, daß die deutsche Kunst eine aus ureignem sittlichen Geiste heraus geborene sei. Mögen derartige Bestrebungen im Wesen des Deutschen begründet und auch in seiner Kunst bisweilen stark (Schiller) hervorgetreten sein, mag es zu wünschen sein, daß auch von den Künstlern der Zukunft positive, optimistische, an sich erhebende Ideen verkündet werden, — die Kunst an sich hat diesen Zweck, hat dieses Wesen keinesfalls; auch wirkt echte und ehrliche Kunst nie unsittlich. Nicht jede Kunst ist freilich für jeden. Schaffen — und ebenso Genießen und Urteilen — ist vielmehr im höchsten Grade subjektiven Bedingungen unterworfen, weil es in seinen Wurzeln vom Willen unabhängiges Triebleben ist. So kann man zusammenfassen: Kunstschaffen und -genießen ist wie ein Fluidum, das die ganze Welt, die organische und unorganische, durchzieht, ist eine besondere, doch nach Mannigfaltigkeit und individueller Betätigung unaufhaltsam strebende Eigenschaft alles Lebens, ist ein ureignes, urirdisches und urhimmlisches Phänomen — wie kann man ihm da andre Zwecke und Ziele unterschieben als die ihm ureignen, die auf Befriedigung dieses Urtriebs bei dem Schaffenden sowohl wie bei dem Genießenden gehen? Freilich, nochmals sei es betont, nicht jede Kunst ist für jeden. Höhenkunst, intime und feine Kunst aber darf in erster Linie nicht mit dem Maßstabe des Befangenen und einseitig Empfindenden gemessen werden. — Kunst bedarf darum notgedrungen höchster Freiheit, und ihr Schranken und Grenzen zu setzen, ist gradezu widersinnig und unnatürlich. Daß auch in der ernst

zu nehmenden Kunst — neben dieser geht natürlich immer eine unehrliche, verlogene Kunst, eine der Nachahmungen und Übertreibungen her — sich heute vielfach ein übersensitives, ja anscheinend perverses Wesen mehr wie sonst breit macht, ist begreiflich; denn in einer nach einer neuen Auffassung des Menschlichen und Göttlichen ringenden Zeit muß auch die Kunst, um neue Werte und Symbole zu finden, bis zu den tiefsten Wurzeln des Naturhaften vordringen.

* * *

Es ist und bleibt das Verdienst der Gebrüder Heinrich und Julius Hart, die ersten gewesen zu sein, die mit überzeugendem Pathos für eine Neubelebung der deutschen Literatur und für deren Emanzipation von aller konventionellen und abstrakten Darstellungs- wie herkömmlichen sentimentalen Empfindungsweise eintraten. Bereits im Jahre 1879 hatte Julius Hart eine Gedichtsammlung „Weltpfingsten" veröffentlicht, in der sich ein neuer, kühner, optimistischer Geist und ein universales und idealistisches Empfinden in schwungvollen Rhythmen und originellen Bildern offenbarte. Das Evangelium der Menschlichkeit wurde in diesen Gedichten verkündet im Gegensatz zur Tagespoesie, die in phrasenhafter und sentimentaler, sogenannter Butzenscheibenlyrik aufging und anderseits, in gedanklicher Beziehung, an einem falschen Idealismus krankte, dessen nivellierendem Einflusse auch das Publikum längst erlegen war. Abgesehen von den noch rüstig schaffenden älteren Poeten waren damals Julius Wolff und Rudolf Baumbach die bekanntesten und beliebtesten, — jener ein süßlicher, doch immerhin phantasiebegabter Poet, dieser ein kecker, temperamentvoller Liedersänger. Neben diesen dichtete lustig fort die ganze Schar der Epigonen und Dilettanten, die Rittershaus, Traeger und andre; sie erst brachten die deutsche Lyrik vollends herab. Nicht vergessen sei aber, daß damals noch einige Dichter der ältesten Generation wirkten, deren Poesien uns heute moderner anmuten, wie etwa die der Gebrüder Hart. Ich meine Theodor Fontane und Konrad Ferdinand Meyer.

Diese beiden Dichter haben denn auch die späteren Generationen, auch Lyriker wie Liliencron und Falke, stark beeinflußt. Andrerseits sind an dieser Stelle auch Dichter wie Martin Greif, Eduard Grisebach, Arthur Fitger, Emil Prinz von Schoenaich-Carolath, Heinrich Vierordt, Ferdinand Avenarius, Heinrich von Reder und Ferdinand von Saar zu nennen, von denen die einen damals bereits ihr Bestes gegeben, die andern ihre ersten Verse grade veröffentlicht hatten und von jenen Jahren an neben den eigentlichen Modernen rüstig weiter schufen. So verschieden geartet die genannten Dichter sind, sie alle repräsentieren doch, sei es in formeller oder in stofflicher Beziehung, so recht die Übergangslyrik. Martin Greif ist in seinen besten Poesien durchaus nicht Epigone. Er hat Gedichte geschaffen von einer Knappheit und schlichten Prägnanz des Ausdrucks, die sie unsern besten Volksliedern und Goethes schönsten Gedichten ähnlich erscheinen lassen. Diese Prägnanz und diese die Empfindung nur andeutende lyrische Unmittelbarkeit ist niemals epigonenhafter Poesie eigen. Greif hat zwar zu den Stürmern und Drängern der Modernen keinerlei Beziehungen, eben weil er mehr Dichter war als diese; aber den eigentlichen Modernen der neunziger Jahre, namentlich den maßvolleren Vertretern dieser Generation, ist er in künstlerischer Beziehung entschieden verwandt. In Eduard Grisebachs Gedichten lebt der Byron-Heinesche Ton des Weltschmerzes und der Ironie noch fort. Grisebach ist so recht der Repräsentant jener Zeit des Niedergangs der alten Kunst und Weltanschauung, für die auch seine sinnlich-üppigen Tannhäusergedichte charakteristisch sind. Andrerseits aber zeigt seine Poesie auch viele modernere Momente. Insbesondere kennzeichnen ihn als modernen Dichter ein freieres Formempfinden und eine Vorliebe für kecke und ehrliche Behandlung des Erotischen und für die Darstellung sozialer Disharmonien. Ebenso wie Eduard Grisebach wird meines Erachtens auch Arthur Fitger nicht so gewürdigt, wie es diese starke und eigenmächtige Persönlichkeit, die sich auch mit

aller Ehrlichkeit gibt, verdient. Ein grüblerischer, sich selbst quälender Geist, gelangte Fitger bald zu einem extremen Skeptizismus, der leider seine im besten Sinne stets persönliche Kunst nicht ganz zur Reife kommen ließ. Aber das echte Pathos dieses Dichters, seine oft eigenartige Bildlichkeit, der Schwung und das Feuer seiner Phantasie, die seelische Tiefe seiner Bekenntnisgedichte lassen ihn doch als beachtenswerten Lyriker unter den Dichtern seiner Zeit erscheinen. Auch Prinz Emil von Schoenaich-Carolath steht vielfach im Banne pessimistisch-weltschmerzlerischer Empfindungen; aber in vielen Dichtungen erhebt sich seine Weltanschauung in schöner Ekstase zu den hellen Höhen einer edlen selbstlosen Menschenliebe. Anderseits ist er der Romantiker unter diesen Poeten der Übergangszeit. Er ist der lyrischste von ihnen und zugleich ein sprachschöpferischer Künstler von einer großen Feinheit und Prägnanz des Ausdrucks, Bildes und Rhythmus. Von den genannten Poeten hat er auch am meisten in formeller Beziehung auf das jüngere Geschlecht eingewirkt. Auch Heinrich Ritter von Reder gehört zu diesen Poeten. Freilich ist er von andrer Art als etwa Grisebach oder Prinz von Schoenaich-Carolath. Reder war von den älteren Dichtern eigentlich der einzige, der fortwährend neben den modernsten in den von diesen gegründeten Zeitschriften erschien. Man braucht nur die frischen, etwas spröden und trocknen, aber wie Pastelle hellfarbigen Gedichte dieses jugendlichen Greises zu lesen und man wird es erklärlich finden, daß die Jugend ihn zu den Ihren rechnete. Vieles hat Reder mit den Modernen gemein: Anschaulichkeit, Natürlichkeit, Präzision und Prägnanz des Ausdrucks. Seine Kunst ist nicht hervorgegangen aus abstrakten Reflexionen, sondern aus Erlebnissen; so wenigstens wirkt sie, und darauf kommt es an. Auch in den Gedichten Ferdinand von Saars lebt bereits etwas von jenem Naturalismus, der später tonangebend wurde; ich meine nicht den formalen der neunziger Jahre, sondern jenen früheren, stofflichen, der insbesondere in sozialen, in Milieu- und Wirklichkeitsstimmungen Offenbarungen einer neuen Kunst sah. Ferdinand Avenarius hat bisweilen

den konkreten, suggestiven Ton echter Kunst gefunden, sowohl in kleinen Naturstimmungen wie in größeren Phantasiedichtungen und Balladen. Vor den Genannten zeichnet ihn außerdem ein Streben nach Vertiefung und Verinnerlichung der lyrischen Empfindung und Weltanschauung aus. Freilich wirkt er auch vielfach recht farblos, abstrakt und nüchtern. Heinrich Vierordt hat viel geschrieben; jedoch unter seinen späteren Versen, namentlich unter den kleinen Genrebildern nach italienischen Motiven, findet sich manches poetisch sehr fein empfundene und sprachlich schöne Gedicht; in solchen Poesien, die an K. F. Meyers leichtere Gedichte erinnern, lebt ein feiner, anmutiger Humor, eine einzige Frische und Lieblichkeit der Empfindung. Genannt seien auch noch die Dichterinnen Isolde Kurz, Frida Schanz und Alberta von Puttkamer — ich komme auf die modernen Dichterinnen, von denen keine viel zur Weiterentwicklung der Lyrik beigetragen hat, später in besonderem Abschnitt zu sprechen —, die beiden Schlesier Theobald Nöthig und Paul Barsch, deren Gedichte sich durch Frische und Innigkeit der Empfindung vor andern auszeichnen. Ernst von Wildenbruch, der einige feingestimmte Liebeslieder gedichtet hat, kommt hauptsächlich als Balladendichter in Betracht. Ferner gehören in diesen Kreis: der Österreicher J. J. David, dessen innig und ehrlich empfundene und psychologisch interessante Gedichte sich in Form und Ton dieser Übergangslyrik anschließen, und der Schweizer Karl Spitteler, der Allegoriendichter unter den Lyrikern der Gegenwart. Spitteler ist in seinen Balladen und Sinngedichten aber nicht nur ein gedankenvoller Poet, sondern auch ein feiner ironischer Humorist. Seine Sprache ist von jener blühenden Kraft und Schönheit, die den Poesien seiner großen Landsleute K. F. Meyer und Keller, an deren Balladen die seinen auch oft erinnern, eigen ist. Seine „Balladen" — mehr Sinngedichte als Balladen — sind moderne Gedichte von bleibendem Werte.

Die Zahl der zwischen der alten und neuen Zeit vermittelnden Dichter ist hiermit nicht erschöpft. Es genügt

doch, die Hauptrepräsentanten genannt zu haben. Betont ei, daß auch alle diese Dichter in maßvoller konservativer Weise die breite Entwicklung weiter fortgeführt haben.

* * *

Neben ihnen schufen und wirkten, wie oben angedeutet, bereits die beiden Harts, deren erste und auch spätere Poesien sich eigentlich nur inhaltlich von den Dichtungen jener Epigonen, die sie kritisch angriffen, unterschieden. Hiermit ist die ganze erste Periode der neuen (naturalistischen) Poesie bereits gekennzeichnet. Auch die Conradi, Bleibtreu, Holz (im „Buch der Zeit"), Arent, Mackay, Henckell unterschieden sich in formeller Beziehung kaum von den Epigonen, die sie hart befeindeten. Sie gebärdeten sich nur temperamentvoller, leidenschaftlicher, persönlicher, ehrlicher als jene; originelle Künstler waren sie ebensowenig als ihre Gegner. Ihre Bedeutung dürfen wir deshalb aber nicht verkennen. Eine neue Kunst schufen sie nicht, wohl aber zerstörten sie gründlich alles Morsche und Veraltete, sie reinigten die Bahn für die ihnen nachfolgende Generation. Sie wirkten bahnbrechend nur als starke Persönlichkeiten mit neuen sozialen und ethischen Tendenzen. Die Individualität sollte sich ausleben und dies auch in der Kunst zur Darstellung bringen. An Stelle der alten Moral sollte das frei sich entwickelnde Ich treten. Die neue Zeit, der Zeitgeist sollte in der Poesie voll zum Ausdruck kommen. Neue Stoffgebiete erschlossen sie, sie entnahmen diese dem realen, sichtbaren Leben, der Wirklichkeit, für die sie sich besonders begeisterten. So entstand auch in Deutschland der Naturalismus, und zwar zunächst der inhaltliche Naturalismus, eine Wirklichkeitskunst im besonderen Sinne der Zeit — denn was ist nicht wirklich? —, eine Wirklichkeitskunst, die mit Vorliebe das Großstadtleben, das Leben und Treiben in den Straßen, Fabriken, Hinterhäusern und Vorstädten, und den Menschen in ganzer seelischer Nacktheit darzustellen suchte. Verständlich ist es, daß das an sich Häßliche, Widrige und Niedrige, Absonderliche und Entartete

noch mit besonderer Vorliebe von diesen Dichtern geschildert wurde; denn bisher war ja grade all dies dunkle und trübe Leben von der Kunst verabscheut worden. Diese Schilderungen hatten daher den Schein des gänzlich Neuen für sich, und durch sie offenbarte sich am anschaulichsten eine lebendige, gänzlich neue Kunst. In der Tat boten diese Dichter nur gärenden Wein in alten Schläuchen. Es kommt nämlich nicht auf den Inhalt an sich an, es kommt vielmehr auf die künstlerische Art und Weise an, wie er gegeben wird, auf die Form, auf die Methode. Neue oder besser: relativ neue, d. h. wieder lebendige, wieder entwicklungsfähige Kunst — denn was ist neu? läuft nicht alles Streben in der Kunst immer wieder auf die alte, ewige, suggestive Prägnanz und Einfachheit hinaus? — ist erst dann vorhanden, wenn zu dem lebendigen zeitgemäßen Inhalt der schöpferische, d. h. erst Leben erzeugende, individuelle Stil hinzutritt, wenn die Persönlichkeit sich auch in einem persönlichen Stile offenbart. Und in diesem Sinne war die Lyrik dieser ersten Generation der Modernen noch keine neue Kunst. Sie war — ich habe immer nur ihr allgemeines Wesen im Auge — überhaupt sehr weit entfernt von Kunst. Sie war zum größten Teil sogar unmoderner, reflexionärer und abstrakter, tendenziöser und unkünstlerischer als die geschmähte alte Kunst. Sie war nicht einmal imstande, ein klares Bild von der Wirklichkeit zu geben. Die sogenannten sozialen Poesien jener Zeit sind keine sozialen Poesien, weil sie keine Poesien waren. Mit überzeugender Deutlichkeit, d. h. mit künstlerischer Suggestivität hat fast keiner jener Dichter das soziale Elend zu schildern vermocht. Auch als subjektive Poesie versagte diese soziale Dichtung im allgemeinen; sie war phrasenhaft, gedankenarm und flach. Nicht einmal ein tatsächlich neuer, bestimmter Inhalt, sondern nur ein temperamentvolles Wollen, eine gewisse Kraft in Sprache, Bild und Rhythmus war für sie charakteristisch. Doch fegte selbst dieser ungeniale Sturm und Drang das Alte gründlich hinweg. Gleichzeitig mit diesen Dichtern trat aber ein Originalgenie auf: Detlev von Liliencron!

Von Lyrikern, die in jener Zeit wurzeln bzw. deren Entwicklung, so weit sich dieselbe bis jetzt übersehen läßt, in jene Zeit fällt, sind nun hauptsächlich zu nennen: Hermann Conradi, Karl Bleibtreu, Wilhelm Arent, Ludwig Scharf, Karl Henckell, John Henry Mackay, Franz Held. Arno Holz gehört zu ihnen nur mit seinem „Buch der Zeit", das neben Conradis „Liedern eines Sünders" (1887) — abgesehen von Lilienecron — das bedeutendste lyrische Werk jener Tage ist. Später ging Holz (auch als Künstler) eigne Wege. Auch die Gebrüder Hart sind natürlich zu nennen, namentlich Julius Hart mit seinen Büchern „Sansara" (1879) und „Homo sum" (1890); doch die Harts sind keine typischen Vertreter jener Lyrik, sie waren und blieben immer mehr universal als zeitlich empfindende Idealisten; namentlich Julius Harts von vornherein kosmisch und pantheistisch gestimmte Lyrik entwickelte sich nach dieser Richtung hin immer breiter und voller, künstlerisch wirkt sie jedoch trotz ihrer schwungvollen Rhythmen und tiefsinnigen Bilder wenig originell. — Die eigentlichen Stürmer und Dränger der Gruppe waren Conradi und Karl Bleibtreu, jener ein Dichter von leidenschaftlicher Empfindung, dieser mehr wirksam durch gedankliche Originalität, durch den Byronismus seiner Weltanschauung — in dieser Beziehung vermittelt auch Bleibtreu noch zwischen der alten und neuen Zeit. Das relativ Neue zeigt sich bei beiden in den realistischen Momenten und Nuancen ihrer Lyrik, in der ungebundenen, breit hinflutenden Form, der oft nur ein Rhythmus zugrunde liegt, in der Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Kunst wie an das Leben. Schon die Harts liebten den freien Rhythmus, dessen Verwendung immer charakteristisch ist für ein neues revolutionäres Dichtergeschlecht. Insbesondere Conradi ist in seinen dahinstürmenden Rhythmen ein typischer Vertreter dieser sich in Auflösung befindenden Lyrik, die trotz ihrer formellen Frische und oft hinreißenden Spannung doch Reflexionspoesie bleibt wie die Lyrik jener Jahre überhaupt. Conradis Poesie spiegelt die seelische Zerfahrenheit und Zerrissenheit ihres Schöpfers.

„Erfüllt von dem ehrlichen Drange nach innerer Befreiung, vermag er sich doch nicht von den ihn umstrickenden Banden sinnlich leidenschaftlichen Begehrens zu lösen, und wenn er in einzelnen seiner Gedichte Töne warm quellender Empfindung und aufjauchzender Siegeslust findet, so beklagt er in andern wieder sein Promethidenlos, das ihn an die Niedrigkeit des Lebens fesselt und die Flugkraft seiner Schwingen lähmt" (Paul Heinze in seiner Literaturgeschichte). So schafft und wirkt eine innerlich unfreie Persönlichkeit, ein Dichter, der noch ganz in den Fesseln alter Anschauungen liegt. Ein starkes Wollen und ein leidenschaftliches, doch durchaus nicht dämonisches, im Grunde mehr pathetisches als tiefinnerliches Empfinden kennzeichnen diesen Dichter. Ein Genie war Conradi weder als Persönlichkeit noch gar als Künstler. Bleibtreu fesselt als Lyriker nicht so unmittelbar, er gibt sich nicht so seelisch-persönlich wie Conradi. Des letzteren Gedichte reflektieren ohne Wahl innere und äußere Erlebnisse, und so nicht nur die Seele des Dichters sondern auch den Geist der Zeit. Bleibtreus Gedichte dagegen spiegeln eine universale und zwar skeptische Weltanschauung, eine kritische, intellektuell hochbegabte und phantasievolle Persönlichkeit, die unmittelbar jedoch nur durch die Kraft des intuitiv gewonnenen Einzelbildes wirkt. Sie wurzeln und gipfeln in kosmischen Ideen, die teilweise auf die pessimistische Philosophie des vorigen Jahrhunderts zurückweisen, teilweise auf letzte naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Eine oft reizvolle und farbige Symbolik und Bildlichkeit wechselt mit nüchternen und abstrakten Reflexionen (vgl. insbesondere des Dichters reifste Poesien: „Kosmische Lieder" [1890], die sich durch knappe stimmungsvolle Bildlichkeit und gedankliche Tiefe auszeichnen). Gänzlich im Banne einer pessimistischen Weltanschauung steht Ludwig Scharf („Lieder eines Menschen", 1892). Ursprünglich eigenartiger begabt als die beiden soeben geschilderten Dichter, ließ er in schroffer Welt- und Menschenverachtung sein starkes Können nicht zu fruchtbarer Entwicklung kommen. Sein Gedichtbuch „Tschandalalieder" (1904) enthält jedoch eine ganze

Reihe von Gedichten, die in ihrem drastischen, fast genial zu nennenden Zynismus außerordentlich stark wirken. Ebenso interessant ist Franz Held, wohl der feinste und originellste Künstler dieser ganzen Gruppe. Einige seiner Gedichte erinnern in ihren hellen, charakteristischen Farben an die Freilichtbilder seiner Zeit. Sein feines künstlerisches Empfinden offenbart sich ganz besonders in der Objektivität seiner sozialen Stimmungen, die plastisch und farbig, voll Leben und Bewegung sind, und in der aparten Grazie seiner Allegorien. Ein starkes Talent ist mit ihm leider allzufrüh dahin gegangen. Wilhelm Arent hat nur selten einen originellen und wirklich innerlichen Ton getroffen. Er besaß wohl ein feines kritisches Empfinden, doch nicht seinen eignen Poesien gegenüber, die seinen flachen Weltschmerz in unzähligen, immer gleich farblosen und allgemein gehaltenen Reimereien widerspiegeln. Er repräsentiert den poetischen Dandy seiner Zeit, der, mehr Dandy als echter Poet, doch gewisse, nicht uninteressante Stimmungen — freilich äußerlicher Art — seiner Zeit künstlerisch festzuhalten und zu gestalten vermochte. Daneben ist er der eigentliche Erotiker dieser Gruppe. Er ist als Künstler ein kraftloser üppiger Feinschmecker, der von Genuß zu Genuß jagt und niemals Befriedigung findet, niemals wirklich zu genießen vermag. Ihm nahe steht von der nachfolgenden Generation Felix Dörmann. Vergessen sei auch nicht, daß der um die moderne Kunst verdiente Begründer des hauptsächlichsten Organs der Jungen: „Die Gesellschaft", Michael Georg Conrad, auch als Lyriker hervorgetreten ist. Freilich ist er als Romancier von größerer Bedeutung; seine Lyrik, persönlich, kräftig und herb im Tone, ist zur Hauptsache prosaische Reflexions- und Tendenzdichtung.

Die damaligen sozialen wie literarischen Tendenzen kamen in ihrer ganzen Fülle in dem „Buch der Zeit" von Arno Holz zum Ausdruck. Holz setzt sich in diesen Dichtungen aber nicht nur mit der alten Kunst und Kritik, mit Politik und Moral auseinander, er gibt auch soziale Stimmungspoesie, z. B. Szenen von der Berliner Friedrichstraße, Hinterhaus- und Vorstadtstimmungen. Er schildert das ganze Groß-

stadtleben in bunten, bewegten Bildern, er packt das Leben derb an, er nimmt es, wie es ist, ohne Sentimentalität, doch mit starkem Miterleben; er findet im einzelnen den treffenden, realistischen Ausdruck, er bezeichnet jedes Ding mit dem rechten Namen. So ist er bald lyrisch stimmungsvoll, bald tritt er wuchtig pathetisch für die neuen sozialen, ethischen oder ästhetischen Forderungen ein oder er verteidigt sie mit sarkastischer Rücksichtslosigkeit, bald gestaltet er objektiv nur das Milieu, das nackte, rauhe Leben, die Alltagstragödie. Aber er ist in diesen Gedichten — das zeigt sich in ihrer ganzen Form und Anlage — doch noch durchaus Epigone, ein Schüler Geibels. Die prägnante poetische Form, die ihn später so bekannt gemacht hat, hatte er noch nicht entdeckt.

Die eigentlichen Vertreter der sozialen bzw. anarchistischen Tendenzpoesie jener Jahre jedoch waren Karl Henckell und John Henry Mackay. Aus melancholischen Jugendstimmungen heraus entwickelte sich Henckell zum kraftvoll empfindenden lyrischen Vorkämpfer der sozialistischen Weltanschauung. Der Grimm des Dichters gegen die bestehenden Zustände kommt namentlich in dem Buche „Amselrufe" in sehr selbstbewußter Weise zum Ausdruck. Trotzdem nun Henckell so für die soziale Lyrik prädestiniert zu sein scheint, gelingt es ihm infolge seiner überstarken Subjektivität doch selten, ein ergreifendes objektives Bild des Elends und der Not zu entwerfen oder in dichterischer Unmittelbarkeit das Elend selbst überzeugend reden zu lassen. In fast allen seinen Gedichten überwuchern leider Phrase und Pathos, Reflexion und Tendenz die leidenschaftliche Empfindung und Ergriffenheit. Jedoch gibt es unter seinen Poesien ein paar, die ich die wahrhaft Henckellschen nennen möchte. In ihnen allein zeigt der Dichter einen eignen Stil. Sie werden getragen von einem stürmischen und trotzigen Selbstbewußtsein, sie schreiten daher in ihrer ehern klingenden feierlichen Sprache wie Tubenbläser. Ich meine Gedichte wie „Trutznachtigall", „Der heimliche Kaiser" und „Torenlied". Sodann ist Henckell ein feiner und frischer Liedersänger in einer Reihe von Liebes-

und Naturgedichten, die in ihrer Einfachheit an Goethes Jugendlyrik erinnern. Wie sehr Goethe direkt auf die Modernen eingewirkt hat, das wird sich übrigens in interessanter Weise noch bei andern jüngeren Dichtern (Dehmel, Morgenstern) zeigen. In den letzten Jahren entwickelte sich Henckell ruhiger, seine Weltanschauung wurde universaler, vom Sozialismus sagte sich der Dichter gänzlich los. — Mackays Poesien hinterlassen fast überall den Eindruck, daß sie aus ehrlichstem Empfinden und Erleben heraus entstanden sind; aber sie sind zur Hauptsache nüchterne, abstrakte Reflexionspoesien. Auch Mackays soziale Lyrik ist Streit- und Kampfdichtung. Inhaltlich am interessantesten noch sind die Bekenntnisgedichte, in denen der Dichter gegen Institutionen wie die Schule, die Kirche, die heutige Erziehung und für die Rechte der Jugend zu Felde zieht (vgl. Zyklus „Moderne Jugend"). Künstlerisch wirkungsvoll sind ferner die Hymnen des Buches „Sturm", so insbesondere die schwungvollen, rhythmisch stolzen und stürmischen Freiheitsgedichte „Am Ausgang des Jahrhunderts" und einige tendenzfreie, hochgestimmte Gedichte aus dem „Starken Jahr", wie vor allem der schöne, unmittelbar wirkende Zyklus „Sonne". — Auch Maurice von Stern verfaßte „Proletarierlieder" und „Stimmen im Sturm", in denen er für die Besitzlosen kräftig eintrat. Sein eigentliches Gebiet ist jedoch das farbensatte Naturgedicht, zu dem er auch später zurückkehrte. Eine blühende und prunkende Sprache ist ihm eigen; aber er weiß auch in weichen romantischen Stimmungen oft den einfacheren lyrischen Ton zu treffen. Sein letztes lyrisches Werk „Blume und Blitze" enthält eine Reihe edel empfundener lyrischer Gedichte. In diese Gruppe der sozial-naturalistischen Poeten gehört auch der Prager Friedrich Adler; doch seine sozialen Gedichte sind von ruhiger, objektiver Art, es sind Lebens- und Charakterbilder, — Milieustudien, oft durchwirkt von eigenartiger Symbolik und warmherziger Empfindung. Seine Kunst ist aber nicht allein von Zeitideen und -empfindungen abhängig, bisweilen offenbart sich — und dies sind seine tiefsten und künstlerisch wertvollsten

Schöpfungen — in seinen Poesien ein freieres, universales Empfinden.

Von Dichtern, die in jener Zeit wurzeln, sind noch zu nennen Ludwig Jacobowski und Otto Ernst. Jacobowski, ein im Grunde gar nicht originelles Talent, begann mit phrasenhafter, abstrakter Titanidenpoesie, seine weitere Entwicklung zeugt von bewunderungswürdiger Willenskraft: er lernte künstlerisch empfinden und gestalten, trat dann bald darauf mit einem Buch zum Teil lyrisch empfundener und formschöner Liebes- und Stimmungsgedichte („Aus Tag und Traum") hervor, um schließlich in seinen letzten Werken auch intimer und persönlicher Empfundenes in einfacher, prägnanter Form zu geben. Otto Ernst hat phantasievolle, doch allzu wortreiche soziale Stimmungen gedichtet, ebenso etwas derb herausgearbeitete, gradlinige Balladen; ich schätze ihn am meisten als Sänger gemütvoller Natur- und Ehegedichte.

Der bei weitem bedeutendste Dichter, ja der einzig geniale Künstler dieser Zeit ist, wie schon mehrfach angedeutet, Detlev von Liliencron. Er ist nicht nur eine urwüchsige Persönlichkeit, sondern vor allem ein Dichter, ein Künstler. In seinen Poesien ist alles anschaulich, konkret empfunden und gestaltet, seine Lyrik wirkt so unmittelbar, so suggestiv wie etwa die Goethes. Liliencron gehört deshalb gar nicht in die Reihe all der soeben geschilderten Tendenz- und Reflexionspoeten. Er ist nur im geringen Maße von ihren Tendenzen und literarischen Bestrebungen beeinflußt. Dagegen offenbart sich in seiner Lyrik erst recht der realistische Geist der Zeit, oder vielmehr in ursprünglicher Weise das alte realistische Wesen der deutschen Poesie. Liliencron schließt die glänzende Reihe der Bürger, Goethe, Droste-Hülshoff, Fontane, Storm. Er ist in seinem ganzen Können, Fühlen und Denken Norddeutscher. Er erst hat unsre Poesie, die dahinsiechte am blassen, unpersönlichen, sentimentalen, langweiligen Idealismus epigonenhafter Kunstauffassungen, wieder gesund gemacht, nicht durch neue künstlerische Theorien, nicht durch soziale und ethische Ideen, sondern durch die Fülle und Frische seiner lebendigen Persön-

lichkeit, durch die Echtheit und Ursprünglichkeit seiner erlebten Kunst. Er erschloß vor allem wieder die deutsche Landschaft, die deutsche Natur, insbesondere die norddeutsche Heide, das Moor und die Marschen mit ihrer ganzen stillen und großen Poesie. Sein Gebiet ist daher freilich hauptsächlich das der äußeren Wahrnehmung und des Gefühls. Seine Antipoden sind etwa Schiller und Nietzsche, die sich Weltanschauungen dichteten. Aber obwohl er kein Dichter einer Weltanschauung ist, personifiziert und gestaltet er dennoch unbewußt gewisse Ideen Nietzsches: Er lebte sich aus, er gab sich immer, wie er war als Mensch und Künstler. Wäre Liliencron noch dazu ein Prophet, eine Faustnatur gewesen, wie er ein Phantasiegenie ist, so hätte er gewiß das Größte geschaffen. So ergeben sich aus seiner genialen Veranlagung auch seine Mängel. Charakteristisch in dieser Beziehung ist namentlich sein Epos „Poggfred", in dem sich Ansätze zu höherem Fluge finden, die sogar Dante in die Erinnerung rufen; aber die Phantasie des Dichters bleibt am Geschauten, an der Erscheinung hängen und vermag zum Sinn der Dinge nicht vorzudringen. Hingewiesen sei im besonderen, außer auf seine Naturpoesie, auf seine frische, flotte, oft aber auch sehr innige Liebespoesie, auf seine markigen, lyrisch farbigen und zugleich episch und dramatisch bewegten Balladen und auf seine einzige ganz persönliche Gelegenheitspoesie, insbesondere auf seine Sizilianen. Und nicht vergessen seien seine prächtigen Phantasiedichtungen, Gedichte wie „Pietà", „Die Sündenburg", „Die heilige Flamme" und „Krischan Schmeer". In ihnen offenbart sich, wie schon angedeutet, mehr eine tiefe, selige Freude am Geschauten, am Gestalteten und am Visionären, als am Tiefsinnigen und Symbolischen. Aber aus dem bunten Tanze scheinen sich doch bisweilen die ernsten Masken des tieferen Lebens und die Allegorien der ewigen Ideen zu lösen. Auch hier steht, bevor wir uns dessen ganz bewußt werden — kaum ist es vielleicht dem Dichter selbst bewußt geworden — auf einmal ein Welträtsel oder eine Offenbarung vor uns, — und vielleicht ist grade dies: höchstes künstlerisches Schaffen!

Liliencron hat natürlich auf die ganze neuere Poesie anregend und befruchtend gewirkt. Selbst Richard Dehmel ist stark von ihm beeinflußt worden, insbesondere auch Gustav Falke und Bierbaum. Vergleichen wir die Entwicklung der Poesie jener Zeit mit einer Kurve, so hat diese in Liliencrons Schaffen („Die Adjutantenritte", „Der Heidegänger", „Neue Gedichte") einen Höhepunkt erreicht. Noch einmal erreicht sie einen solchen in Richard Dehmels Schaffen („Aber die Liebe").

Um das Jahr 1890 treten Wandlungen in den Anschauungen und in der Entwicklung der modernen Lyrik ein. An Stelle der Stürmer und Dränger, der Persönlichkeiten mit sozialen und ethischen Tendenzen treten Dichter der lyrischen Empfindung, geborene Lyriker und Künstler, und anderseits Propheten, Weltanschauungsdichter und Philosophen. Als Beispiele nenne ich von jeder Gruppe ein paar Dichter: Karl Busse und Gustav Falke; Johannes Schlaf, Franz Evers, Bruno Wille und Julius Hart (letzteren in weiterer Entwicklung). Die moderne Weltanschauungspoesie erreicht in Dehmels Lyrik ihren Höhepunkt, weil sie hier in einem eignen, durchaus persönlichen und suggestiven Stil erscheint. Von Anfang der neunziger Jahre an also ist die moderne Lyrik bestrebt, einerseits sich zu veräußerlichen (im guten Sinne), konkret und prägnant, Kunst und Stil zu werden, anderseits sich zu verinnerlichen, Empfindungs- und Weltanschauungspoesie zu werden.

Inzwischen erledigten sich auch, allerdings mehr in der neuen Dramatik und Prosakunst als in der Lyrik, die naturalistischen Theorien. Auch andre Faktoren wie bisher fingen an die deutsche Lyrik zu beeinflussen. An Stelle der Sozialethiker und Gesellschaftsreformatoren trat der Denker und Dichter und vor allem der Stilist Friedrich Nietzsche. Außer ihm wäre noch Theodor Fechner zu nennen. Daneben aber war es namentlich der große französische Lyriker Verlaine, an dessen lyrischen Formen und Stimmungen, Klängen und Rhythmen sich die deutschen Dichter gern bildeten. Am deutlichsten wird der Einfluß

Nietzsches und Verlaines bei Dehmel bemerkbar, der Nietzsches auch bei seinem ihm wenig kongenialen Nachahmer, dem pathetischen Franz Evers. Auch der spezifisch amerikanische Dichter Walt Whitman wirkt hier und da befruchtend auf die deutsche Lyrik; ebenso Baudelaire, später Maeterlinck und jüngere Skandinavier und Franzosen.

Bedeutungsvoll für die weitere Entwicklung der deutschen Lyrik sind insbesondere die Jahre 1892 und 1893, in welchen die ersten und originellsten Gedichtbücher von Karl Busse („Gedichte" 1892), Otto Julius Bierbaum („Erlebte Gedichte" 1892), Gustav Falke („Tanz und Andacht" 1893) und Richard Dehmel („Aber die Liebe" 1893) erschienen. Diese vier Bücher geben die neue Richtung an, ja sie sind mit die besten ihrer Art und der modernen Lyrik überhaupt geblieben.

Ein frisches faszinierendes Talent besaß der junge Karl Busse. Kein Neutöner, wirkt er doch unmittelbar, natürlich, echt lyrisch, immer ist er — wenigstens in seinen ersten beiden Büchern — konkret, prägnant, stimmungsvoll, und es fehlt ihm nicht an persönlicher Tiefe, wie seine schönen Sehnsuchtsgedichte beweisen. Ich rechne ihn zu denjenigen Dichtern, die mit ihrer Kunst die gute deutsche Tradition wieder aufnahmen und weiter entwickelten, jenen für uns Deutsche so charakteristischen romantisch-realistischen lyrischen Stil. Busse ist, auch wenn er vom deutschen Volkslied, weiter von Eichendorff, Storm, Novalis, Schoenaich-Carolath beeinflußt wurde, gerade aus jenem Grunde nicht Epigone. Freilich die weitere Entwicklung des Dichters entsprach zunächst nicht ihrem Anfange. Bedeutender wirkt erst wieder das letzte Buch, das persönlich gehaltene „Heilige Not".

Ein feineres und reicheres, ebenso ursprüngliches wie künstlerisch bildsames Talent ist Gustav Falke. Busse und Falke verhalten sich zu einander wie Jüngling und Mann. Das tertium comparationis ist beider deutsche Art. In den ersten Gedichten Falkes machen sich noch Beeinflussungen durch Liliencron und Konrad Ferdinand Meyer bemerkbar.

Ich habe Falke einmal den größten Künstler unter den Modernen genannt, hierbei dachte ich an die harmonische einfache Form seiner Gedichte. Zu jenen großen Individualitäten, die hauptsächlich durch die Macht und Urwüchsigkeit, Fülle und Tiefe ihrer Persönlichkeit oder durch den Universalismus ihres Empfindens zur Bewunderung zwingen, gehört Falke nicht. Seine Dichtungen haben den Ewigkeitsgehalt der rein menschlichen, leise durch das Persönliche nuancierten und vertieften Empfindung. Diese Empfindung gibt Falke in einer reinen, geläuterten Form. Innig und melodisch, elastisch und lebendig, von Empfindung und künstlerischer Intelligenz belebte und beseelte Harmonie ist seine Lyrik. Freilich auch seine letzten Gedichtbücher wirken nicht mehr so künstlerisch fein und menschlich eigen wie die ersten. — Insbesondere ist Falke ganz deutsch in seinen empfindungstiefen Eheliedern, in denen er Herdglück und Gattenliebe besingt. Durch plastische Anschaulichkeit zeichnen sich seine Naturgedichte aus, in denen er bisweilen eine balladenhaft wirkende Spannung der Stimmung erreicht. Eigen ist ihm ferner ein drolliger, lustig naiver, oft auch kernig derber Humor. Auch in dieser Beziehung empfindet er ganz deutsch: seine Wander- und Trinklieder sind von urwüchsiger Frische. Nicht vergessen seien schließlich seine rhythmisch schönen harmonischen, oft gedanklich originellen Phantasiedichtungen.

Auch Bierbaums Lyrik ist keine neuwertige. Allerlei ältere Stile erscheinen in ihr modernisiert, wodurch sie im wesentlichen den Charakter der Barocklyrik erhält. Vielfach zeigt sie deutsches Wesen, besonders in den Gedichten, in denen der Claudius-Ton glücklich getroffen ist. So sind für mich die einfach schlichten, rhythmisch ruhigen Abendlieder die schönsten Gedichte Bierbaums. Auch seine graziösen, oft bizarren und gesucht kecken Pfingst-, Tanz- und Weinlieder sind hervorzuheben, ferner die Allegorien.

Es ist bemerkenswert, daß alle diese Dichter, so verschieden geartet sie auch sonst sind, also Busse, Falke, Bierbaum, Dehmel u. a., sich in der Vorliebe für das Stimmungsvolle,

insbesondere für die Naturstimmung ähnlich sind. Das ist überaus charakteristisch für diese Generation.

An dieser Stelle ist auch der wie Bierbaum allzu früh verstorbene Otto Erich Hartleben als Lyriker zu charakterisieren. Hartlebens Verse spiegeln immer unmittelbar ein Erlebnis. Des Dichters Humor liebt es, bisweilen drastisch zu pointieren; doch immer geschieht dies in einfacher, ungekünstelter Form. Diese sympathische künstlerische Gradheit unterscheidet ihn von dem ihm in mancher Beziehung künstlerisch verwandten Bierbaum. Als ein feiner lyrischer Stilist erscheint er in dem „Pierrot lunaire", einem Buche, das vielfach anregend auf die deutsche Lyrik gewirkt hat. Daß er auch künstlerisch vornehm und tief zu empfinden vermochte, zeigt Hartleben in dem Buche „Von reifen Früchten" (1902).

Das bei weitem bedeutendste Gedichtbuch, das in jenen beiden Jahren erschien, ist Richard Dehmels „Aber die Liebe" (1893). Auch Dehmels starkes und von vornherein selbständiges Talent ist natürlich nicht ganz frei von Beeinflussungen geblieben. Nicht spurlos ging die Bewegung der achtziger Jahre an ihm vorüber, und namentlich von Liliencron hat auch er gelernt. Andrerseits weist grade seine stark persönliche Lyrik auf Beeinflussungen von Heine her sehr deutlich hin. Ebenso aber hat er sein künstlerisches Empfinden an Verlaines Lyrik gebildet. Das alles vermindert seine Bedeutung für die moderne Lyrik nicht im geringsten. Und seine Lyrik ist in mehrfacher Beziehung bedeutend und bedeutungsvoll. Dehmel ist ein Dichter, dem universales und individuelles Fühlen in gleichem Maße eigen ist, er ist eine dichterische Persönlichkeit mit wirklich eignem kosmischen und ethischen Empfinden, das sich auch in einem durchaus individuellen und charakteristischen Stile äußert. Er wollte vor allem sich selbst ganz erkennen lernen, sich ausleben im Sinne Nietzsches. So stieg er hinab zu den letzten Wurzeln des Trieblebens und bekannte mit ehrlichster Offenheit alles das, was er in den unheimlichen trüben Tiefen erlebte. Ebenso wie das tiefste Erkennen entspringt aber auch wahrhaft schöpferische Phantasie, d. h. originelle Kunst (origineller

Stil), dem innersten geheimnisvollen Wesen der Sinne und der Seele (ich sagte vorhin in diesem Sinne: Kunst ist Triebleben!). Dies wird ganz besonders an Dehmels Kunst offenbar: sie wirkt auch in ihrem Ausdruck, in ihrer Form wie Triebleben und deshalb so suggestiv. Aus so tiefem Durchfühlen und Erkennen alles Menschlichen wächst natürlich ein höheres Selbstbewußtsein, eine freiere Ethik selbstherrlich empor. Nach einer Vereinigung christlicher und hellenischer, metaphysischer und naturphilosophischer Ideen strebt des Dichters weises Welterkennen: die Individualität wird zur Menschheitsseele, zum „Kulturgewissen", wie es Dehmel ausdrückt. Ich möchte behaupten, daß sich so in mehrfacher Beziehung goethisches und schillersches Wesen in Dehmels Kunst bekämpfen, sich gegenseitig anziehen und auch vereinigen, wie dies auch in der bald dithyrambischen, bald einfach prägnanten, bisweilen direkt goethischen Darstellungsweise des Dichters sich offenbart. Natürlich basiert Dehmels Empfinden in erster Linie auf den letzten naturwissenschaftlichen Erkenntnissen: er hat aus diesen einen neuen lebensstarken befreienden Optimismus gewonnen, der in der Idee vom irdischen Gottmenschentum gipfelt, in der Idee, daß es höchstes Recht und höchste Pflicht des Menschen sei, sich individuell auszuleben, sinnlich und seelisch, — er ist ein Dichter des Egoismus, aber eines sich stetig läuternden Egoismus. Man vergleiche hierzu das, was ich vorhin über den gefesselten Prometheiden, den an seinem Schicksal und der Menschheit verzweifelnden Conradi sagte, und man wird den Unterschied zwischen den Weltauffassungen jener und dieser Jahre am besten erkennen. Dehmels spätere Werke: „Weib und Welt", „Lebensblätter" und „Zwei Menschen" zeigen in aufsteigender Entwicklung dasselbe individuelle und universale, von einer hohen Mission durchdrungene Wesen. Wenn man einen Dichter wie Dehmel beurteilt, so soll man dies nach seinem Gesamtwesen und nach dem Besten, was er geschaffen hat, tun. Ich bin mir aber wohl bewußt, daß Dehmel durchaus nicht immer groß und suggestiv wirkt, daß seine Art oft in Manier ausartet, daß sein Gefühl oft

Reflexion ist, seine Ergriffenheit Pathos, seine Bilder bisweilen geschmacklos anmuten.

Zu diesen modernen Weltanschauungsdichtern gehören, abgesehen von jüngeren Talenten, die später zu charakterisieren sind, auch Franz Evers, Julius Hart, Bruno Wille, Johannes Schlaf und Adolf Schafheitlin.

Es lassen sich gewisse Beziehungen zwischen Richard Dehmel und Franz Evers feststellen. Beide sind in erster Linie von individuellen Empfindungen beseelt und offenbaren in ihrer Kunst ein dem Nietzsches verwandtes Fühlen. Aber sie unterscheiden sich voneinander, wie sich eben der echte originelle Künstler von dem wortreichen Pathetiker, wie sich konkrete, lebendige, sprachschöpferische und beseelte Kunst von abstrakter Rhetorik unterscheidet. Diese Kunst der großen Worte, der grundlosen Inbrunst und der wesenlosen heroischen Gesten kann man deshalb kaum Weltanschauungs- und Persönlichkeitskunst nennen. Mancherlei Anregungen, die seiner künstlerischen Entwicklung leider nicht förderlich waren, hat Evers aus theosophischen Studien geschöpft. Einzelne schwungvolle dekorative Gedichte und einige stimmungsvolle zarte Liebes- und Naturgedichte sind von bleibendem Wert. Evers lyrische Hauptwerke „Königslieder" (1894), „Hohe Lieder" (1896) und „Erntelieder" (1902) dürfen jedenfalls in einer Darstellung der modernen Lyrik nicht übersehen werden.

Ähnliches kann man über Julius Harts spätere Poesien („Triumph des Lebens") sagen, doch Hart ist als Denker und als Künstler eine viel tiefere Natur als Evers. Dies zeigt sich nicht nur in einzelnen Gedichten Harts — namentlich in den von pantheistischen Grundempfindungen getragenen Stimmungen herrscht oft eine an tiefsinnigen Bildern und an persönlichen Nuancen reiche Sprache — sondern auch in der Vielseitigkeit seiner Lyrik. So sind ganz besonders seine kraftvollen, von Leben strotzenden sozialen sowie seine üppigen, inbrünstigen erotischen Gedichte hervorzuheben. Seine pantheistisch-mystische Lyrik zeigt trotz Phrase und Pathos denn doch einen weiteren Gesichtskreis als die Eversche. Auch

Hart bleibt an der Peripherie hängen; aber seine Phantasie umkreist das ganze Weltall, und sein mystisches Denken und Fühlen ist befruchtet von den kosmischen Ideen der modernen Naturwissenschaft. Ein freier lebens- und menschenfreundlicher Idealismus offenbart sich in seinen Poesien, ein religiöses Fühlen, das in der Illusion von der Identität alles Seienden wurzelt und in der Erkenntnis, daß die metaphysische (kantische) und die naturwissenschaftliche (darwinische) Weltanschauung nur als verschiedene Spiegelungen des Kosmos aufzufassen seien und daß der Mensch das Maß und die Einheit aller Dinge sei. Freilich will es Hart nicht gelingen, eine letzte Formel für die von ihm oft mit vielen Worten dargelegten (monistischen) Erkenntnisse zu finden und somit den Lebensnerv seines auch gerade in seiner Lyrik pulsierenden Weltempfindens logisch bloßzulegen — hier zeigt sich die größere Reife einer vor der absoluten Wahrheit nicht zurückschreckenden ironischen (skeptischen) Weltanschauung. Dem entsprechend vermag der Dichter die Quintessenz seines tiefsten Wissens, Erlebens und Fühlens auch nicht in knapper epigrammatischer Weise darzustellen. Grade an der epigrammatischen künstlerischen Wiedergabe gleichsam des menschlichen Extraktes der Persönlichkeit, ihres tiefsten und geheimsten Fühlens, erkennt man aber die Originalität und Meisterschaft eines Künstlers (vgl. Angelus Silesius, Logau, Goethe, Nietzsche, Dehmel, bei letzterem die Leitverse zu seinen Büchern). Gedanken- und Weltanschauungspoesie hat dann höchste künstlerische Berechtigung und ist dem zartesten lyrischen Stimmungsgedicht, etwa einem Volksliede gleichzustellen — weil sie nämlich dann ebenso unmittelbar wirkt —, wenn sie in dieser stärksten künstlerischen Ergriffenheit (Konzentration) sich darbietet, wenn sie in dieser einfachsten und zugleich umfassendsten Synthesis der Persönlichkeit, in dem lebendigen Blütenkleide der unwillkürlichen, d. h. einzig dem Inhalt entsprechenden Symbolik erscheint. So offenbaren sich immer wieder die ewigen, uralten Gesetze der Kunst, an denen alle Theorien, insbesondere auch die naturalistischen, deren Methode eine auflösende ist, scheitern.

Mangel an schöpferischer Kraft, an Gestaltungs- und Konzentrationsvermögen scheint mir überhaupt der eigentliche Grund zu sein, weshalb manche dieser Dichter aus dem Reiche der gestaltungsfrohen Poesie in das der Theorien — und damit in das vergängliche der nur interessanten Zeiterscheinungen — sich flüchteten.

Besonders charakteristisch für die unkünstlerischen Bestrebungen der Zeit ist das moderne Prosagedicht, eine Folgeerscheinung des Naturalismus. Ich denke hierbei besonders an Johannes Schlafs Dichtung „Der Frühling" und an Julius Harts Dichtungen ähnlichen Gepräges, die der Dichter aber ausdrücklich in dem Nachworte zu denselben (vgl. „Stimmen in der Nacht") Novellen nennt. Übrigens ist Johannes Schlafs lyrische Dichtung „Frühling" auch als Weltanschauungsgedicht und nach der ungefähren Zeit ihrer Entstehung an dieser Stelle zu würdigen.

Man kann zunächst über diese Dichtung und über Harts lyrisch-rhythmische Prosakunst dasselbe sagen wie über Harts Poesien überhaupt: es sind subjektive Reflexionspoesien, die stellenweise durch den Überschwang der Empfindung und Phantasie fesseln, sogar packen, stellenweise jedoch auch recht abstrakt, unklar und zerrissen wirken. Höchste Kunst wird sich auch in Zukunft nie so offenbaren. Grade diese — analytische — Kunst wirkt nicht unmittelbar, obwohl sie anscheinend die Eindrücke genau so wiedergibt, wie sie gewonnen wurden. Ich möchte gegen diese analytische Methode behaupten, daß selbst das Psychologisch-Tiefste und Aparteste, also modernstes Empfinden, sich desto suggestiver offenbart, je synthetischer, je weniger analytisch, je weniger naturalistisch die Darstellungsmethode ist. Die naturalistische Darstellungsmethode kann nur dann eine suggestive Wirkung erzeugen, wenn rein deskriptive Stoffe z. B. ein äußeres Milieu, eine breite Landschaft, ein Genrebild, ein Idyll behandelt werden, wie die von Arno Holz und Schlaf gemeinsam verfaßten Großstadtstudien und die vielen, sehr poetischen Kleinstadt- und Dorfstimmungen von

Schlaf (vgl. das Buch „In Dingsda") beweisen. Der analysierende unkünstlerische Charakter der naturalistischen Methode kommt dagegen bei ihrer Verwendung für das rein lyrische Stimmungsgedicht und für großempfundene Phantasielyrik klar zur Erscheinung: die die Empfindung des Dichters zerfasernde Darstellung vermag die Stimmung und deren Geist und Wesen dem Leser oder Hörer nicht zu suggerieren.

Im übrigen ist Schlafs „Frühling" moderne Weltanschauungspoesie. Schlaf folgt ebenso wie Hart der Idee von der Identität alles Seienden, er umkreist die Formel, die er nicht finden kann, ebenso unabläßig wie Hart. Anregungen hat er namentlich von Fechner und von dem urwüchsigen amerikanischen Originalgenie Walt Whitman empfangen, auch von Verlaine, wie sein bestes Gedichtbuch „Helldunkel" beweist, in dem sich Verse finden, die beinahe so lyrisch schlicht und innig wie ein Volkslied wirken. Übrigens wenn ich Schlafs „Frühling" einen verfehlten Versuch in bezug auf die Darstellungsmethode nannte, so will ich damit nicht sagen, daß hier die naturalistische Methode durchweg mit unkünstlerischer Wirkung zur Anwendung gelangte. In absoluter Weise wird natürlich ein begabter Künstler wie Schlaf auch niemals von einer Theorie beeinflußt werden. Schlaf hat vielmehr sehr viel eigenstes und ursprünglichstes poetisches Empfinden in der Dichtung zum Ausdruck gebracht; auch die Sprache ist stellenweise rhythmisch stark bewegt und in ihrer Bildlichkeit und individuellen Prägung oft von suggestiver Wirkung.

Schlaf ist eine versonnene, passive, echt dichterische Natur, Arno Holz, den ich nun zu charakterisieren habe, ist in sehr bewußter Weise Dichter und Theoretiker. Zielbewußt durchdachte er die Prinzipien des künstlerischen Schaffens, suchte er zu den Ursachen künstlerischer Wirkung zu gelangen. Ich erkenne drei Stadien seines Schaffens. Seine Kunst, erst nur dem Inhalte nach naturalistisch und der Form nach epigonenhaft („Buch der Zeit"), wurde vorzugsweise in den mit Schlaf zusammen geschaffenen Werken (Novellen,

ramen) auch der angewandten Darstellungsmethode nach aturalistisch. Dieser Naturalismus (als Darstellungsethode) wurde in der Lyrik durch Schlaf für alle stofflichen ebiete verwendet; daß Schlaf dennoch häufig hochpoetisch irkt, hat seine Ursache in dem Temperamente und in m künstlerischen Feingefühl des Dichters, die von den aturalistischen Beeinflussungen nicht ganz unterdrückt wern konnten. Holz dagegen mit seiner scharfsinnigen Inlligenz fand bald, daß nicht die konsequente Anwenung der naturalistischen Methode zur Kunst führte, sondern e Methode des prägnanten Naturalismus, des mpressionismus. Man darf nicht den Eindruck sezien und wieder zusammensetzen, man muß vielmehr den uchtbaren Moment, den Stimmungsträger, das suggestive esen des künstlerischen Objekts zu erfassen und zu gestalten chen. Das Mittel, um dieses Wesen, die Seele der Stimung gewissermaßen, auszudrücken, war bisher und bleibt e künstlerische Form. Auch Holz ist durchaus dieser Anht. Nach seiner Auffassung haben nämlich auch die Gchte seiner „Phantasus"-Bücher Form; aber er verwirft e nach seiner Ansicht äußerlich dem Gedichte aufgeungene Form, die Vers- und Strophengliederung, den eim und das künstlerische Schema eines Rhythmus. mpfindung und Stimmung in höchster Einfachheit und rägnanz darzustellen, wodurch sich ein natürlicher Rhythus, Hebung und Pausen von selbst ergäben, dies sieht olz, soweit ich ihn verstehe, als Ziel und Wesen seiner unst an.

Ich möchte auf dies Problem der Holzschen lyrischen orm etwas näher eingehen. Zunächst muß ich gestehen, aß es mir bis jetzt unklar geblieben ist, weshalb Holz seine erszeilen nach der Mittelachse stellt. Herrscht hier Willkür der Gesetz? Offenbaren sich so die natürlichen Pausen, oder er vorhin erwähnte natürliche Rhythmus? Steht dieser berhaupt fest bei einer lyrischen Impression? Lese ich diese icht heute so und morgen anders, je nach Stimmung, Zuill und Verständnis? Und wenn ich sie mit andern Pausen

lese als der Dichter und sie doch so genau wie der Dichter empfinde? ... Welcher Zwang und welche Willkür offenbaren sich in diesem feinen ausgeklügelten Gewebe! Ich sehe in der Tat nichts andres in Holz' poetischer Form als hier und dort rhythmisch bewegte, im allgemeinen aber nur impressionistische Prosa. Die Form ist hier tatsächlich in nichts andrem zu finden, als in der Prägnanz des einzelnen Worts und des einzelnen Satzes, also in der richtigen Auswahl der rein sprachlichen Mittel und in der knappen Abgeschlossenheit des ganzen Gedichtes. Im übrigen ist die Verseinteilung eine willkürliche, und die äußere Form in dieser Beziehung eine verschiebbare, flüssige, überflüssige. Jeder kann das Gedicht schreiben, wie er will, wie es für ihn am schönsten aussieht und am bequemsten zu lesen ist.

Wie weit diese Prosa-Poesie nun in Werken der Vergangenheit wurzelt, will ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls hat Holz als erster diese Methode der Darstellung theoretisch entwickelt und für das kleine selbständige lyrische Stimmungsgedicht prinzipiell angewendet. Und es gibt moderne Stoffe, die sich ohne Gewaltsamkeit kaum in eine andre Art von prägnanter Fassung einkleiden lassen. Daß diese Form auch eine natürliche poetische ist, wird dadurch bewiesen, daß auch andre Lyriker der Vergangenheit und Gegenwart (ich meine hier nicht die Schule des Arno Holz), nur von ihrem Gefühl geleitet, immer wieder und wieder versucht haben, gewisse Eindrücke rein impressionistisch — unabhängig von Reim und Rhythmus — wiederzugeben. Jedoch ich bezweifle es, daß diese Form allgemein anwendbar ist, dem Wesen jeder Stimmung entspricht, kurz, daß sie Reim, Rhythmus und Strophenbau ersetzt, daß sie entwicklungsfähig ist. Nur für gewisse Stimmungen und Phantasien wird sie geeignet bleiben, und der rechte Künstler wird sie wie den ihr verwandten freien Rhythmus, dessen ruhige Schwester sie ist, an der rechten Stelle anzuwenden wissen. Holz hat vermittels dieser Methode auch gerade kleine rein lyrische Gedichte geschaffen, die fast so zart und schlicht, lyrisch und gradezu melodisch wie ein Volkslied wirken. Freilich ich habe beim Lesen

dieser Verse das Gefühl, daß die Gedichte in gleichmäßig wiederkehrender Form, im einfachen Versmaß des Volksliedes, noch einfacher wirken würden. Bei solcher Gleichartigkeit der Empfindungen und Einfachheit der Mittel berühren sich die Methoden und gehen fast ineinander auf ... Aber ich bezweifle es, daß individuelle, subjektive, leidenschaftlich bewegte und ideenvolle Lyrik sich dieser Form bedienen wird. Zum Ausdruck des Tiefsten, Geheimsten und Größten bedarf die wahrhaft dichterische Persönlichkeit einer stärkeren, einer mächtigeren und individuelleren Synthese, bedarf sie der an sich wandelbaren, an sich entwicklungsfähigen poetischen Formen. Diese sind bei einem wahren Kunstwerke (ich habe die Totalität seines Wesens im Auge; brüchige, fehlerhafte Stellen spielen keine Rolle) trotzdem niemals von außen her gleichsam dem Inhalt aufgezwungen worden, sondern sie sind mit Naturnotwendigkeit aus dem Wesen der Stimmung, aus ihrem Keime hervorgewachsen. Eine derartig gewonnene künstlerische Form vermag erst ganz die Persönlichkeit, die Tiefe einer Idee und Empfindung zu versinnbildlichen, sie erst vermag auszudrücken, was vermittels des nackten, auch des prägnantesten Wortes allein nicht auszudrücken ist: in den Formen fließt das Fluidum der Empfindung gleichsam von Seele zu Seele, und die Symmetrie und Harmonie der Formen, die Wesen alles Lebens ist, ist und bleibt auch Wesen der Kunst. Abgesehen von der inneren Notwendigkeit des Gleichklangs und des wiederkehrenden Rhythmus als der die Empfindung übertragenden Media (der Klang des Reimes z. B. entspricht der Bedeutung des Gesagten, dem Sinne der Stimmung), abgesehen von der Aufgabe des Reims und Rhythmus, die Teile eines Gedichts zu einer geschlossenen Einheit zu verbinden und die Harmonie, die Grundstimmung aufrecht zu erhalten, wodurch eine Dichtung doch erst Kunstwerk und vollkommen wirksam wird — sogar aus rein klanglichen und rein rhythmischen Gründen vertiefen beide Mittel die Wirkung des Gedichts und erhöhen so die poetische Stimmung und Erregung des Zuhörers und Lesers. Und zum

Schluß: Angenommen, Holz' Methode wäre die offizielle, dann befürchte ich, daß sie zum mindesten eben solchen Zwang auf den sie anwendenden Künstler ausübt wie die alte.

Ich habe mich mit Absicht bei dieser Frage so lange aufgehalten, weil sie die modernen Probleme des lyrischen Schaffens überhaupt berührt und nicht allein in den Theorien des Arno Holz die Hauptrolle spielt. Die Frage ist nochmals zu berühren bei der Darstellung des entgegengesetzten Prinzips, des formalistischen, das in Stephan George seinen bekanntesten Vertreter gefunden hat, und bei der Darlegung der Kunst eines jüngeren Dichters, Alfred Momberts. Arno Holz selbst hat eine Anzahl Schüler gefunden, von denen Georg Stolzenberg als der namhafteste hervorzuheben ist. Übrigens ist auch Holz von pantheistischen Vorstellungen beeinflußt, wie häufig in seinem „Phantasus" zum Ausdruck kommt.

Von pantheistischen Empfindungen wird auch ein andrer Poet beherrscht, der mit Kunsttheorien jedoch wenig zu schaffen hat, aber an dieser Stelle seiner Entwicklung nach zu nennen ist: Bruno Wille. Wille ist mehr Philosoph als Dichter und als Philosoph wieder mehr Dichter als Logiker. Insbesondere hat ihn die in ihren Spekulationen tiefe Naturphilosophie Fechners, namentlich dessen Idee von der Psyche der Pflanze (Nana), von der Beseeltheit der ganzen Natur und von der Identität alles Lebens beeinflußt. In eigenartiger Weise hat er diese Ideen und andrerseits seelische Erlebnisse in den „Offenbarungen des Wacholderbaumes" poetisch bearbeitet. Seine künstlerische Art wurzelt in realistischen und auch in romantischen Empfindungen. Das kommt in den kräftig gestimmten, von Ergriffenheit zeugenden Frühlingsgedichten und in den an Novalis erinnernden Grab- und Klausnergedichten zum Ausdruck. Eine ähnliche, aber nicht so impulsive, sondern mehr in sich gekehrte, weichere Natur offenbart sich in Karl Hauptmanns Poesien „Aus meinem Tagebuch". Auch hier äußert sich ein Allempfinden in einer persönlichen, jedoch von nur geringer poetischer Gestaltungskraft zeugenden Form. Dieser Generation gehört auch ein Dichter an, dessen Welt-

anschauung nicht durch philosophische und persönliche Tiefe fesselt, sondern durch ihre schlichte, innige Wahrhaftigkeit und Genügsamkeit: Cäsar Flaischlen schöpft als Lyriker aus deutscher Gemütstiefe. Es haftet seiner Kunst etwas Lehrhaftes an, aber er gibt dies mit einer tiefen Empfindung, die nichts Überlegenes an sich hat, und mit einem treuherzigen, sonnigen, oft auch melancholisch-fröhlichen Humor. Ein stilles Sein, eine stille Kunst, die das, was uns allen eigen ist, von Seele zu Seele kündet. Unwillkürlich fügten sich auch hier Stimmungen zu zarten Prosagedichten oder prägnanten Impressionen.

Der pessimistische Geist schläft niemals in der deutschen Literatur. Im eigenartigen Verein mit klassisch idealistischen und andrerseits modern naturwissenschaftlichen Ideen erscheint er in der Lyrik Adolf Schafheitlins. Schon in den achtziger Jahren gab Schafheitlin eine Reihe von Dichtungen heraus, die sich durch Gedankentiefe, weniger durch einen persönlichen Stil auszeichneten. Gelegentlich nahm er in ihnen auch zu modernen literarischen und sozialen Bestrebungen Stellung. Ein eigenartiges Werk sind jedoch erst die später erschienenen „Saturnischen Phantasien". Eine merkwürdige Disharmonie offenbart sich in diesen Gedichten. Schafheitlin sehnt sich nach einem neuen Reiche der Schönheit und des Friedens — das klassische Altertum schwebt ihm vor, und den Anschauungen der Griechen entnimmt er seine Symbole —, aber seine lyrische Form ist nicht immer eine klassisch edle, sie ist vielmehr eine sehr impulsive, durch kraftvolle Bilder und Rhythmen eigenartig belebte. Mehr mag diese brüchige Form den Prometheus-Ideen des Dichters entsprechen. Die Titanen sind nach Schafheitlins symbolistischen Vorstellungen die Kräfte der Natur (Magnetismus, Elektrizität), die der Mensch aus ihrer Verbannung befreien muß, um mit ihrer Hilfe selbst Gott zu werden. Hier ist schließlich ein moderner befreiender Gedanke an Stelle der ursprünglich pessimistischen Ideen des Dichters getreten. Ganz und gar pessimistisch dagegen war und ist geblieben die Weltanschauung der Dichterin Marie E. delle Grazie, die auch zu dieser Generation gehört. Bei der Darstellung der

modernen Frauenlyrik werde ich das Wesen dieser Dichterin näher zu charakterisieren versuchen. Von jüngeren Dichtern huldigen pessimistischen Anschauungen sodann noch namentlich Gustav Renner und Franz Herold, die der nächsten Gruppe angehören.

In den Jahren 1894 und folgenden kommt eine neue Generation von Lyrikern zur Geltung. Unter ihnen befinden sich wiederum Dichter mit eignem Weltempfinden und eignem Stil, andre, die in erster Linie das von Stimmungen beherrschte Leben der modernen Seele in impressionistischen Momentbildern künden, und noch andre, die nur Stilisten und Formkünstler sein wollen, und schließlich Dichter der deutschen Tradition, die sich in ihrem lyrischen Empfinden älteren Lyrikern wie Storm und Fontane und neueren wie Liliencron, Falke und Busse anschließen. Jedoch fehlt die persönliche Note fast keinem von ihnen. Auch sind sie alle in erster Linie Künstler. Die Zeit der Tendenzpoesien und der lyrischen Theorien ist vorüber. Fast alle diese Dichter standen in den neunziger Jahren im Anfang ihrer Entwicklung. Ich nenne einige von ihnen: Christian Morgenstern, Wilhelm von Scholz, Gustav Renner, Hans Benzmann, Rainer Maria Rilke, Richard Schaukal, Börries Freiherr von Münchhausen, Friedrich Lienhard, Arthur von Wallpach, Emanuel von Bodman, Wilhelm Holzamer, Albert Geiger, Hugo Salus, Ernst Lissauer, Hermann Hesse und Georg Busse-Palma. Auch einer der feinsten Poeten der Modernen, Wilhelm Weigand, trat erst jetzt mit reifen, formvollendeten und eigen empfundenen Poesien hervor. In dem folgenden sollen diejenigen dieser Dichter, die als die eigenartigsten erscheinen, rein aus ihren Werken heraus, ohne Rücksicht auf Zusammenhänge, charakterisiert werden. Dagegen sollen, wie schon bemerkt wurde, Aufzählungen von kleineren Talenten und kurze Etiquettierungen möglichst vermieden werden. Für sich sind Alfred Mombert und Peter Hille und andrerseits Stephan George, Hugo von Hofmannsthal und ihr Kreis zu kennzeichnen.

Christian Morgenstern — einer der vornehmsten und selbständigsten der modernen Lyriker ist mit ihm allzufrüh abhingegangen — war eine ganz in sich lebende und mit der großen und kleinen Natur um sich herum in tiefster Harmonie verwobene Persönlichkeit. Philosophisch angelegt, war er von Kant her über Nietzsche zu einem heiteren Fatalismus gelangt. Oft haftet seinen Dichtungen ein bewußtes, ein gedankliches Moment an. Er war ein Sinnierer, ein Bedenker und ein Former von Gedanken, ein Bildner von lebendigen Symbolen. Und er war andrerseits doch ganz Hingebung an die Natur, ein Hineinhorcher in ihre Stimmen, Urtöne und ewigen Rhythmen. Und in diesen Stimmungen, in denen er das Beste fand, was ein Mensch finden kann, das große Schweigen, das in der Natur versunkene, mit ihr sich ganz eins fühlende Sichselbstvergessen, war er auch als Künstler recht eigentlich er selbst. Es sind die reinen, seelisch tief bewegten Naturgedichte seiner Gedichtbände: „Ein Sommer", „Und aber ründet sich ein Kranz", „Melancholie", „Einkehr", „Wir fanden einen Pfad", des Tagebuchs „Stufen" und der „Epigramme und Sprüche". In den zumeist kurzen Gedichten und Tagebuchblättern dieser Hefte lebt jener orphische Klang, jene große Stimmung, die uns als die Poesie an sich anmutet, der Urklang der Wälder, des Meeres, der Stürme, das ewige Summen und Singen der grenzenlosen Heide. In diesem Sichselbstempfinden, das gleich einem Sichselbstvergessen ist, ging das tiefste Gefühl, das fast einseitig männliche, im edelsten Sinne egoistische Gefühl des Dichters auf: es war sein Lebensgefühl. Und hieraus entsprang die melancholisch-heitere Art seines Wesens, sein überaus feines Verständnis für alles Persönliche, für jede seelische Regung des andern. Hieraus entsprang auch die souveräne Reinheit und Keuschheit seiner Natur. Und endlich die allgewaltige heimliche Sehnsucht nach einem gleichgestimmten weiblichen Wesen. Die zarte innige Liebe, der er fähig war, klingt wie ein Volkslied innig und schlicht aus manchem Gedicht seiner letzten Bände hervor.

Wilhelm von Scholz' Eigenart wurzelt im Mystisch-Naturhaften, fast möchte ich sagen in einer dumpfen Dämonie, die nach Erlösung und Befreiung ringt und weder das befreiende Gefühl noch das erlösende Wort finden kann. Sie wurzelt im Schicksalhaften, im Menschlich-Problematischen, Gehemmten, Gebundenen. Und alle Natur steht ebenso verzaubert, ebenso im dumpfen Brüten und im verharrenden Warten unaufgeschlossen vor dem Dichter, um ihn herum, und er selbst ist nichts weiter als ein Spiegel, der diese dunklen elementaren unlösbaren Geheimnisse und Rätsel in sich aufnimmt. Man könnte allgemein sagen: diese Stimmung, dieses Wesen ist das einzig wirkliche, denn nie wird dieser dumpfe tragische balladeske Bann und Stil durchbrochen. Von keinem. So und nicht anders ist das Leben: rätselhaft, unerlöst sich weiter spinnend, hinflutend mit Strömen, Bergen, Seelen, Hirnen, Sternen und Sonnen: eine dämonische Masse. Das mag objektiv richtig sein. Aber das Entscheidende ist doch wieder der Mensch mit seiner Art, mit seinem Gefühl, mit seinen Illusionen. Wo dieser siegfriedhaft oder auch christushaft gerichtet ist, da wird Sieg, Licht, Selbstaufopferung, Erlösung, Himmelfahrt und ewig wiederkehrende Pfingsten sein ... Aber ist nicht doch jene tragische Grundstimmung die immanente und alles andere Illusion? Und das ist nun das Große an der Kunst und an dem Wesen dieses Dichters: Sein Suchen, Tasten, Sichselbstbespiegeln, das Dunkle seines Stils und seiner Natur ist eigentlich doch instinktive Erkenntnis des Wirklichen, des Ungöttlichen, Naturhaften, ist selbst das unerlöste und nicht zu erlösende Dasein ... Alles, was Scholz an Lyrik, an Dramen usw. gedichtet hat, ist im Grunde aus dieser einen Lebensstimmung dunkel und dickflüssig, doch wie das verworrene Wesen der Erscheinungen, der gebundenen Kreatur selbst, wie der Stil der Dinge selbst emporgequollen. Kontemplativ, reflexionär, mystisch versonnen, rein selbstisch, eremitenhaft und daher nicht beseelt durch die Herzlichkeit eines warmen aufhellenden Gefühls. Kein Schrei und kein Schluchzen, keine Zärtlichkeit. Sondern im letzten Grunde Verschwiegenheit

nd Verschlossenheit. Ein Gast, der nicht anders kann. Ein
rnster männlicher Mensch. Aber in allem auch diese tiefe
hmerzhafte unerlöste bannende Stimmung, dieses dunkle
ragische Verhängnis, dieser eine mystisch-balladeske Stil,
er allen Dichtungen den Eigenwert einer bestimmten Natur
ibt. Und das ist endlich für den Empfangenden das Aus-
hlaggebende, das Wertvolle, Bedeutende, Fesselnde an diesen
Dichtungen: der eigene Stil, der Persönlichkeitswert. Und
o gehört Scholz nach Liliencron und Dehmel neben Christian
Morgenstern, Ernst Lissauer, Rainer Maria Rilke zu den
virklich Schaffenden, Gebenden, Geschlossenen und Bleiben-
en der älteren Dichtergeneration der Gegenwart. Sich in
ein Wesen und Werk zu vertiefen, bedeutet edelsten Gewinn,
ragisches Genießen, ein Hineinhorchen in die Melancholie
es Weltalls, mystisch-dunklen Nachklang . . .

An dieser Stelle ist auch die reiche und in allen ihren Entwicklungsphasen immer von intuitiver Gestaltungskraft und schöpferischer Phantasie zeugende Persönlichkeit Rainer Marias Rilkes zu kennzeichnen. Ein geborener Dichter wie Christian Morgenstern und Wilhelm von Scholz. Doch von einer einzigartigen unmittelbaren Treffsicherheit, von einer fast unvergleichlichen genialen Ausgeglichenheit in seiner ersten lyrischen Kunst, in den feinen zarten Liedern und Landschaften seiner Versbücher „Larenopfer" (1895), „Traumgekrönt" (1897), „Advent" (1898) und „Mir zur Feier" (1900). Fast bedauern möchte man es, daß dieser ganz ursprüngliche Poet, dieser Lyriker von Geblüt, dessen großes Können sich zunächst in einer feinen zarten Naturfymbolik, in einer reinen Empfindung für das Volksliedmäßige, für das Einfache, Unmittelbare, für den zauberhaften lyrischen Klang und alle Nüancen des beseelten Wortes, der Stimmung offenbarte, sich später in mystisch-spekulativer, metaphysisch-paradoxer Lyrik verlor („Das Stundenbuch", 1906), wenn nicht diese neue Entwicklung an sich einen Reichtum von neuer Schönheit und Tiefe des Gefühls, ein starkes innerliches Erleben in Ekstasen und Visionen voll Andacht und Inbrunst für das Naturhaft-Göttliche — im Sinne

Spinozas, Gott in der Natur und die Natur in Gott — erschlossen hätte. In ihrem Gefühlsgehalt, in ihren in sich versunkenen Kontemplationen, in ihrer seraphisch abstrakten, doch immer auch von Inbrunst, Hingebung und Andacht überquellenden Mystik ist dies unmittelbare religiöse Dichtung, und man könnte sie katholisch nennen, um ihren *positiven* Gehalt zu kennzeichnen. Aber für das weitere Schaffen des Dichters konnte diese schließlich sich selbst verzehrende oder sich selbst abkühlende Glut nur ein läuterndes Feuer, eine Vorbereitung für eine neue freie Betätigung seelischer und gestaltender Kräfte bedeuten, eine Vertiefung seiner ganzen Lebensstimmung, die sich nun von einem durch Inzucht der Gefühle gefährdeten Subjektivismus zu freieren, in sich selbständigen bedeutsamen Gestaltungen, symbolischen Objektivierungen von seelischen Erlebnissen zuwandte. Rilkes Lyrik in den beiden Teilen der „Neuen Gedichte" vereinigt in sich in volleren Formen und in reifem originalen Ausdruck die veranschaulichende Stimmungskunst der frühen Gedichte mit der starken Innerlichkeit der späteren des „Stundenbuchs", dessen monotone Mystik jedoch überwunden ist. Die Gedichte leben nun ihr Eigenleben in Balladen und Legenden, in in sich abgeschlossenen Kristallisationen von Erlebnissen und seelischen Zuständen, psychologischen Problemen. Gedichte reifer schöpferischer Männlichkeit, souveräner Phantasie. Gedichte, in denen der Mensch und Künstler, um sich ganz zu offenbaren, nach neuen Ausdrucksformen, nach einer neuen lebendigen Sprache sucht. Und nun ist es, als hätte dieser im Tiefsten unruhige, spürende, ahnende Geist, um es kurz so zu nennen, in der Sprache seiner neuen Kunst die Ausdrucksmöglichkeiten des späteren Expressionismus vorweggenommen, auch leider die Manieren und Unmanieren dieser jüngsten Kunst. Infolge des bizarren, indirekten Ausdrucks, der lapidaren und doch wieder umständlichen und geschraubten, zerhackten Sprache sind viele der eigenartigsten neuesten Gedichte Rilkes schwer zu verstehen. Und mag ein ganz persönlicher, ja organischer Stil sich in diesen seltsamen, oft abstrakten, oft überanschaulichen Gebilden auch

wurzelecht und in seiner Art unmittelbar offenbaren, es wäre zu wünschen, daß dieser hochbegabte Dichter nunmehr mit dem Vollgehalt seines Lebens und seiner Phantasie zur schlichten Einfachheit der Seele und des Wortes, zur reinen Empfindung und lichtvollen Gestaltung zurückkehrte. Für alle Nervenarbeit, die für das Studium dieser letzten Lyrik Rilkes aufzuwenden ist, aber entschädigt den künstlerisch Genießenden auch in diesen neuen Gedichten wieder und wieder eine tiefsinnige Schönheit des Ausdrucks, Größe und Kraft des Seelischen in einzelnen Legenden und balladenartigen Gedichten.

Einen Höhepunkt erreicht diese persönliche Lyrik noch einmal in der späteren Kunst Lissauers.

Zunächst sind jedoch noch einige ältere Dichter zu behandeln, die ebenfalls um die Mitte der neunziger Jahre ihre ersten Versbücher veröffentlichten.

Friedrich Lienhards Gedichte sind von überraschend ungleichem künstlerischen Wert. Hier — und zwar zumeist — abstraktes Empfinden und nüchterne Darstellung, dort feiner empfundene Naturpoesie, rhythmisch kräftige Heidestimmungen im Tone des Robert Burns, zarte romantische Sehnsuchtsklänge und starke Gedanklichkeit in bewegter eindringlicher Sprache. Zweifellos ein dichterischer Wille, der an den Grenzen des Könnens gehemmt wird. — Eine Hoffnung war seinerzeit Gustav Renner. Ein überstarker Drang nach Wahrheit, eine allen Illusionen abgewandte Weltanschauung, eine schwere, ernste, deutsche Grundstimmung kennzeichnet seine subjektive, pessimistische Lyrik. Trotz aller Not und Drangsal aber durchbricht Lebensgefühl mit elementarer Gewalt immer wieder diese dunkle Grundstimmung, — ein Idealismus, der seine Hoffnung und sein Vertrauen auf die Zukunft und auf den Fortschritt der Kultur setzt und das Leben tapfer zu überwinden sucht. Insbesondere zieht den Dichter die symbolische Gestalt Ahasvers an, wie überhaupt für ihn ein lyrisch-epischer Stil charakteristisch ist, wuchtige Symbolik und Rhythmik. — Eine Gottsuchernatur ist auch der pathetische Gustav Schüler, dessen früheste Gedichte unzweifelhaft

starke dichterische Energien und in Wort und Gefühl Gestaltungskräfte offenbaren, die eine reiche Entfaltung zu verbürgen schienen. Dies gilt auch namentlich von seinen Balladen, in denen diese alte lyrisch-epische Form durch die Inbrunst des Gefühls, durch die Darstellung seelischer Probleme und durch eine nüancenreiche Sprache eine bedeutsame Verinnerlichung erfuhr.

Der eigentliche Balladendichter dieser Generation ist Börries Freiherr von Münchhausen. Seine Sprache strebt nach plastischer Wirkung, nach festem Stil und strengem Gefüge. Der Stil der deutschen und englischen Ballade, aber nicht minder der feinere, biegsamere der Romanze zieht ihn ganz besonders an. Seine Balladen erinnern an die Fontanes und des Grafen Strachwitz, obwohl sie nicht durchweg von so feinem lyrischen und seelischen Leben und Sprachzauber erfüllt sind und auch nicht so elementar wirken wie die des ersteren. Seine persönliche Lyrik, geradlinig und nicht reich an künstlerisch originalen Zügen, wirkt doch infolge ihrer ungesuchten Frische und Wärme und durch den unmittelbaren Ton des Erlebten reizvoll und eigenkräftig.

Wenn irgendein moderner Poet sich mit Konrad Ferdinand Meyer vergleichen läßt, so ist es Wilhelm Weigand. In seinem Buch „In der Frühe" herrscht edles und feines Formgefühl und auch persönliche Empfindung. Weigand ist jedoch viel weicher und lyrischer als Meyer; aber beiden ist Gemütstiefe neben feinstem Gefühl für harmonische Gestaltung des individuell Empfundenen eigen. — Auch der Süddeutsche Albert Geiger gehört in diesen Kreis. Er gibt sich vielseitig: schwungvolle, hochgestimmte Tristangesänge wechseln mit seelisch zarten Liebesgedichten, Mädchenliedern, Waldträumereien und ganz süddeutsch empfundenen legendenartigen Gedichten, die in ihrem schlichten Stil an alte Holzschnitte erinnern. — Schwere seelische Erlebnisse haben Wilhelm Holzamer, der bereits in seinen ersten Versen eine gewisse Eigenkraft zeigte, aber auch noch Abhängigkeit, z. B. von Gustav Falke, zur lyrischen Kunst des Herzens hingeführt (vgl. das Buch „Carnesie Colonna"). Die feineren

Reflexionen der Seele erscheinen in einer zarten und melodischen Sprache und gleiten wie Träume voll süßer schwerer Melodie vorüber. Bisweilen unterbricht eine Phantasiedichtung größeren Stiles diese stillen Poesien: auch sie ist dann zart abgetönt, in ihren matten seidenweichen Farben reich und warm wirkend wie alte Gobelins. — Ein jähes Schicksal hat uns auch diesen aus Tiefen des Gemütes schaffenden Dichter und wahrhaft vornehmen Menschen allzufrüh entrissen. —

Auch der Österreicher Richard Schaukal gehört bereits mit seinen ersten Versbüchern der Zeit nach diesem Kreise an. Schaukals Lyrik hat im Grunde keinen eigenen Ton. Sie blieb zunächst Stimmungs- und Impressionslyrik mit kleinem Gehalt und von äußerlicher Wirkung. Den Charakter oder Stimmungsgehalt einer originellen Zeit, etwa der Ludwigs XIV. oder des Rokoko, ebenso seltsame, ja perverse psychologische Stimmungen weiß der Dichter in anschaulich geistvoller Prägnanz darzustellen. Aber neben diesen recht äußerlichen Impressionen findet man in seinen Gedichten späterer Zeit in wachsender Zahl lyrisch zarte Lebensstimmungen, die mir mit ihren einfachen seelischen Reizen doch sehr beachtenswert zu sein scheinen. — Mit Geschmack und oft mit seelischer Vertiefung pflegt der Prager Hugo Salus Stimmungs- und Genrelyrik, fein pointierte Reflexionspoesie, die freilich im Grunde mehr geistreich, pointierende Verstandes- als Gemütsdichtung ist. Frisch in Farbe, Bild und auch Gefühl in den ersten Büchern des Dichters, wirkt diese Verskunst in den späteren Büchern doch oft recht monoton, nüchtern und prosaisch, ohne Eigenart. — Im Gegensatz hierzu trifft Franz Herold, ein leider viel zu wenig bekanntgewordener österreichischer Dichter von tiefer Empfindung und künstlerischem Feingefühl, den innerlichen lyrischen Ton oft ganz rein, abgesehen davon, daß aus jedem seiner Gedichte ein Erlebnis spricht und aus seinem Gesamtwesen eine wertvolle Persönlichkeit, die sich leider ganz dem Pessimismus hingegeben zu haben scheint.

Etwas später als alle diese begann Maximilian Dauthendey, und zwar mit den mysteriös sonderbaren

Gesängen seiner Bücher „Ultra-Violett" und „Reliquien" (1900). Eine ähnliche, wenn auch nicht so elementare phantasie- und ideentiefe Natur wie Alfred Mombert offenbart sich in diesen ersten Gedichten. Auch hier ein Zurückgehen auf einfachste Tiefe, auf den Urton, auf einen fast lapidaren Stil, eine äußerst freie Anwendung aller sprachlichen Mittel, auch hier möglichst unmittelbare Offenbarung eines Innenlebens, ein Schwanken zwischen wesenlosen vagen mystischen Stimmungen und grellen orgiastischen Erschütterungen. Schwüle Natursymbolik neben asketischer Weltabkehr bis zum Nihilismus, tiefste Einsamkeit und Verlassenheit neben den ehernen Versen prometheischen Trotzes. Welch eine andere Entwicklung aber nahm dann nach einem tiefen Liebeserlebnis diese sensible, im Grunde liebesreiche, üppige Künstlernatur! Jahr für Jahr entstehen die bunten Liederreihen, all die tausend Gesänge, die nur von der Liebsten singen, in nicht endenden entzückend schönen und zarten Bildern, voll farbiger Naturstimmung, — die feinen Lieder von der „ewigen Hochzeit", von der „geflügelten Erde", vom „weißen Schlaf", vom „Lusamgärtlein" und die „in sich versunkenen Lieder im Laub". Lieder von einer sich nicht erschöpfenden Inbrunst und Lust an der Liebe, — die einen wollüstig und üppig wie Liebeslieder aus Persien und Indien, die andren zart und fein wie japanische Aquarelle, und wieder andre einfach und innig wie ein deutsches Volkslied. In allen Liedern auch der undefinierbare persönliche Ton des Dichters wie die eine Musik des Herzens, der uralte einfache Rhythmus der ewigen Gefühle. Als einer der wenigen Modernen so ursprünglich subjektiver Art ist Dauthendey zu dieser Unmittelbarkeit des Gefühls, zu dieser einfachen Natürlichkeit in Sprache und Formen, zu dieser klaren feinen Bildlichkeit zurückgekehrt, in einem rechten Verstehen des Wesens der lyrischen Kunst.

Auch Ernst Lissauer ist später als alle diese Dichter mit Versbüchern hervorgetreten („Der Acker", 1907; „Der Strom", 1912; „1813", 1913; „Bach" 1916 u. a.). Sein Dichten bedeutet wiederum einen Höhepunkt in der Entwick-

ung der Lyrik letzter Jahrzehnte. Lissauer gehört zu den eltenen von inneren Erschütterungen, von Andacht und Ehrfurcht getragenen Dichtern. Sein Stil ging hervor aus Inbrunst und Zucht. Wie an einer inneren Weißglut härete der Dichter Stil und Gefühl zunächst zu knappen Symbolen und Synthesen. Fast qualvoll rang er nach prägnantester Einfachheit. Und dann wieder türmte er Gefühle und Begriffe wie Felsenquadern aufeinander. Abrupt setzt er nackt die Worte hin. Fast überplastisch. Das aber war Reichtum, Stärke, Kraft und Zucht. Allein die Dämonie der inneren Gewalten, der Gesichte, Legenden und Balladen, die Visionen, das große All mit seiner göttlichen Magie waren stärker. Und neben der Prägnanz des Künstlers ging immer einher die orphische Flammensäule des Dichters, der in allem, in jedem Kleinsten und Größten und in sich selbst die Kraft des Schöpferischen verspürte. Und so entstanden die großen, kühnen Gottmenschen-Gedichte des Bach-Zyklus, so die von balladesker Dämonie, von Allgefühl erfüllten Visionen des Buches „Ewige Pfingsten“: die „Predigt Savonarolas“, die Statuenkolosse „Luther“ und „Beethoven“, Apotheosen des schöpferischen Menschen wie „Die Verklärung Goethes“, — alles Gedichte voll von einer übermächtigen Inbrunst des Gefühls und voll von jener Magie, die sich zur Klarheit des schöpferischen Gedankens durchglüht und die Natur endlich meistert, voll von jenem Göttlich-Menschlichen, das aus gärendem Leben und Bewegtwerden, aus Chaotisch-Unbewußtem das Bewußte, den Logos, das Symbol emporhebt. Der Gott Mensch, der Gott Ich — nicht im Sinne Nietzsches, sondern im naturhaften Sinne des Elementaren, eines schöpferischen kategorischen Imperativs, eines großartigen Instinkts. Solch eine Persönlichkeit, solch ein naturhafter Mensch kann den Skeptizismus und den Pessimismus nicht begreifen, sie sind seinem Wesen fremd. Solch ein Dichter ist geborener Optimist, geborener Verteidiger der göttlichen Idee, Kämpfer mit Gott — nicht um Gott — durch Lebensnot und alle Passion. Und dieses Selbstbewußtsein, das den Gott in der Seele des Menschen

sichtbar und schöpferisch unbeirrbar empfindet, wirkt sich auch in den Gedichten des Buches „Der inwendige Weg" aus, es wird in ihnen in Weltlust und Lebensnot zu einem tief empfundenen Glücksgefühl. Dieser naturhafte Optimismus — betont sei das Naturhafte, das Nichtangelesene, Nichtübermachte —, dieses organisch lebendige Lebensgefühl eines so starkherzigen Dichters ist eine Gottesgabe, die unserer Zeit zum Troste und zur Freude gegeben ist. Die Empfindung hat sich hier unmittelbar gestaltet, das Ausleben in der Empfindung hat die tönernen Schlacken der gewaltsam sich aufdrängenden Formen, Worte und Bilder fortgeschwemmt, so daß die Seele ganz in ihrem eigenen Elemente frei atmet. Aus schwerem Erleben, aus tiefem Schmerz kam diese Befreiung des Seelischen, aber auch aus tiefstem Glück. Nirgends fand ich mehr Empfindung in Lissauers Gedichten als in den Ehegedichten dieses Buches. Es ist, als ob der Dichter der sich sonst riesenhaft spiegelte auf den Flächen des Meeres in den Gewalten der schöpferischen Natur und in Gestalten der Geistergeschichte, hier erst recht eigentlich menschlich wird.

Es widerstrebt mir, alle die jüngeren Dichter von Begabung, doch von für die Entwicklung der Lyrik geringerer Bedeutung hier — jeden mit einem Beiwort — aufzuzählen. Ich muß an dieser Stelle auf die Sammlung selbst verweisen. Nur einige, die mir, sei es in individueller oder formaler Beziehung, besonders wertvoll erscheinen, möchte ich herausheben.

So scheint mir Leo Sternberg wegen des persönlicheren Gehalts seiner Lyrik, in der dichterische Eigenkraft, eigenartige Lebens- und Weltstimmung zum Ausdruck kommt, Beachtung zu verdienen. Ebenso der erst spät mit Gedichten hervorgetretene Hermann Ploetz, dessen persönlich gehaltene Lyrik mehr durch Erlebnis, Heimat, warme Empfindung, Schicksal als durch ideelle und formale Originalität bestimmt wird. Hierbei möchte ich auch eines früh Verstorbenen gedenken, Karl Engelhards, dessen starke Begabung sich namentlich in naturhaften, psychologisch reizvollen Balladen echtesten Gepräges offenbarte.

Neben diesen individuelleren Erscheinungen ging auch
immer eine Kunst der feineren einfachen liedartigen Formen
nher, in der die reine Empfindung, losgelöst von aller
eflexion, den romantisch-realistischen Klang des Volksliedes,
s romantischen Liedes und der kleinen Ballade oder Legende,
enn auch individuell getönt und nüancenreich gestimmt,
ieder aufnahm. Vertreter dieser rein liedartigen lichtvollen,
elancholisch-heiteren Poesie im Sinne der Liederdichter
oethe, Eichendorff, Mörike sind Hermann Hesse, vielleicht
uch Ludwig Finckh (in seinen ersten Gedichten), Alfred
aquet, der später poetisch ganz anderen persönlicheren
ielen zustrebte, und vor allem Felix Braun. Dieser
tzte namentlich von einer zarten Unmittelbarkeit der Emp-
ndung in dem reinen Zusammenwirken von Klang, Bild,
efühl und Symbolik. In diesem Zusammenhange möchte
h eines früh Verstorbenen gedenken, Walter Calés, dessen
anz einfache, rhythmisch und klanglich in reinen Empfin-
ungen und Ahnungen schwingende Lyrik an die ätherisch-
raphische Art des Novalis erinnert.

In der unmittelbaren einfachen Gestaltung den eben Be-
rochenen ähnlich, doch von ganz anderem, fast möchte ich
gen, gesünderem realistischeren Geiste und Gefühl beseelt,
ichtet der Schwabe Hans Heinrich Ehrler seine gemüt-
ollen prägnanten liedartigen Stimmungen, in denen sich
nmut und lyrische Ergriffenheit, Natur und Seele, Land-
haft und Erlebnis jedesmal zu höchst unmittelbarer Wir-
ung verbinden. Individueller, doch ähnlich unmittelbar und
infach, in edler Geschlossenheit wirkt die lyrische Kunst
Bruno Franks.

* * *

Für sich zu betrachten sind die Dichtungen einiger Lyriker
on verschiedener Eigenart. Diese Dichter haben aber mit-
inander gemein, daß jeder von ihnen das seinem Fühlen
ntsprechende Kunstprinzip bis zum äußersten durchführt; auch
st beider Kunst symbolisch deutbar. So ist Stephan
Georges Kunst ganz formalistisch, die Alfred Momberts

dagegen ganz Intuition, direkt wiedergegebenes Seelen- und Traumleben, der Darstellungsmethode nach also eigentlich naturalistische Kunst. Die exklusive Stellung, die beide als extremste Vertreter entgegengesetzter Kunstanschauungen einnehmen, rechtfertigt diese Sonderbetrachtung.

Wenn man eine Zeitlang hauptsächlich von symbolistischer oder formalistischer Kunst sprach, so meinte man damit vorzugsweise die Bestrebungen Stephan Georges und seines Kreises. Es war natürlich, daß, grade als der Naturalismus seine letzten Konsequenzen gezogen hatte und am Ende seiner Kunst angelangt war, eine andre Bewegung — die gegensätzliche — einsetzte. Diese neuen Poeten gingen jedoch in ihrer Weise — in der Betonung der edlen Form — ebenso wie die Naturalisten über Ziel und Wesen der Kunst hinaus. So kam jene Artistenpoesie auf, die das Formelle übertreibt und ihm eine übers Ziel hinausgehende Bedeutung zumißt, die Kunst der prunkenden Worte, die Form an Form, Bild an Bild, Klang an Klang fügt, und doch oft nur um des erlesenen Wortes und einer schönen Geste willen. Das Wesen der Kunst ist aber nicht Form an sich, nicht starre Schönheit und kalte Erhabenheit, Wortwirrsal ohne innere Notwendigkeit, sondern Versinnbildlichung. Ebenso wichtig wie die Form ist die Vorstellung selbst, die Idee oder die Empfindung, die Wurzelboden für das künstlerische Gebilde ist. Eine Begabung wie George kann natürlich nicht ganz durch ein äußerliches Gebaren sich verleugnen. Es fehlt auch diesem starren Formalisten nicht an tiefer Empfindung und an eignen Ideen, durch die sich eine Be sondre Weltanschauung ausdrücken möchte. Am besten gelingt ihm das Idyll, die Elegie, die sinnvolle Allegorie und ruhige Hymne. Diese Dichtungsarten entsprechen seinem anscheinend leidenschaftslosen, disziplinierten Wesen. Er liebt das gedämpfte Pathos, er feiert immer Feste der Freundschaft, der Liebe, der Natur. Folgende Verse, die genau in der Schreibweise des Dichters wiedergegeben werden, mögen für den Dichter und Künstler Stephan George charakteristisch sein.

Juli-Schwermut.

Blumen des sommers duftet ihr noch so reich:
Ackerwinde im herben Saatgeruch
Du ziehst mich nach am dornenden geländer
Mir ward der stolzen gärten sesam fremd.

Aus dem vergessen lockst du träume: das Kind
Auf keuscher scholle rastend des ährengefilds
In ernte-gluten neben nackten schnittern
Bei blanker sichel und versiegtem krug.

Schläfrig schaukelten wespen im mittagslied
Und ihm träufelten auf die gerötete stirn
Durch schwachen schutz der halme-schatten
Des mohnes blätter: breite tropfen blut.

Nichts was mir je war raubt die vergänglichkeit
Schmachtend wie damals lieg ich in schmachtender flur
Aus mattem munde murmelt es: wie bin ich
Der blumen müd. Der schönen blumen müd.

Traum und Tod.

Glanz und ruhm! so erwacht unsre welt
Heldengleich bannen wir berg und belt
Jung und groß schaut der geist ohne vogt
Auf die flur auf die flut die umwogt.

Da am weg bricht ein schein fliegt ein bild
Und der rausch mit der qual schüttelt wild.
Das gebot weint und sinnt beugt sich gern
„Du mir heil du mir ruhm du mir stern."

Dann der traum höchster stolz steigt empor
Er bezwingt kühn den Gott der thn kor
Bis ein ruf weit hinab uns verstößt
Uns so klein vor dem tod so entblößt!

All dies stürmt reißt und schlägt blitzt und brennt
Eh für uns spät am nacht-firmament
Sich vereint schimmernd still licht-kleinod
Glanz und ruhm rausch und qual traum und tod.

Symbolisch bedeutsam wirkt auch die Lyrik Hugo von Hofmannsthals, sie zeigt im Gegensatz zu Stefan George jedoch einen eigentümlich elastischen Stil und ist insbesondere psychologisch tief und fein. Sie ist üppig emporgewachsen aus den Reflexionen der komplizierten und egoistischen

modernen Seele, die sich fortwährend nur mit sich selbst beschäftigt und an nichts Großem und Kräftigem sich begeistern kann, vielleicht weil sie die Nichtigkeit alles Seienden durchschaut. Alle naive Kraft, alle Freude am großen, zukunftsfrohen Leben, alle Fühlung mit der Volksseele ist diesen Dichtern bei ihrer steten Beschäftigung mit ihrer Kunst und ihrer Seele abhanden gekommen. Hofmannsthal mutet manchmal ebenso dunkel, unverständlich und manieriert, ja geschmacklos wie Stephan George an. Aber eigen ist ihm in seinen besten Gedichten auch eine vornehme Schönheit und Bedeutsamkeit des Ausdrucks. Und wie Goethe gibt er seine frühreife Lebensweisheit, die in einem ruhigen lebens- und genußfreundlichen Fatalismus gipfelt, in blühenden Allegorien und Sinngedichten. Seine feinste Lyrik ist in seinen kleinen Dramen enthalten. Hervorgehoben sei z. B. aus dem „Tod des Tizian" die sprachlich und seelisch tiefe Nachtstimmung.

Von jüngeren Dichtern dieses Kreises und dieser Art ist hervorzuheben Karl Vollmoeller. Sein Romanzenzyklus „Parzifal" enthält Stimmungen von großer gedanklicher und sprachlicher Schönheit. Ganz abgesehen davon, daß das alte Abenteurer- und Schicksalsmotiv hier eine vertiefte Deutung und psychologisch bedeutsame Weiterentwicklung erfahren hat. Auch Vollmoellers Dramen, „Die Gräfin von Armagnac" u. a., sind lyrisch stilisierte Dialoge. Diese Kunst ist eine vielleicht allzu feine, doch lebendige, poesievolle Romantik.

Auch Rudolf Borchardt ist in diesem Zusammenhange zu nennen. Seine erst kürzlich erschienenen Jugendgedichte enthüllen einen seltenen Reichtum von seelischen Offenbarungen, künden zarteste Verinnerlichung des Ausdrucks, lyrisch schwingende Empfindungen, große tragische Lebensstimmungen in lebendigen Symbolen, eine Phantasie so intensiv durchglüht von Eigenleben wie etwa die herrlichen Phantasien und Offenbarungen Swinburnes. In einigen seiner Gedichte lebt der wunderbare magische Klang und dämonische Rhythmus der Ballade als einer urtümlichen tragischen Lebensstimmung im Sinne der großen keltisch-germanischen Dichter, eines Coleridge, Poe u. a.

Alfred Momberts Poesien sind seelische Erlebnisse, Weltanschauungsträume, Visionen und Vorstellungen subjektivster Art in unmittelbarster Wiedergabe. Wer sich oberflächlich mit ihnen beschäftigt, der wird nichts weiter als ein Chaos von wirren Bildern und seltsamen Visionen wahrnehmen. Auch die, die sich mit Liebe in diese merkwürdigen Poesien vertiefen, werden immer wieder auf Stellen stoßen, die ihnen unverständlich bleiben. Eine eigentümliche bannende Stimmung lebt dennoch in diesen ungeformten Vorstellungen, jene Zwielichtstimmung, die Menschen durchleben, wenn Unbewußtes in ihnen bewußt wird, wenn Einfälle und Eindrücke sich zu Vorstellungen, Träumen und Ideenverbindungen verdichten, wenn das elementare, noch kaum vom Willen gezügelte Triebleben der Seele sich regt und aus geheimnisvollen, schöpferischen Gründen Bilder, Gestalten und Visionen magnetisch emporhebt. Wer in dieses Chaos hinabzutauchen vermag, dem wird Momberts Dichtung auch künstlerische Offenbarungen und schöpferische Stimmungen von abgründiger Tiefe bieten. Nur von solchem Standpunkte aus wird man den Dichter verstehen und würdigen können: er stellt seelische Vorgänge dar, wie sie bisher noch nicht dargestellt worden sind. Wo die Vorstellungen selbst noch wirre, halbwache, kommende und schwindende sind, da kann natürlich noch keine organische Kunst vorhanden sein, sondern nur werdende, elementare Kunst. Als solche gewährt Momberts Poesie Einblicke in ein dem Visionären ganz hingegebenes Innenleben, in ein sich in steter Gestaltung und Wandlung befindendes Weltempfinden, das in der Überwindung des Todes und des Lebens durch die menschliche Phantasie zu gipfeln scheint, in der Illusion, daß nur der Mensch kraft seiner alle Reiche der Geschichte und des Lebens, der Ewigkeit und Unendlichkeit durchfliegenden, das tote starre Sein also eigentlich erst belebenden Phantasie Schöpfer und Gott ist. Erst dieses Leben der Vorstellungen, der Phantasie ist das Leben, das Heimatland des „Glühenden". Auch Mombert gelangt wie andre moderne Dichter zum pantheistischen Universalismus. Dem gegenüber, der diese in ihrem

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wesen chaotischen Halluzinationen für die neue Kunst, für die Kunst der Zukunft hält, muß allerdings betont werden, daß auch in Zukunft ein großer Künstler stets das innigste Gefühl für das künstlerische Empfinden seines Volkes haben wird, so daß er gar nicht anders kann als sich und sein tiefstes Wesen in zwingender, suggestiver, unzweideutiger Deutlichkeit offenbaren: durch seine vollendete Kunst wird Ursache, Höhepunkt, Nerv und Seele, kurz die ganze Atmosphäre seiner Stimmung wach und wirksam werden; Vorstellungen wird er in uns lösen und diese durch keinen äußeren Umstand, durch keine formelle Disharmonie und Dunkelheit stören, mögen sie an sich auch von höchster Tragik, voll Schrecken und Pein, voll Wirrnis und Disharmonie sein.

Ein echtes poetisches Talent war der Sonderling Peter Hille. Seine hymnenartigen Gedichte, die man freilich nicht auf die Bedeutung des einzelnen Worts hin untersuchen darf, sind intuitiv empfunden und durchsetzt von einem starken Naturgefühl. Namentlich die Seele des Mädchens weiß dieser ahnungsvolle kindliche Träumer mit all ihrem unbewußten Leben in pflanzenhaft zarten Worten und Versen zu deuten und darzustellen.

Diese Dichter leiten bereits frühzeitig zu der jüngsten künstlerischen Bewegung hinüber, die man „Expressionismus" genannt hat. Auch Rilkes letzte Entwicklung nahm diesen Weg. Eines bereits seit Jahrzehnten in diesem rein geistig unmittelbaren Sinne schaffenden Dichters muß ich jedoch noch gedenken. Es ist der Führer, der bedeutendste Schaffende im „Cbaron-Bunde": Otto zur Linde. Ihn kennzeichnet ganz formfreie Gestaltung aller persönlichen Erlebnisse, aller Vorstellungen, aller Lebensstimmungen. Seine universal gerichtete Phantasie greift schöpferisch zu großen elementaren Symbolen und Mythen. In manchen seiner Gedichte lebt der Urklang der Dichtung der Menschheit.

* * *

Die ältere Weltliteratur hat im ganzen nur wenige Lieder aufbewahrt, von denen es feststeht, daß sie von Frauen gedichtet worden sind. Es ist auch eine interessante Tatsache, daß unter den späteren Liederdichtern, z. B. unter den Dichtern der romantischen und schwäbischen Schule, keine Liederdichterin von Bedeutung sich befindet. Das spezifisch weibliche Empfinden, das naive keuschsinnliche Liebesempfinden des Mädchens und das Mutterempfinden, hat bisher seinen natürlichsten und originellsten Ausdruck in den Liedern von Männern (Goethe, Chamisso) gefunden. Die Frau ist ihrer ganzen Natur und kulturellen Entwicklung nach anscheinend nicht naiv oder nicht Künstlerin genug, um diesen lyrischen Urton rein zu treffen. Jedoch gibt es unter den modernen Dichterinnen ein paar, die zeigen, wie sehr sich auch nach dieser Richtung hin das künstlerische Empfinden der Frau verfeinert hat (Ricarda Huch, Agnes Miegel).

Ziel der weiblichen Kunst ist vielmehr Offenbarung eines persönlichen Innenlebens. Alle Frauendichtung, auch die Prosa, ist subjektiver, persönlicher Art, sie ist je nach dem Temperament und der Art der Begabung leidenschaftlich bewegte Empfindungs-, Phantasie- und Tendenzdichtung oder sinnvolle ruhige Reflexionspoesie. Die Frau empfindet nur sich, nur ihr Glück, nur ihren persönlichen Schmerz, nicht das Glück und Leid des Mädchens, nicht das Mutterglück. Aber auch dem subjektiven Empfinden der Frau stehen Grenzen entgegen. Aller ihrer Subjektivität fehlt die Originalität, sowohl im Welt- wie im Stilempfinden. Hier zeigt die Frau, insbesondere die deutsche, eine gewisse Unselbständigkeit. Daher ist Frauenkunst zumeist Zeitkunst, sie kündet Leben und Bestreben, selten Weltempfinden. Doch diese Entwicklung ist eine natürliche. Die Frau steht den Wurzeln des Lebens, der Familie und der Zeit in gewisser Beziehung näher als der Mann, dessen natürliche Helferin in seinem Bestreben, sich individuell und zugleich zu einer universal empfindenden Persönlichkeit zu entwickeln, seine physische und soziale Selbständigkeit ist. Nicht allein historische Entwicklungsgesetze veranlaßten also dieses Ergebnis,

sondern auch natürliche. Demgemäß zeigt der Mann auch mehr Stilempfinden als die Frau, er war dazu berufen, das Absolute in der Kunst, die Form, zu hüten und weiter fortzubilden und zu entwickeln. Auch die modernen Weltanschauungen und die modernen Stile sind vom Manne vorzugsweise aufgestellt und entwickelt worden. Dagegen spiegelt sich das ganze moderne soziale und politische Leben, die Zeit, insbesondere natürlich die Frauenbewegung und die komplizierte Seele der modernen Frau, in der heutigen Frauenliteratur, sowohl im Frauenroman wie in der Lyrik.

Von älteren lyrischen Dichterinnen sind von einiger Bedeutung Frida Schanz, in deren Lyrik eine durch innere Kämpfe geläuterte, resignierende, kluge und künstlerisch feinfühlende reflexionäre Frauennatur zum Ausdruck kommt, ferner Isolde Kurz, deren starke, energische und phantasievolle Natur sich an dem Schönheitsempfinden der Griechen und der italienischen Renaissancekünstler bildete, — so erinnern ihre Sonette, in denen sich ein feines individuelles Seelenleben offenbart, in der Symbolik und Zartheit der Sprache an die Liebessonette Dantes und seiner Freunde; doch auch Verse voll weicher deutscher Sentimentalität hat Isolde Kurz gedichtet. Sodann Alice von Gaudy, die kräftige Balladen und sinnvolle Naturgedichte verfaßte, und endlich Alberta von Puttkamer, in deren von Leidenschaft und Phantasie durchglühten Gedichten sich so recht die subjektive, künstlerisch unsichere Natur der Frau, ein überschwengliches Selbstbewußtsein, ein unbändiges, vielleicht weniger tiefes als pathetisches Empfinden — in oft freilich großer episch-lyrischer Bildlichkeit und Symbolik — offenbart.

Die bedeutendste Persönlichkeit unter den Versdichterinnen der folgenden Generation ist meines Erachtens die Österreicherin Marie Eugenie delle Grazie. Reich an Ideen und lyrischen Stimmungen ist ihr Epos „Robespierre". In dem Wesen und in den verschieden gearteten Weltanschauungen der Revolutionsmänner bricht sich vielfarbig der Dichterin eignes Empfinden und universale Weltanschauung. Diese ist eine auf Grundlage der Darwin-Haeckelschen Philosophie

gewonnene tief pessimistische. Unbarmherzig schreitet die Entwicklung vorwärts, machtlos steht ihr der Mensch, selbst das Genie, gegenüber. Nur die Idee des Fortschritts geht trostvoll nebenher. Ähnliche Ideen kommen auch in den „Gedichten" und in den „Italienischen Vignetten" zum Ausdruck. Viele Gedichte weisen auf ein leidenschaftliches Seelenleben hin. Das eigentliche lyrische Stimmungsgedicht gelingt der Dichterin selten. — Die einzige Dichterin, die die naturalistische Bewegung mitgemacht hat, ist Anna Croissant-Rust. An ihrer Lyrik zeigt sich aber so recht das Unkünstlerische der naturalistischen Theorien. Eindruck ist an Eindruck gesetzt, bisweilen wird eine Stimmung, ein Akkord angeschlagen, aber alle Detailmalerei erfaßt nicht Wesen und Seele der Stimmung und läßt eine suggestive Wirkung nicht aufkommen. — Ricarda Huch ist die eigentlich lyrische Dichterin dieser Generation. In ihren kleinen, einfachen und doch so prägnanten Liedern kommt wirklich das unmittelbar zum Ausdruck, was ich spezifisch weibliches Empfinden nenne. Daneben besitzt sie das feinste Gefühl für prägnante lyrische Symbolik, für jene zarte Wort- und Lautmalerei, die das Leben der Seele eher künstlerisch vermittelt als alle naturalistische Impressionslyrik. — Von einer ganz in sich geschlossenen, vornehmen, starkgeistigen, eigenmenschlichen und doch ganz frauenhaften Persönlichkeit künden die Gedichte Hedwig Lachmanns. Mit dem Gefühl tiefster Lebenseinsamkeit einigt sich in ihrem bewußten, reinen Wesen die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach dem höchsten Ziel des Lebens: der Vereinigung von Mann und Weib in Liebe und wahrem Verständnis für einander.

Diesen Dichterinnen mit eigenen Persönlichkeitswerten stehen andre gegenüber, für deren Lyrik hauptsächlich rein sinnliches, erotisches Empfinden kennzeichnend ist. Von älteren Dichterinnen ist Hermione von Preuschen zu erwähnen, deren ursprünglich temperamentvolle, wenn auch wenig künstlerische Lyrik doch vielfach der tieferen und wahren Empfindung entbehrt, weil die Verfasserin um jeden Preis erotisch und dämonisch wirken will.

Gleichzeitig bezeugten andere Dichterinnen in ihrer Lyrik

natürliches weibliches Empfinden. Anna Ritter ist nur ein schwaches Talent. Ihre Gedichte sind lyrisch empfunden; aber von einer epigonenhaften Farblosigkeit und Gleichförmigkeit. Die schwere, süße, träumerische Poesie des Mädchens, die der Seele entquillt und doch sinnlich ist, konkret wie eine Frühlingslandschaft und einfach — freilich ungesucht einfach — wie ein Volkslied, suchen wir bei Anna Ritter vergebens. Auch bei Clara Müller. Dafür bietet uns aber die temperamentvolle, starke Persönlichkeit der letzteren mehr. Ihre Verse zeigen ein typisches Gepräge, und dennoch haftet ihnen der Zauber persönlicher Empfindung an. Bemerkenswert als „soziale Dichterin" ist die leider wenig bekannte Westfälin Hedwig Dransfeld. Von Parteitendenzen findet man in ihren Gedichten keine Spur, dagegen herrschen hier edles Pathos und zugleich lebensvolle Anschaulichkeit. Zu nennen wäre noch Frida Jung, in deren Lyrik in schöner Unmittelbarkeit die natürlichsten Empfindungen des Mädchen- und Frauenherzens Ausdruck gefunden haben.

Die Dichtungen von Agnes Miegel sind von jener unerklärlichen Ursprünglichkeit in Empfindung und Wort, die nur den echten Poeten eigentümlich ist. Ihre blühende Romantik erinnert an die lyrische, vegetative Art Eichendorffs und J. P. Jacobsens. Lulu von Strauß und Torney dagegen ist realistischer, als Persönlichkeit stärker und vielleicht tiefer. Alle beide sind ausgezeichnete Balladendichterinnen. Namentlich in den Balladen von Agnes Miegel herrscht eine hinreißende Ursprünglichkeit der Empfindung, eine Sprache von bezaubernder Prägnanz, Schönheit und Ausdrucksfülle. Oft ist es, als habe sich in diesen Versen die süße Empfindungsweichheit der Romantiker, eines Mörike und Storm mit der realistischen Kraft und Klarheit eines Fontane vereinigt.

Erst in den letzten Jahren ist Ina Seidel mit mehreren Bänden eigenkräftiger, elementar und zugleich echt weiblich empfundener Lyrik hervorgetreten. In diesen Bänden gibt es einige Gedichte, die in ihrem traumhaft gewonnenen, erstaunlich unmittelbaren und intuitiven Ausdruck und seelischen Gehalt genial anmuten.

Moderne deutsche Lyrik.

Friedrich Adler.*)

Am Wasserfall.

Schweigend seh ich den Fall der Wasser.
Wo sich die Felsen verengen,
ein mächtig Ringen und Drängen,
das rauschend den Weg sich bricht;
und breit hervor ans Licht,
gleißend im leuchtenden Sonnenstrahl,
stürzen die weißen Massen zu Tal.

Und ein Schäumen, Tosen und Zischen,
eine wirbelnd hastige Flucht,
und dazwischen
dumpf mit ewig gleicher Wucht
füllt des Aufschlags Donner die Schlucht.
Der Fels bebt, darauf ich stehe.
Und staunend sehe
ich die Wasser fallen und wallen
in zerstäubenden Wellenkristallen,
Augen und Ohren
in den gewaltigen Takt verloren.

Berauschend ist dies schrankenlose
wilde Gebrause und Getose,
eine begeisternde Bergespredigt,
welche die Seele der Fessel entledigt,
der Fessel, getragen
in Plagen und Klagen,
der Fessel, kaum mehr empfunden
im Kreislauf pflichtiger Stunden.

*) Biographische Notizen über die einzelnen Dichter siehe am Schluß des Buches S. 405.

Nicht mag ich's mißachten
das Sinnen und Trachten,
das Sorgen und Wirken
in engen Bezirken —
Aber das Höchste ist doch die Kraft,
die nicht sinnt, nicht schafft,
die hinbraust ohne Zweck und Ziel,
keine Mühle treibt und trägt keinen Kiel,
nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
herrlich und prächtig, weil sie ist,
ungebunden und unbändig,
weil sie nur lebt, doppelt lebendig!

Beethoven.

(Neunte Symphonie, vierter Satz.)

Ich bin ein Mensch und will meine Freude!

Schal wird der Trunk,
den das Glück kredenzt
Millionen von Lippen;
ungenossen und unempfunden,
bringt er nur dumpfes
Gefühl der Trägheit.
In mir aber
sollte er aufglühn
in unendlicher Glut,
und von dem Rausche
in meiner Brust
sollte in tausend Herzen hinüber
springen der Funke
doppelten Lebens,
doppelten Heils!

Aber vergebens!
Ein Spiegel bin ich,
den Licht nicht traf,
eine klangvolle Saite,
die den Meister nicht fand,
ein Echo, harrend auf ein erlösendes Wort,
das nicht gekommen.

Und nun schau ich in Bitterkeit
zurück auf den Weg.
Mir schlägt kein Herz,
das selig macht,
mir ward kein Boden,
auf dem ich stehe,
einsam leb ich
mit meiner Seele,
und selbst die Pforte,
durch welche die Welt des Klanges einströmt,
ist mir verschlossen.

Und doch, du klagendes Herz,
belügst du mich nicht? —
Was immer mir gestorben,
eins lebt in mir:
die Kraft zu schaffen,
die mich gleich macht dem Gott!

Laß sie zersplittern, die morsche Welt!
Ich bau sie aus Nichts
herrlicher, reiner,
und all das, was im Traum ich ersehnt,
gibst du mir, meine Kunst!
Unendliche Seligkeit,
Wonne sonder Reue,
das Schweben über dem Abgrund
ohne Sorge, ohne Grauen.

Wunderbar Geheimnis,
das aus Geräuschen Töne bildet,
aus nüchternen Worten hehren Gesang,
leuchtende Farben aus grauer Erde —
Du überwindest
des Leibes Gebrechen,
du füllst mit Göttern
den entvölkerten Himmel
und überschüttest mit blühenden Blumen
die Wüste der Seele!

Aus der Nacht,
aus dem Trotz mit dem Schicksal
ringt es sich auf —

im Herzen innen
wallt und wogt mir
ein uferloses Meer,
und siegreich tönt
aus Leid und Not,
aus dem flüchtigen Taumel des Lebens,
aus dem wilden Schäumen des Grolls,
aus schmerzlich nutzlosem Sehnen
hell und klar
nicht die Verheißung des Glücks,
das Glück selbst,
und meine Seele jauchzt:
Freude, schöner Götterfunken!

Wilhelm Arent.

Begegnung.

Hei, hussa! Mazeppa, Turriddu!
Staub wirbelt empor!
Tripp trapp, tripp trapp —
husch, wie der Blitz —
naht mein Herzblatt, mein Lieb;
rosigfrisch wie ein Morgen
im Wonnemond, im fröhlichen Mai:
so lichttrunken und lustig
schaut sie wie eine Fürstin
in die lenzselige Welt!

Seht, wie eine Welle
taublinkender Gräser
umkost die schelmischen Guckängelein
der blauwallende Schleier!
Und jetzt, o wie herrlich!
tiefmetallisch erglänzt
das Gold des venezianischen Blondhaars
im Schimmer der aufglühenden Sonne . . .
Mein Herz pocht überlaut! . .

Auf mich nur schaut
das süße, blasse Antlitz,
mir lächelt es Liebe
und jauchzende Hoffnung
ins sehnende Herz ...
Husch! ist sie vorbei!

Fern nur Kindergeschrei —
dann Stille, tiefe Stille ...
Und ich sinne und träume ...
Meine Seele fliegt,
wie die Wolke sich schmiegt
in des Himmels Lichtazur:
durch die lichten Räume des Alls,
durch die lenzduftende Flur
zum Tempel des Glücks ...

Mondnacht.

Ein Lorbeerblatt auf einem Schwanenrücken
fand ich in stiller, grüner Waldesnacht:
O süßer, keuscher Anblick zum Entzücken —
von einer Meisterhand göttlich erdacht!

Die Wasser küßte traumhaft-tiefes Schweigen,
kein Hauch lag auf der märchendunklen Flut,
das Mondlicht troff rings von den blühenden Zweigen,
färbte den Wald rings mit Rubinenglut.

Ferdinand Avenarius.

Vorfrühling.

Verloren im Raume
ein erster Vogelruf.

Doch schwer hinschnaubend
durchs dampfende Marschland
mit dem Eisen durchwühlt's
der gewaltige Stier.

Und festen Tritts hinter ihm
schreitet der Mensch,
die Körner schleudernd,
wo auseinander
mit schwarzroten Wellen
schäumt der Grund.

Regenschwanger
der Himmel darüber,
breit lagernd
in schlafender Kraft.

Hirschröhren.

Mondennacht
über den Bergwäldern weit.
Durch den Nebel streift
dünner Regen
und Wind, wie vom Sterbenden
der Odem pfeift.

Plötzlich stöhnt's —
Das ist der Hirsch, der röhrt! —
stöhnt die Leidenschaft
und schreit.
Da erwacht
im Widerhallen
an den Hängen allen,
in allen den Dunkeln das Tote
und rafft
sich auf und fragt
in die Nacht
und klagt
und erschlafft.

Nacht war's.

Tief in den Dunkeln unsrer Seele wühlt,
uns unbekannt, ein Böses wild und heiß.
Doch selten nur dehnt's plötzlich sich und tastet
murrend am Boden unsrer Sonnenwelt
und rüttelt dran und reißt sich einen Spalt
und glüht hinauf. Doch vor dem Schein des Tags
erschrickt's und kriecht in sich zusammen.

Nacht war's. In einem langen, dumpfen Saal
stand ich im Siechenhaus. Nur Stöhnen hört ich
und Röcheln. Grelle Streifen warf der Mond
jäh durch die Fenster, lang die Reihe fort
zwischen die Pfeilerschatten. Die verbargen
die Betten: ich erkannt sie nicht, trat ich
nicht dicht davor. Da faßt es plötzlich mich
wahnwitzig an — ein weißes Linnentuch
umwand ich mir, und aus dem Schatten jetzt
trat ich ins helle Schlaglicht vor und nickte
als Sterbegeist dem Kranken zu. Der schrie
in Grausen auf, warf sich zurück und zuckte
und starb. Und ich, im Dunkel schlich ich fort
und trat ins Licht vors nächste Siechenbett
schauspielernd hin, und wieder schrillt der Schrei.
Und weiter schritt ich, und sie schrien und starben,
bis endlich aus mir selber auch herauf
ein Schrei sich preßte — weg von meiner Brust
schrie er die Hölle, und im Schrei erwacht ich.

Paul Barsch.

Mittag.

Kein Ton, kein Hauch. Das Bergtal ruht
in greller Mittagsonnenglut.

Und Gras und Blumen, Strauch und Baum
umfängt ein atemloser Traum.

Da aus dem müden Blumenflor
blitzt jäh ein Schlangenkopf empor.

Er starrt zur Ferne unbewegt,
als ob sich's leise dort geregt.

Nur Täuschung war's. Die Schlange neigt
sich wieder tief, der Mittag schweigt.

Traum brütet auf dem Farbenflor,
und Frieden ist es wie zuvor.

Hans Benzmann.

Parzifal.

Horch, über das blühende Heidekraut
träumt zierlicher Schellen Silberlaut —
schrill warnt ein scheuer Rebhahnruf
vor eines Rößleins tappendem Huf —
wer reitet über die Heide?

Und hell ein Wiehern und ein Geschnauf,
aus wilden Rosen taucht es auf:
ein Rößlein weiß und ein Rittersmann,
der hat ein Kleid von Seide an,
ein Kleid von roter Seide.

Das Rößlein nieft in den frischen Klee,
der Ritter lacht: „Mein Rößlein, he!
frisch über Dorn und Sonnenbrand,
es ist eine Lust das ganze Land,
es macht mich frei vom Leide!

War meiner Seele tumber Knecht,
macht's keinem in der Welt gerecht,
drum ritt ich aus dem finstren Tor:
zu meinem Gott wollt ich empor —
und sah die blühende Heide.

Hier lacht mich alles fröhlich an,
hier werd ich Kind, hier werd ich Mann,
hier bin ich klar und denke nicht
und träume nur im goldnen Licht,
hier bin ich frei vom Leide!"

Und er singt und lacht und lacht und singt,
das Torenglöcklein leise klingt —
und wieder ein schriller Rebhahnruf —
in Rosen gedämpft des Rößleins Huf —
und weite blühende Heide ...

Mädchenträume.

Sie saß und stickte emsig fort,
sie sang das schwere Lied vom Königsmord,
von Lilien sang sie, die verblühn,
von Liebesgluten, die verglühn,
vom Schiffer, fern in Nacht und Wind,
von Mädchen, die verlassen sind.

Sie sang, bis daß der Abend kam ...
Als sie das Tüchlein von den Brüsten nahm,
legt sie ein Blättchen Wegebreit,
das gegen Sucht und Sehnsucht feit,
in ihren Gürtel still hinein
und schlief mit einem Seufzer ein ...

In gelben Ähren.

Wir gingen in gelben Ähren.
Nachmittagsstille! Von Grillenheeren
nur ein summender Sang,
nur der leise Klang
verliebter Worte,
von deines Kleides seidener Borte
ein Flüstern in gelben Ähren ...

Wir legten uns müde nieder.
Leises Knistern von deinem Mieder ...
Kornblumen standen
zu Häupten uns; wir wanden
zu Kränzen sie und bliesen vom Mohn
die roten Fahnen — kein Ton!
nur Knistern von deinem Mieder ...

Und der Abend kühlte die Ähren.
Unsre Augen, die liebeschweren,
tranken den Purpurwein
der Abendröten in sich hinein;
unsre Seelen in sich versanken,
in Liebesgedanken,
in Frieden, in liebeschweren ...

Reiter im Herbst.

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —
wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Tau,
schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
blickt starr und still wie in ein weites Grab,
sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer —
dicht fallen welke Blätter hinterher.

* * *

Aus „Eine Evangelienharmonie".

Jesus in der Wüste.

Wess' bist du Stimme, die mich rastlos ruft?
Wo such ich dich, Gefesselter der Luft?
Ich spüre deine menschlich treue Nähe,
als ob ich dich rein mit der Seele sähe, —
doch fühl ich keines Atems warmes Wehn
noch einen Duft, der tierisch mich umwittert, —
nur ist es oft, als hör ich um mich gehn
ein wildes Tier, dess' Weiche hilflos zittert . . .
Jetzt wieder schwebt es wie ein Glühn und Wallen
umher, als möcht es liebend sich mit allen
den kargen Dingen um mich her vereinen, —
es leuchtet von den Disteln, von den Steinen
und blickt mit Augen mich wie Menschen an
und schmiegt sich heimlich, saugt sich kindlich an
und teilt sich plötzlich wie in tausend Stimmen,
die wie ein Meer von Schwalben mich umschwimmen —

Wer seid ihr? Seid ihr längst von uns genesen?
Seid ihr von diesem Sein erlöste Wesen?

Doch alle eure Sehnsucht tut mir kund,
daß diese Erde euer Ziel und Grund —
So seid ihr — weh, wie glüht ihr voll Verlangen!
wie Gold und Feuer, wie Kristall und Schlangen!
Hyänenaugen wollen auf mich fahren! —
so seid ihr all die Unsichtbaren,
die nie noch Mensch noch Tier noch Stein gewesen? —
Furchtbare, euer Rätsel will ich lösen!
Ihr seid es, ihr unsterblichen Gemächte,
Seelen der Seele bar, der Todesnächte
entbundene Kräfte, — entbunden, sich zu binden,
sich hier in Liebe, dort in Haß zu finden,
stets Gäste nur, doch keinem Hause treu,
wirbelnd um uns, — schamlos (wie Er!) und scheu! — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Frag ich euch nun: Wo bleibt der Sinn,
der ihr nicht seid, — doch der Ich bin!?
da fliegt ihr wie die Fledermäuse hin — — —

*

Ich trug mein Herz in diese öde Stätte,
daß ich es ganz in Staub und Stürme bette,
daß ich von deiner Herrlichkeit, du Erde,
nichts weiter seh als bettelnde Gebärde, —
daß aller deiner Schrecknisse Gewalt
sich um das blutende Herz zusammenkrallt
und seiner Liebe opferwillige Sucht
auspreßt wie eine überfüße Frucht . . .
Geist Hiobs, dich sucht ich in diesem Sande
und wollte dich von deiner Schuld und Schande,
von deinem grauenhaften Gott bekehren, —
du solltest Haß und Ungeduld mich lehren . . .
So wollte ich, daß jede Kreatur
mir zeigt die angeborene Unnatur —
wie auch der Mensch und Er der Menschen Gott! . .
Und alles fand ich, wie ich's wollte:
Der Sturm, der sinnlos in den Wolken grollte,
versengte mir mit seinem Blitz das Haar, —
Schakale, die ich fütterte, des Dankes bar,
zerrissen mich, bätt nicht das Schlangenpaar
mit seiner Augen gierigem Gelecht
vom selbst willkommnen Fraß sie weggescheucht.

Ich folgte der Hyänen Leichenspur.
Sah Wollust, Gier und grause Triebe nur ...
Allein, je mehr mein Herz den Unverstand
der Welt und ihrer Wesen hat erkannt, —
von Liebe ward es immer mehr entbrannt ...
Da dacht ich über diese Seele nach:
woher ward all ihr tiefstes Leuchten wach,
daß nichts sich trübt in ihrem reinen Licht,
kein Gott, kein Tier, kein Menschenangesicht, —
nicht mal der eignen Augen süße Tränen
und dieses Denkens unbescheidenes Wähnen —?
Nicht Mitleid ist's, — ein übermächtig Fühlen
reißt mich empor zu deinen Wolkenstühlen
und tief hinab, wo sich in Wurm und Erz
lebendig regt dein tief geheimes Herz,
o Allnatur! ... O Staub, o Wurm, o Schlangen,
als Brüder möcht ich euch mit Glut umfangen!
O nehmt, nehmt diese ungeheure Glut, —
mein Blut, daß es der Liebe ewige Wunder tut! ...

Jesus findet seine ersten Jünger.

Mit schimmerndem Flügel hob sich flink vom Strand
die graue Möve, als er näher kam
und emsig suchend aus dem bunten Sand
sich bückend eine rosige Muschel nahm ...
Ein wundervoller Morgen war's, im Lichte
der weißen Frühe wiegt sich leis das Meer
in flachgewölbten Wellen hin und her;
der strahlende Himmel, angehaucht
von Wölkchen nur, fern in die Ferne taucht
lichtblau, als löse alles sich in Duft
und schwebe hin im Traum der goldenen Luft ...
Und Jesus nimmt die Muschel aus dem Sand
und wiegt sie zärtlich in der schmalen Hand
und blickt zurück, wo sich auf kreidigen Dünen
die Wälder türmen, Gräber von Helden und Hünen ...
„Ihr alten Meister, — du, unscheinbar Tier,
und ihr, ihr wilden Geister, löwenstark und stier,
ihr wölbtet dieser Erde schöne Glieder!
Aus Tiefen tauchend, in die Tiefe wieder
sinkt ihr hinab, — doch aus der Tiefe kommt,
was allen Höhen, aller Schönheit frommt —

und aller Weisheit! Der erkennt dich recht,
du Sein und Sinn der Erde, der dem Knecht
die heiße Woge seines Blutes gibt, —
ihn preis ich selig, der euch liebt, — euch liebt,
Arbeiter, euch, die ihr Geheimes schafft, —
ihr Knechte seid des Herren ewige Kraft!"

Und wie er nun die strahlenden Augen wendet,
ist's ihm, als seien ihm entgegengesendet
die Fischer, die mit Fischgerät und Fang
kommen mit schwerem Schritt am Strand entlang,
die einen graubärtig und gebeugt von Sorg und Last,
mit knochiger Stirn, die Augen drohend fast,
finster in sich gekehrt, die andren frisch und jung,
trotzig mit hellem Blick, mit ruhigem Schwung
die Ruder tragend — Da stockten sie und sahn
ihn wie getragen von Licht und Liebe nahn . . .
die Lasten entsinken, Arbeit und Meer und Welt
in seinem Liebesblick zusammenfällt — —
„Herr, Herr, wohin du gehst, wir folgen dir . . ."
Er hebt sie zu sich empor: „So folget mir!"

Das Gespräch mit Nikodemus.

Die Nacht liegt über Jerusalem . . . „Woher
klingt das geheimnisvolle Lied der Nächte?
Horch, wie es singt und seufzt als wie ein Meer,
das keine Seele je zur Ruhe brächte, —
horch, wie es zu dir spricht und in dich dringt, —
dein Herz, die Harfe Gottes, widerklingt . . .
Hörst du es, Nikodem?" — Sie schweigen beide
und lauschen, wie von Lust und süßem Leide
das rätselhafte Lied sich ruhlos regt,
wie leis der Wind die atmenden Gärten bewegt . . .
„. . . Du fragst mich, Nikodem, woher ich bin? . .
und weißt es nun . . . dein tiefbewegter Sinn
ist gleich dem Blumenkelch in dieser Stunde
und nimmt den Tau von ihrem seligen Munde
nicht wie ein Wunder und . . . doch wie ein Wunder hin — —
Horch jetzt des Windes stärkres Wehn! . . Doch weißt
du nicht, woher es kommt, wohin es will —
So ist ein Jeglicher, der aus dem Geist
geboren ist: er lauscht nur seiner Seele still —

Sie ist der Gottheit nie erkannter Grund,
und wird durch sie der Wesen Gleichklang kund —
bist du ein andrer jeden Augenblick,
wirkt deine Seele doch wie ein Geschick —
du folgst und weißt es nicht weshalb, du mußt!
Gott ist ein Geist, sich selber unbewußt, —
ein Geist, der in den Dingen rastlos kreist
und sich in ewigen Harmonien preist, —
hörst du sie tönen? horch, das Lied der Nacht —
o Nikodem, jetzt ist dein Herz erwacht!"
„O Meister, hör ich dich von allen Sternen?
O Meister, such ich dich in allen Fernen?"
„. . . Du suchest mich und — — findest stets nur dich! —
O Nikodem, so finde, finde — dich!"
„So kommt es wie ein Sterben über mich? . . ."
„Du sagst es! . . . Horch, nun klingt es wie ein Meer,
das keine Seele je zur Ruhe brächte,
horch, das geheimnisvolle Leid der Nächte —
woher klingt es, o Nikodem, woher? . . ."
Sie schweigen . . .

Loblied des heiligen Hieronymus auf die Arbeit wider die Melancholie.

Und wenn mir nichts als meine Arbeit bliebe,
als diese Klause und dies ewige Meer
von Blätterrauschen, Blätterfallen um mich her, —
wenn ich hier bis ans Ende säß und schriebe
und meine Seele keine Rosen triebe, —
ich lobte Gott den Herren noch viel mehr,
ihn, der mir alles, Teufel, Tod und Leben,
mich und sich selbst in meine Hand gegeben!

Und wenn mir nichts als diese Arbeit bliebe, —
wenn draußen auch der ewige Lebenssturm
und in mir dieser zähe Arbeitswurm
in dem unendlich sinnlosen Getriebe
zerriebe sich und sich zerriebe — —
Was schelt und lob ich Gott den Herrn — ich . . . Wurm . .
Bin ich denn dieser Welt Beginn und Sinn? —
Melancholie, du nimmst mich nimmer hin! . . .

Du kannst wohl meine Seele lieb umfangen,
die so tiefarm an sich geworden ist
und sich vor Platon und Virgil und Christ
versteckt mit demütiger List
und sich entselbstet und entleibt
und sich entmannet und entweibt, —
sich ganz am Tagewerk zerreibt, —
du kannst wohl einen Augenblick
umdunkeln meinen hellen Blick,
daß ich nichts seh als der Gewalten
sinnloses Spiel und böses Schalten —
doch laß ich mich von dir nicht fangen ...

Wenn mir auch nichts als dieses Tagwerk bliebe,
nichts als Vernichtung wie dem Wurm —
Dich preise ich, du Lebenssturm:
du folgst mit Inbrunst jedem Triebe —
doch Gott entsteigt dem Schoß der Liebe!
Das ist des Weltalls Zweck und Sinn! —
Melancholie, du nimmst mich nimmer hin!

Und wenn mir nichts als diese Arbeit bliebe,
als diese Klause und das ewige Meer
von Tod und Leben, dies Gestalten um mich her, —
wenn ich bis an mein Ende säß und schriebe
und mir ganz still dies Stündlein Zeit vertriebe —
ich lobte Gott den Herren immer mehr,
weil er mir diese stille Kraft gegeben:
das ist die Kraft zu sterben und zu leben!

Alexander von Bernus.

Zwiegespräch.

In sich versunkene Seele
folge mir außer Sicht
durch die Tiefe der Täler
nieder von Schicht zu Schicht.

Warum dir folgen? kenne
ich dich doch kaum — und dort
werden die Sterne nicht brennen
und auch der Mond ist fort.

Aber von drunten blitzen
uns andere Scheine zu —
wie ich dich dort besitze,
das bist erst wirklich du.

All dies verstehe ich weither
nur wie aus einem Traum —
aber ich fühl: was ich seither
lebte, bestand noch kaum.

Sieh, jener Schatten der hinzieht
war vor wer weiß wie lange dein —
eh nicht das Auge sich blind sieht,
wird es nicht hell in uns sein.

Ach, ich bin bang — doch du rührst mich
auf, daß ich folg wie ein Tier . . .

Fremd ist ja alles — ich führ dich;
keiner ist einsam wie wir.

Spielmann und Einsiedler.

Spielmann: An deiner Schattenklause hier
verebbt die Welt zu sehr.

Einsiedler: Seit ich so einsam hause hier,
spür ich sie nur noch mehr.

Spielmann: Hast du sie je gekannt wie ich,
und zogest um und um?

Einsiedler: Wärst du an ihr verbrannt wie ich,
dein Saitenspiel blieb stumm.

Spielmann: Auch was ich spiele, kommt mir erst
vom Schmerz, von dem du sprachst.

Einsiedler: Und doch, dein Spielen frommt dir erst,
wenn du dein Herz zerbrachst.

Spielmann: So hast du Tag und Nacht entsagt
und allem, was es gibt?

Einsiedler: Nicht so, denn ihrer Pracht entsagt
nicht, wer sie je geliebt.

Spielmann: So suchst du einsam hier zuletzt,
was ich umwandernd such?

Einsiedler: Ich fand's — es wird auch dir zuletzt
in einem Baum und Buch.

Spielmann: Mag dem so sein, doch träum ich mir
so viel, was noch nicht war.

Einsiedler: Wohl — diese Klause räum ich dir
heut über sieben Jahr.

Otto Julius Bierbaum.

Jeanette.

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries.
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht,
wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,
mit den Fensterläden grün,
da steht mein Schatz am Bügelbrett;
hoiho, wie sie hurtig den Bügelstahl dreht,
Gott, wie die Backen glühn.

Im weißen Röckchen steht sie da,
ihre Bluse ist blumig bunt;
kein Mieder schnürt, was drunter sich regt,
sich wellenwohlig weich bewegt,
der Brüste knospendes Rund.

Traum durch die Dämmerung.

Weite Wiesen im Dämmergrau;
die Sonne verglomm, die Sterne ziehn:
nun geh ich zu der schönsten Frau,
weit über Wiesen im Dämmergrau,
tief in den Busch von Jasmin.

Durch Dämmergrau in der Liebe Land;
ich gehe nicht schnell, ich eile nicht;
mich zieht ein weiches, samtenes Band
durch Dämmergrau in der Liebe Land,
in ein blaues, mildes Licht.

Die schwarze Laute.

Aus dem Rosenstocke
vom Grabe des Christ
eine schwarze Laute
gebauet ist;
der wurden grüne Reben
zu Saiten
gegeben.
O webe du, wie selig sang,
so erosfüß, so jesusbang
die schwarze Rosenlaute.

Ich hörte sie singen
in mailichter Nacht,
da bin ich zur Liebe
in Schmerzen erwacht,
da wurde meinem Leben
die Sehnsucht
gegeben.
O webe du, wie selig sang,
so jesusfüß, so erosbang
die schwarze Rosenlaute.

Wenn wir alt sein werden.

Wenn wir alt sein werden,
wenn der Ruhe Dämmerung
leis in immergleichem Atemzuge uns im Herzen haucht,
wenn das Auge matt und milde blickt,
kältre Farben sieht und flockigen Umriß,
wenn der Hände Drücke,
altersfaltenweich,
immer abschiednehmender, zag sich fühlen,
wenn das Hirn,
von Erkenntnis starr, immer kälter wird,

und der Hoffnung warmer Taubenflügelschlag
nicht mehr linde Glücksgedankenwellen schlägt,
wenn an Rosen-Statt
Herbstzeitlose blaßt . . .
Sonne, Sonne!
Du auch wirst mir dann verbleichen,
die ich kindlich und anbetend liebe.
Eine Wärme nur,
eine Liebe nur,
nur einen Glauben dann
werd ich mir wahren:
dich,
du traumvergangene
Heilige.

Banger Abend.

Nacht neigt sich auf die Gassen;
ich fühl mich so verlassen,
bin nirgendwo zu Haus.
Die Zimmer werden helle;
mir winkt hier keine Schwelle,
ich geh zum kleinen Flusse, der zwischen Wiesen fließt, hinaus.

Sein Fließen ist so leise;
im weiten Wiesenkreise
liegt graue Stummheit schwer.
Ich seh mein Leben fließen;
flach zwischen fahlen Wiesen
verrinnt es ohne Klingen müd in ein tiefes, graues Meer.

Die heiligen drei Könige des Elends.

Über einem Häusel, ganz weiß beschneet,
golden ein flimmernder Funkelstern steht.

Weiß alle Wege, die Bäume alle weiß,
milde des goldenen Sternes Gegleiß.

Gelb aus dem Fenster ein Lichtschein schräg
über das Gärtchen, über den Weg.

Sieh, da über den Feldweg quer
stakt ein steingrauer Alter her;

ganz in Lumpen und Flicken getan,
und hält vor dem Hause an.

Haucht in die Hände und sieht sich um,
blickt zum Sterne und wartet stumm.

Kommt von der andern Seite an
wieder ein alter zerlumpter Mann.

Geben sich beide stumm die Hand,
starren zum Sterne unverwandt.

Kommt ein dritter und grüßt die zwei,
raunen und tuscheln und deuten die drei.

Blicken zum Sterne, blicken zur Tür;
tritt ein bärtiger Mann herfür:

„Kamt in Mühen und Sehnen weit;
geht nach Hause! es ist nicht die Zeit . . ."

Senken die Köpfe die drei und gehn
müde fort. Es hebt sich ein Wehn,

hebt sich ein Stürmen, Wirbeln, Gebraus,
und der goldene Stern löscht aus.

Karl Bleibtreu.

Aus „Sirenenlieder".

Mein Stern, kennst du mein Schicksal?
Vor dir rollt jede Wolke,
du Stolzer, auseinander . . .
Doch unterm Erdenvolke
da wander' ich und wander'
mit müdem, wundem Fuß
und les' im Sternenbuch
gewirkt mein Leichentuch.
Vernimmst du meinen Gruß?
mein Stern, kennst du mein Schicksal?

Was soll mir eine Wohnung,
die nicht mein Wille wählte?
Das Leben kennt nicht Schonung,

das Sterben nicht Belohnung ...
Du, der ins Sein mich quälte,
mein Stern, kennst du mein Schicksal?

Sieh, wie die Wolke dort zerfließend lang
sich breitet über seinen Strahlengang!
Schon in des Himmels tiefere Tiefen steigt
er auf zu höherer Kreisbahn Herrlichkeit.
Mein Stern sich neigt,
bald ist es Zeit.

* * *

Ich kniete lauschend hin am Wasserfalle,
Rotkehlchen sangen nur am Efeuwalle.
Ich betete zum unbekannten Gott,
das Wasser rauschte nur mit hohlem Spott.

Ich schaute in der Seele Eingeweide,
ich schwebte über allem Herzeleide.
Der Sterne kalter Speer in mir erstach
die Todesfurcht, da ich den Dunst durchbrach.

Aus „Kosmische Lieder".

Wo Büffel düster schlendern, Blaudistel im Salzwind nickt,
hat hier aus Klippenrändern Urmensch Kristalle gepickt.
In bronzener Ambrafarbe leuchtet der herbstliche Wald,
staubunte Kräutergarbe durchräuchert die Bergeshald.

Einst wälzte durch Marschen und Riffe sich Mammut wuchtig einher,
einst Norrlands Drachenschiffe bespritzte dies tückische Meer.
Doch züngelt aus dem Grünen der Drachenmund hervor,
frühlicht umknospet die Dünen wie Butterblumenflor.

*

Wo im bläulichen Astralen das geheimste Werden webt,
zeugen neu sich die Atome und ein neues Leben lebt.
Als ich starb in wilder Fremde, jung, ein Sänger und ein Held,
dauerte an meiner Leiche alle Schönheit einer Welt.

Noch erschallt von Meer zu Meere die Fanfare meines Ruhms
und mein Name ist die Losung jedes Freiheitsheldentums.
Das war ich, was bin ich heute? Ein Gefangener, ein Knecht,
Irrlicht nur, in Nacht versunken, ein Enterbter ohne Recht.
Dieses Leben ist verloren, ist wie Spreu im Wind verweht,
bis es, neuer Hülle würdig, als mein Rächer aufersteht.

Emanuel von Bodman.

Erde.

Das keimte rings. Ich saß beim Erlenstand,
naß dufteten die braunen Frühlingsschollen,
und lange Schatten fielen in das Land,
ich sah das späte Gold der Sonne rollen.

Dann kam er leis, der Tod, im Wanderrock.
Was willst du? sprach ich dumpf, willst du mich knicken?
Er kniff den Mund und stieß den Sensenstock
ins Feld und sagte unter tiefen Blicken:

„Noch lange nicht. Was willst du? Sieh, du träumst
von ungenoßnen und genoßnen Stunden,
und während du die beste Kraft versäumst,
hast du mich nun im voraus schon empfunden.

Nimm diese Handvoll Erde da! greif zu:
forme dir deine Lüste, Schmerzen wieder
zu deiner Lust. Sie leben! so wie du,
und so wie dich mäh ich sie einmal nieder.

Und wie aus deinem sprießt aus ihrem Blut
ein junges, nacktes, freudedurstiges Leben,
auch dieses knick ich einst, viel junge Glut
hat noch der alte Bauch der Welt zu geben!"

Er ging. — Ich hielt . . . hielt Erde in der Hand,
begann ein Menschenantlitz zu gestalten.
Dann schritt ich durch mein dunkles Heimatland,
sah in mir einen Frühling sich entfalten.

Die Straße.

Alle schreiten wir die Straße
nach der goldnen Stadt.
Oftmals krampfen wir die Hände:
welche, welche führt am Ende
in die goldne Stadt?

Tausende vergehn im Staube
mit versengtem Schlund.
Weisere verstehn, gelassen
hie und da am Brunnenrund
ein beglänztes Glas zu fassen,
führen es gefüllt zum Mund.

Und indes wir schreiten, schreiten,
fällt die Nacht herein.
Eh die letzten Wege dunkeln,
überflammt ein roter Schein
alle Nähen, alle Weiten,
Türme, lang versunkne, funkeln,
und wir starren in das Glück
mit verträntem Blick zurück.

Josef Adolf Bondy.

Prag.

Tauche auf in Abendschöne
über Türmen, altes Prag,
und mit goldnen Fenstern kröne
der Hradschin den Werketag!

Von den Kirchen in die Gassen
rinnt des Schweigens dunkle Flut,
nur der Moldau Wogenmassen
kochen wie empörtes Blut.

Und ein Heer von Schatten reitet
über Brücken hoch von Stein,
und es teilt sich, und es gleitet
in die Winkelstadt hinein.

Friedhofstür geht auf. Die spitzen,
alten Blöcke dicht gedrängt,
kaum daß sich in schmalen Ritzen
Moos durch grauen Marmor zwängt.

Tausend Köpfe ohne Regung
wie geduckt vor der Gefahr —
doch auf einmal kommt Bewegung
in die ungeheure Schar.

Steine springen aus der Erde,
schwere Steine aus der Gruft,
schon zerreibt die wilde Herde
Fledermäuse in der Luft.

Plötzlich stürzt der Tanz der Steine,
alle ragen kunterbunt . . .
stehen spät im Dämmerscheine
noch wie taumelnd auf dem Grund.

Der Vater.

Ich kenne dein Gelüst nach Herrlichkeit,
nur ich, dein Blut,
und ahne deinen Königsübermut,
sie aber gaben dir des Dienstes Kleid.

Wär dein Geschick der heißen Sehnsucht gleich,
es wär entlohnt,
ein kühner, goldvergeudender Despot,
so aber wurdest du an Liebe reich.

Der Liebe Kranz, mir drückt er schwer das Haupt,
oh, nimm den Dank!
Und in geheimster Seele weiß ich lang:
du glaubst dem Sohne, weil du dir geglaubt.

Die Nöte überritten deine Saat,
sie liegt zerknickt.
Nur in den Nächten, wo kein Auge blickt,
da heben sich die Halme wie zur Mahd.

Rudolf Borchardt.

Ballade von Wind, Schlaf und Gesang.

Ich trieb die Reigen der Schatten aus,
die an meinem Herd in die Aschen bliesen,
meine Seele rief ich hinein in das schweigende Haus,
und sie kam langsam durch den Mond über blasse Wiesen —
Geister flogen ihr vor, die die Wege wiesen:
— Schlug es ans Tor? sang es im Gang?
allte der Flur und klangen die Fliesen?
O lautlos kamen sie, Wind und Schlaf im Gesang!

Sie schwebten wie riesige Vögel und ohne Laut,
bei meinem Herde saßen sie nieder,
ir Flügel war feucht und ihr Flaum betaut,
und sie bliesen und schüttelten Tau von ihrem Gefieder.
Und es sagte Gesang: „Wir haben Musik und Lieder
für dich und alle die Seelen, die trostlos sind,
Schoß und Lippen erwarten die weichenden Glieder."
Und also sangen sie, Schlaf und Gesang und Wind:

Ich schlief eine Nacht im weißen Weidenbaum —
— Luft und zitterndes Haus, wo die Winde liefen —"
Ich war in der Höhle und suchte den Alten, den Traum,
wo die Feen flüsterten und die schwarzen Prinzen schliefen —"
Ich sprang ins Meer, und es klangen die schwankenden Tiefen,
wie die Saite klingt, die der Wind nachts traf —
iner blies, und Muscheln und Hörner riefen —
O Weide und Meer, Häuser von Wind und Gesang und
Schlaf!"
er Urlaub Nacht bringt wieder den Tau und die Hecken
triefen —
Geh, Ballade, durch Mond die Weisen entlang —
rche bei Bäumen und frage die hauchenden Tiefen —
suche das Lied aus Schlaf und Wind und Gesang!

Der traurige Besuch.

Die Fenster gehn in blinde Nacht,
ich sehe keinen Stern;
ich schlief noch kaum, und bin erwacht,
und Schlaf und Tag sind fern.

Der Tag ist fern, die Nacht ist lang,
o schweres Herz und Peinen!
Die Decken fliegen an der Tür,
mit Nachtwind durch die hohe Tür
fliegt finsterer Gesang.

Sie kam in einem Nachtgewand,
und nachtgekühlt und nachtbetaut,
ihr Auge war voll Weinen,
ihr Mund war schwer von schwerem Laut.

Sie hatte Rosen in der Hand —
wie Herbstgebüsche welk, wie Winterrosen matt —
sie ging an meine Lagerstatt
und kniete bodenwärts,
sie sprach: „O Blatt, o Rosenblatt,
o Herz, o schlechtes Herz!"

Sie sprach: „Die Rose schenk ich dir,
ich weiß, wem du sie schenkst;
dein Herz ist fern, dein Sinn ist hier:
ich weiß, an wen du denkst!"

Sie strich mit Händen durch mein Haar,
sie sagte: „Jetzt!", sie seufzte: „Einst!"
sie sagte: „Ist dein Leid so groß,
daß du nun liegst und schlummerlos
in deine Hände weinst?"

„O Jugendwelt, o Büsche
und Haus voll Schlaf und Garten voll Gesang!
Der Efeubaum ist schwarz, und die Winden sind weiß
o Blumen schwer! o Blumen heiß!
Und ein Gang ist dort — ein Gang — —

Wo sind wir hin, wo bist du hin,
wer sagt, was mit uns wird!
Du blickst und weißt kaum, wer ich bin!
wir sind so ganz verirrt!"

Ich sprach! „Ich finde keine Ruh
und dich vertreibt ein Bann —
in einem Schatten schreitest du,
auf Nachtgeräuschen gleitest du,
und findest dich heran —

Du findest dich bis an mein Bett
und sprichst, wie keiner spricht —
die Augen hab ich zugemacht,
nun fühl ich durch die dichte Nacht
so zittern dein Gesicht.

Es blüht ein blasses Grau herauf.
Im Schlafe ruft ein Hahn, am Wasser bellt ein Hund.
Geh fort und nimm die Rose fort,
den Mund von meinem Mund.

Die Gärten, die noch finster sind,
sie blühen bald in kaltem Blau —
dein alter Windengarten
zerfällt in Nacht mit dem Morgenwind
und mit dem ersten Tau.

Die Nacht verhüllt das Nachtgesicht,
— Bist du noch da? Was ist noch da?
Der Garten flieht, es flieht das Meer,
und es war so nah.

Du sahst den Baum — ich sah ein Schiff.
Das stand in einem roten Schein
gebunden zwischen Riff und Riff,
und das Meer war wie Wein
dunkel und schön, wie Stahl und Wein.

Ich sah nicht Maat noch Schiffgesind,
das Segel schlug am Maste an —
einst wird es trunken sein von Wind —
doch ich weiß nicht wann."

Blick nicht in meine Fenster, Tag.
Mein Schiff will Sturm und keinen Stern.
Das letzte, was das Herz vermag,
ist, es stürbe gern.

Sestine der Sehnsucht.

Aus einem Fenster bog ich mich hinaus
auf Nacht und Gärten, wo kein Vogel singt;
ich fing den schweren Ton, der in mir schwingt
bei allem Wunder, das schön träumen macht;
bei mir war Nacht und über dir war Nacht,
mein Haus weiß jeden Stern von deinem Haus.

So schön wie schwere Träume ist mein Haus,
auf ewige Gärten legt es sich hinaus,
von grauem Mondlicht trunken und von Nacht
saugt es den Ton, den es sich selber singt,
und Büsche, die der Wind melodisch macht,
und Wind, der durch die finsteren Fenster schwingt.

Von dir den Ton, der durch den Wind hin schwingt,
mein Herz weiß ihn, und so weiß ihn mein Haus:
Was schwellen macht und was aufschreien macht,
schwirrt durch ihn hin und reißt mich so hinaus,
wie nichts hinreißen kann, was dunkel singt,
schluchzend und tief, tief jubelnd durch die Nacht.

Also voll ist mein Haus von dir bei Nacht:
mit Tanz von dir, der durch die Kammern schwingt
mit einer Geige, die sich lang ausssingt —
auf die Nachtwiesen wirft mein schweres Haus
ausbrechende Musik von dir hinaus
und weiß vom Morgen nicht, der schauern macht.

Nacht über Nacht! und Dunkel, das sie macht!
So schlief mein Herz im runden Busch der Nacht!
so, sternedurstig, wagt es sich hinaus
und faßt sich nicht, und zittert noch, und schwingt
sich dunkel rufend vor dein fremdes Haus
und singt in allen Schall, der drinnen singt —

O um ein Lied, das sich in Worten singt!
nur Melodie, die Seele zu sich macht,
Weinen und Lachen wandert durch dein Haus!
Und wirft sich her, Antwort durch dunkle Nacht —
nichts als ein Flügel, der aufhebt und schwingt,
nichts als „Hinaus!" und „Hin!" und nur „Hinaus!"

Süße, dies Lied will über sich hinaus,
ein Kind ist so, das sich die Angst fortsingt —
durch schwere Nacht verschollener Gärten schwingt
so tödliches Wirbeln, das die Luft stehen macht!
Ein wonniger Vogel singt in deine Nacht,
ein Kind fällt hin, und schläft vor deinem Haus.

Urlaub: Vor deinem Haus
ist stumm die tiefste Nacht,
die schlafen macht,
was sonst den Flügel schwingt
horch wie es singt;
mein Herz sehnt sich hinaus.

Felix Braun.

Der Knecht mit dem Licht.

Es geht ein Knecht, der trägt ein Licht.
Du kommst des Wegs und siehst ihn nicht.
Doch wer gestreift am Arm ihn hat,
der folgt ihm durch die ganze Stadt.

Was geh ich fremden Schritten nach?
In Nebel schwand das letzte Dach.
In Feldern liegt die Erde bloß.
Ein Wolkenhimmel wandert groß.

Erreicht ist letzten Feldes Rand.
Ich stehe vor der Himmelswand.
Ich trete ein — oh selige Schau —:
o Wiese, grenzenlos im Blau.

Verstummt der Schritt. Es wendet sich
der Knecht und gibt das Licht an mich.
Greises Gesicht verdämmert fern.
Ich steh und halt den Abendstern.

Die himmlische Laute.

O wär mir wie in Jugendtagen
gegönnt, die Laute zu schlagen,
aus der, wie ich begann zu spielen,
die Kirschblüten fielen, —
und als ich verschob das Lautenband,
da war es eine Liliengirland,
und als der letzte Ton verklang,
da war ich nicht mehr kühn und stolz,
da lag meine Wang auf dem warmen Holz
und ich schluchzte lang!

Versuch ich immer noch die Himmelsweisen
auf meinem Saitenspiel am Trauerband?
Um dich zu preisen,
müßte ich haben ein anderes Heimatland.
Und stünd ich auch in den Himmelschören zuletzt:
aus Sternen ist meine Laute zusammengesetzt.
Da wäre jeder Bogenstrich wie deine Wangen klar,
jeder Akkord so golden wie dein Haar.
Und ich müßte es nicht erst singen: O Gold! o Glanz!
o Stirn im Frühlingskranz!
o Gang im hohen Wind und Horentanz —
dich spiegelte gestirnt mein Lied im Schreiten ganz.

Ein ernster Engel ist gekommen,
hat mir die Laute genommen,
aus der, da sie forttönt in Himmelshallen,
die Sterne fallen, —
ich aber halt am schwarzen Band
das schlechte Spiel mit müder Hand,
und wenn der letzte Ton verhallt,
so wird es nicht dein Name sein —
ich lieg mit dem Angesicht auf dem kalten Stein,
alt!

Die Bäume des Paradieses.

Der Baum der Erkenntnis.

Nicht aus dem Erdreich, aus der bloßen Luft
aufstieg der Baum, astkahl, mit riesigem Stamme,
behängt mit Laub von herbstlichem Geflamme,
das doch nur Schein war, Blüten voller Duft,

auch sie nur Schein, und Früchten, deren Schale,
wiewohl nur Bild, doch so voll Wonne war,
daß in der Dämmrung oft im seligen Tale
sich Engel lagerten in reicher Schar,

um sie zu schaun. Doch keiner je begehrte
Besitz des Truges. Und die Tiere sahn
nur Luft, die wohl ein andres Licht durchklärte;
und streifte eins des Stammes Rinde an,
war darum dennoch keine Schuld getan.

Einzig die Spinnen überlisteten
den höchsten Ratschluß, wenn sie niederhingen
und zu dem Netze, drin sie nisteten,
auf schwankem Faden eilends aufwärts gingen,

daß sie ein kurzes Stück den Stamm entlang
hinliefen und das Feste dunkel spürten
nach soviel Wanken, Wind und Überhang;
und wenn die Vögel blind das Holz berührten,
wie gab das gläsern einen Klang!

Die Spechte freilich, die des Schnabels Kraft
daran erprobten, ließen ab. Doch flogen
die andern alle um den nackten Schaft,
durchs Laubwerk hin und um der Äste Bogen.

Die Engel lächelten einander an,
daß alles Gleichmaß sich verschob in Klingen,
und aus des Baumes Spiegellaub begann
Bewegung leise an und ab zu schwingen.

Und war doch Schein. Er ragte, schattenlos,
über der Welt: nackt; kahl. Die Engel schauten
voll Graun: die Wurzel sprang aus Gottes Schoß —
und knieten hin und griffen in die Lauten.

Der Baum des Lebens.

Die Wurzeln wie ein lagernd Menschenpaar,
ein Mann, ein Weib, auf dichtem Wiesenplan.
Aus ihren Häuptern stieg der Stamm hinan,
der, breit und fest, voll Harz und Honig war

und, kaum begonnen, plötzlich sich verlor
in niederhangend weiter Wipfelhülle,
die mit blutroten Laubes mächtiger Fülle
umrauschte. Früchte blinkten draus hervor,

buntfarbig, saftverratend, prall am Stiel.
Die Vögel hackten ein, die Tiere rissen
sie schnappend ab mit blitzenden Gebissen.
Die schönste griff der Wind, eh sie verfiel.

Hoch in der Krone saust' es wie das Blut
im Ohr des Fiebernden. Die Vögel schrien.
Das Astwerk wimmelte von Kerbtierbrut:
grünliche Raupen, Käfer krochen hin,

Und Bienen schwirrten, wolkenhaft geballt.
Der Sonne Licht lag voll auf jedem Blatte.
Wer sich in diesem Schatten ruhen hatte,
der hatte Jahre nur und ward nie alt.

Nachts suchten Engel in dem tauigen Gras
nach abgefallnen Früchten, und sie nahmen
die Kerne aus, die schwarz zum Vorschein kamen,
sie auszusä'n. Wenn Adam davon aß,

Sah er es ihnen ab und spielend tat
er nach, was er dereinst im Dienste mußte.
Er, der vom Weib nichts noch von Sünde wußte,
vollbrachte schon das Werk der Saat.

Carl Busse.

Nächte.

1.

Das ferne Rauschen selbst der Quellen
verwehte längst und ging zur Ruh,
den silberroten Mondeswellen
neigt sich die nächtige Blüte zu.

Der weiße Flieder atmet leise,
um seiner Trauben schwüle Pracht
klingt eine wundersame Weise,
und blau verdämmernd liegt die Nacht.

2.

Der Vögel Sonnenlieder starben,
nachzitternd seiner Königin
dehnt blaß sich und orangefarben
der weite Abendhimmel hin.

Und stiller wird die Luft und wärmer,
kaum daß es sacht herüberdringt,
wenn purrend ein Ligusterschwärmer
im Flug aus vollen Kelchen trinkt.

Sommervormittag.

Rings in rundblühenden Scharen
steht roter Wiesenklee,
es traben rote Husaren
auf entfernter Chaussee.

Leuchtende Sonnenkronen
glühn über Land und Luft,
es reiten die beiden Schwadronen
in lauter Glanz und Duft.

Die schmetternden Fanfaren
durchklingen die Sommerruh,
die roten Königshusaren
reiten immerzu . . .

Herbstbeginn.

Es geht zum Herbst; die Luft wird seltsam blaß,
die reifen Äpfel fallen dumpf ins Gras,
die Störche suchten längst den Wanderpfad,
die Nacht wird kalt und Allerseelen naht.
Bald stirbt das Laub, und so kommt eins zum andern.
— Mein lieber Freund, wann müssen wir wohl wandern?

Über den Bergen.

Über den Bergen, weit zu wandern,
sagen die Leute, wohnt das Glück,
ach, und ich ging im Schwarme der andern,
kam mit verweinten Augen zurück.
Über den Bergen, weit, weit drüben,
sagen die Leute, wohnt das Glück . . .

Das stille Königreich.

Es ist ein stilles Königreich,
ist keinem Land der Erde gleich,
liegt über Wolken und Winden —
o weh, wer wird es finden?

Und wer es find't, ich sag es dir:
Wer so in Sehnsucht lebt wie wir!

Die Knechte.

Tausend Stirnen glanz- und jugendumwoben
sah ich voll Sehnsucht nach ewigen Kränzen erhoben.
Ach, und wie viele
küßte der Lorbeer am Ziele!

Steil ist der Weg, und bitter schmeckt Hungern und Dürsten.
Knechte wurden, die einst sich träumten als Fürsten.
Lassen sich g'nügen,
Talwärts den Acker zu pflügen.

Manchmal nur zittert die ruhende Faust am Sterze,
weckt ein hallender Ton ihr schlummerndes Herze,
hören ein Singen
über sich schweben wie Schwingen.

Das sind Gefährten, die einst mit ihnen gegangen.
Trotzige Sieger, die gläubig das Schicksal bezwangen,
die nun den Gründen
Wunder der Schönheit verkünden.

Aber die Knechte stehn in den Furchen und sinnen.
Träume der Jugend steigen empor und zerrinnen.
Alles war Lüge!
Stumpf ward das Herz.
Und weiter furchen die Pflüge . . .

Walter Calé.

✡

Ich habe, lieben Brüder,
ein gutes Haus bewohnt,
darinnen Lichter spielen,
darüber stand der Mond.

Und vorne sprang ein Brunnen
als wie ein dünner Hauch;
und jeden lieben Abend,
da kam die Schwester auch.

Sie kam gelind geschritten,
nur wie ein Ton und Klang;
sie lehnt' an Brunnens Rande,
sie hob den Nachtgesang.

Sie lockt' aus meiner Kammer
sie lockt' mich in die Nacht;
ich habe bei der Schwester
ein Stündlein zugebracht.

Die Schwester sang am Brunnen,
ich habe nichts begehrt;
ich bin nach einem Stündlein
ins Haus zurückgekehrt.

Darinnen Lichter spielen,
darüber stand der Mond:
So hab ich, lieben Brüder,
ein gutes Haus bewohnt.

Im Strom.

Erste Stimme:
O laß uns reden, rasche Worte wechseln,
eh mich der bleiche Strom von dannen reißt,
o sprich: wir waren einst einander gut
vor langer Zeit, o sprich!
Zweite Stimme:
Vor langer Zeit!
Erste Stimme:
Die Ströme gleiten, Augenblicke fliehen
vorüber längst! Was schließt die Lippen noch?
Ich werde sprechen, einmal sollst du wissen:
o böse waren jene langen Zeiten,
o dir entfliehen! töricht meine Seele!
Es ist vorüber, sprich!
Zweite Stimme:
Es ist vorbei!
Erste Stimme:
Die Ströme trennen: eines höre noch!
noch einen Ruf! wie waren deine Zeiten,
wie littest du? — o ferner, immer ferner —

und überwandest du und bist in Ruhe,
und du verhüllst das Haupt? und deine Seele?
sie blutet? lebe wohl . . .
Zweite Stimme: Leb wohl! sie ruht!

Tief aus der Ferne heb ich einen dunkeln,
heb ich getreuen, dunkeln Nachtgesang.

Vom Leben sing ich, das verderben will;
o ziehe fester das Gewand um dich,
verhülle dich, da seine Blicke locken,
und seinem Flüstern schließe du das Ohr.
O Seele meiner Seele, sei getreu!

Tief aus der Ferne heb ich einen dunkeln,
heb ich getreuen, dunkeln Nachtgesang.

Von Liebe sing ich, die verderben will;
und wenn die tausend Worte dich umdrängen
und tausend Arme dir entgegenwinken,
des Einen Wort, o überhör es nicht,
die Klage seines stummen Blickes nicht.
O Seele meiner Seele, sei getreu!

Tief aus der Ferne heb ich einen dunkeln,
heb ich getreuen, dunkeln Nachtgesang.

Vom Glücke sing ich, das verderben will;
o glaube denen nicht, die traulich leben,
der Seele glaube, die verbluten will,
dem Schmerze glaube du: der Schmerz ist Glück.
O Seele meiner Seele, sei getreu!

So hob er an, so senkte er das Haupt,
und trübe schwieg der dunkle Nachtgesang.

Michael Georg Conrad.

Der Säemann.

Immer seh ich dich so, mein Vater,
zu jeder Zeit des Jahres, so oft ich dein gedenke:
als Säemann.

Und deine Söhne, groß und schlank wie du,
ganz dein verjüngtes Bild,
barhäuptig und barfuß
am Pflug.

Ein breiter Acker,
aus der Mulde, die so windstill,
nach der Höhe, luftig bewegt.

Die frisch gebrochenen Furchen braun
und dampfend im herben würzigen Frühwind.
Hinter uns stolzierend
der schwarzglänzende Rabe,
emsig spähend nach des Engerlings fettem Wurm.

Weiße Wolken
als träumende Schäfchen
hinziehend am hohen Himmel.

Du in langen Schritten gradaus,
kräftig atmend,
das Auge hell und fest.

Kuckucksruf aus dem Wald:
Du blickst uns an und lächelst schalkhaft.
Wir klopfen dreimal an die Tasche.

Nun gürtest du um den Leib
den grauen, körnerschweren Samensack.
Der rechte Arm,
nackt bis zum Ellenbogen,
mit flatterndem Ärmel,
geht im Schwung mit dem Schritt.

Aus der Hand fliegen sausend im Bogen
die Körner, sorglich erlesen,
glatt und prall und glänzend in Keimkraft.

Stillbedächtig,
wie in verhaltener Lust,
empfängt sie die Erde und zieht sie ein
in den harrenden Schoß,
Hampfel um Hampfel.

Immer seh ich dich so, mein Vater,
als Säemann.
Immer so im festen Schritt
über den frischgepflügten, dampfenden Acker hin,
wie von heimlicher Musik
aus der Tiefe der Erde begleitet,
von segnenden Winden umsungen
aus des Himmels leuchtender Höhe.

Und deine Söhne alle, emsig wie du,
was auch sonst ihre Hantierung,
immer wieder am Pflug,
bespannt mit jungen Stieren, gelben und weißen,
weitleuchtend über die Felder hin.

Und aus der Ferne
hör ich den Zuruf der Mutter, lieb und fröhlich:
„Wie seid ihr fleißig heute!"
Dann erscheint sie,
die Hand schirmend über den lachenden Augen,
die feine Gestalt umflossen vom goldenen Licht:
„Längst ist vorüber der Mittag,
habt ihr nicht läuten gehört?
Kommt jetzt, der Tisch ist bereitet,
Linsensuppe gibt's und Spätzli —"

Und wir wischen uns den Schweiß von der Stirn:
„Gleich, Mutter, gleich.
Wir sind hungrig wie Wölfe."

„Gott sei Dank," sagst du, Vater,
„wir haben das unsrige getan.
Nun schenk uns der Himmel gut Wetter
zu Wachstum und Ernte."

Immer seh ich uns so, ganz deutlich,
und hör jedes Wort

von dir und der seligen Mutter.
So lange ist's her, so lange, so lange.
Und immer noch schwillt uns das Herz
in Hoffnung künftiger Ernten.

Hermann Conradi.

Pygmäen.

Die Zeit ist tot, da große Helden schufen,
die mit der Fackel der Begeisterung,
mit kühn erhabenem Gedankenschwung
des Lebens florumbüllte Stufen
und weiter — weiter bis zum Gipfel klommen,
wo ihnen vor den sehgewaltigen Blicken
jach barst der Vorhang mitten in zwei Stücken —
wo über sie der Friede dann gekommen!

Die Zeit ist tot — die Zeit der großen Seelen,
wir sind ein ärmlich Volk nur von Pygmäen,
die sich mit ihrer Afterweisheit frevelnd blähen
und dreist sich mit der Lüge Schmutz vermählen,
mit jener Lüge, die da Prunk und Kronen
um leere Schädel flicht, um schmale Stirnen
das Diadem der Gottentflammtheit schlingt,
die Weihrauchduft ohnmächtigen Götzen bringt!

Was wir vollbringen, tun wir nach Schablonen,
und unsre Herzen schrein nach Gold und Dirnen,
und keinen gibt's, der tief im Herzen trüge
den Haß, der aufflammt gegen diese Lüge —
Wir knien alle vor den Götzen nieder
und singen unserer Freiheit Sterbelieder.

Das verlorene Paradies.

Es hat die Dirne mich geküßt:
da ward ich von süßem Taumel trunken,
und als ob es Frau Venus selber wär,
bin ich ihr an die wildwogenden Brüste gesunken . . .

Es hat die Dirne mich geküßt,
ihre reifroten Lippen auf den meinen erblühten —
da vergaß ich die harte Not und den Tod
und meiner Mutter liebfrommes Behüten ...

Es hat die Dirne mich geküßt —
da war's mir, als quöllen Flammenbäche
wie der Hölle Sengstrom durch meinen Leib,
als ob bacchantische Brunst mir den Schädel zerbreche ..

Es hat die Dirne mich geküßt —
schluchzend lag ich vor ihr im Staube —
da war's mir, als stürbe der Gott in mir,
als stürb' an sündloser Lieb' mir der Glaube ...

Es hat die Dirne mich geküßt,
da wußt ich, daß ich die Seele verloren —
da wußt ich, daß ich dem Schächer gleich
meine Seele der Hölle zugeschworen! ...

Es hat die Dirne mich geküßt —
wohl trink ich in ihren Armen Wonne — —
in meinem Herzen aber ist Finsternis,
und verdorrt ist mir des Glückes Bronnen! ...

Verdorrt ist mir der lebendige Mut,
für meine Brüder die Gasse zu bahnen, —
zerbrochen hab ich die blitzende Wehr,
zerbrochen die wurfzerfetzten Fahnen ...

Seitdem die Dirne mich geküßt
kann ich nur ihr gehören zu eigen — —
In Brünsten umklammre ich den weißen Leib
und küsse sie — und der Rest ist Schweigen ...

Gewißheit.

Ich weiß — ich weiß: nur wie ein Meteor,
das flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
werd ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
wie Südwind kost, — es gellt wie Trommelklang
mein Lied und wird in alle Herzen greifen ...

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz ...
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
es streicht der Abendwind durch die Zypressen ...
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
ich aber werde bald vergessen ...

Maximilian Dauthendey.

Aus „Reliquien".

Maimond über dem Dach,
Maimond sieht in das Haus,
golden stehen die Scheiben,
Sehnsucht leuchtet heraus.
Draußen Blatt bei Blatt
schlafen dunkel die Bäume,
drinnen unter dem Dach
liegt die Liebe wach.
Schwüre glühen im Dunkel,
funkeln hinaus in die Nacht.

*

Ich habe sogar zum Himmel gerufen,
er ließ einen Regenbogen prangen,
ich wollte dich doch lachend und weinend
mit allen Himmelsfarben empfangen ...
Ich stand auf den Klippen
und schaute und schaute,
das Auge hungrig,
das Herz glückschwer,
ich sandte die Möwen,
nach dir zu spähen,
hinaus auf das leere, herzleere Meer;
der Himmel welkte,
die Nacht hob sich ernst,
ernster und kälter als alle Nächte;
sacht stieg ich nieder,
ging sacht zum Haus,
ernster und kälter noch als diese Nacht.

*

Meine Augen voll Asche,
meine Ohren haben die Töne verloren,
Bäume, Wind, Gestein,
eure Sprache fällt mir nicht mehr ein,
höre im Weltraum nur mich,
mein wildes, hungerndes Ich.

Aus dem Buche „Die ewige Hochzeit".

Ich schaute in den Garten, da schaute mir die Glut eine
Rose entgegen,
ich fühlte sie aus der Ferne in meiner Hand wie deine Liebe
Seit ich dich küsse, geht die Zeit der Rosen nicht aus,
der Garten lacht mit roten Lippen wie du.
Tag und Nacht sind kaum wie ein Fächerschlag
und ein Jahr ist nur ein Hahnenschrei,
ich lebe es mit geschloßnen Augen.

*

Die Raben schreien wie verwundet
und prophezeien Nacht und Not.
Der Frost hat jede Tür umstellt,
und der Hungerhund bellt.
Wir halten uns immer enger umschlungen,
im Küssen fanden wir noch kein Wort,
Die Lerchen haben sich tot gesungen,
und Wolken wälzten den Sommer fort.
Doch dein Haupt, das in meinem Arm sich wiegt,
weiß nicht mehr, wo die Erde liegt.

Aus „Der brennende Kalender".

Juli.

Waldbäume singen gern einen Sang,
nie werden dem Wald die Tage lang.
Die Bäume halten die Blätter hin,
lassen kein Lied vorüberziehn.
Es singt des Baumes kühle Gestalt
von Liebe, die wie der Erdboden alt.
Und kommt ein Mensch ganz lebensmatt
zum Wald, wird seine Zung' ein Blatt;

will mit den Bäumen die Seele tauschen,
sein Atem will alle Wipfel berauschen;
sein Blut will in den Stämmen summen;
denn singend macht der Wald die Stummen.
Der Wald ist uralt ein Liederhaus,
geh hin und singe dein Herz bei ihm aus.

August.

Wo brennende Blicke an Mauern hinfuhren,
sah ich im Mondlicht noch phosphorne Spuren;
sah an der kalkigen Gartenwand,
wie eine weiße Frau dort entstand.
Sie trug ihrer Hoffnungen leuchtendes Buch
unter dem glitzernden Busentuch;
wie eine Kerze neben ihr
flackte ein Stern auf der Gartentür.
Die Frau sie las beim dünnen Licht,
gespannt wie Seide war ihr Gesicht;
die großen Birnen an dem Spalier,
hingen wie dicke Locken an ihr.
Oft schüttelte sie mit zartester Geste
auf ihrer Stirn der Gedanken Geäste;
las zitternd weiter, bekam nie genug,
bis ihr der Morgen das Buch zuschlug.

*

Die Grillen beherzen die Sommernacht,
Grillen haben mit ihrem Laut
wirre Zauberformeln erdacht.
Sie sägen die Wurzeln der Dinge an,
kein Wunsch, kein Gedanke still stehen kann.

Geigen die Grillen auf deinem Dach,
halten sie geigend die Sehnsucht wach.
Wo Sehnsucht hinfällt, kein Schwur mehr hält,
zum unendlichen Irrgarten wird dir die Welt.

Mein Herz fährt auf.

Das Gras ist feucht, der Mond hängt angebrochen,
und sengend drängt er durch den Lindenbaum,
bleibt auf den Blättern schwer und schlafend liegen,
daß sich die Zweige unterm Monde biegen.

*

Der Duft, aus allen Blüten schwer entstiegen,
wirft Unruh in die Luft;
wird Seufzen, das sich stumm bezwingt,
wird Sehnen, das kein Schlaf umbringt.
Der Duft geht wie mit Füßen durch das Gras.
Mein Herz fährt auf, das dort im Monde saß,
mit Händen greift's zur Luft und ruft mit Worten laut,
und weckt die Sehnsucht, die mein Haar ergraut.

Ein lustsam Gärtlein auf weißem Papier.

Ein lustsam Gärtlein auf weißem Papier,
nie welke drinnen Lied noch Blatt.
Buchstaben stehn als Blumen hier,
aus Reim und Zeil' es Landschaft hat.
Du findest dort den ersten Keim,
den Frühling voller Liebessinn,
bis in den Sommer voll Honigseim.
Schick' deine Augen wie Bienen hin,
jed' Lied will lustsam als Laube dienen.

Oben am Berg.

Kein Baum glänzte im Abend mehr, alle Blätter löschten aus,
ein paar Stimmen im Felde gingen nebenher, sprachen vom Wetter und zogen nach Haus.
Oben am Berg, auf einem offenen Acker, frisch gepflügt,
stand ein Leiterwagen und war schwarz an den gelblichen Himmel gefügt.
Drinnen im Wagen, rot wie ein Rostklumpen, die Sonne als Fracht.
Ein Bauer hat mit der Peitsche laut geschlagen, die Deichsel hat gekracht,
zwei Gäule haben angezogen und fuhren die Sonne in die Nacht.

Ein Herz, das in Liebe zu deinem Herzen hält.

Ein Stückchen sinkender Mond schaut über den Ackerrand,
als vergräbt den Mond eine unsichtbare Hand.
Weit ins Land hängt Stern bei Stern in der Luft,
und sie alle sinken bald wie der Mond in die Ackergruft.
Wo am Tag die Wege, Berge und Brücken winken,
hocken Laternen im Dunkel, die wie kleine Spiegel winken.

e alle verlöschen und brennen nur ihre Zeit,
Dunkelheit aber steht hinter den Dingen und läßt nichts erkennen,
ls ein dunkles Kommen, Vorüberrennen und Dingebenennen.
nd kein Tag und kein Licht kann frommen;
ie wird die Dunkelheit der Welt ganz fortgenommen.
ur ein Herz, das in Liebe zu deinem Herzen hält,
immt von dir die Dunkelheit der ganzen Welt.

Jakob Julius David.

Am Wege.

Ich kannte eine. Wie sie hieß?
Wer nennt das Wort, das mir verklang?
Vergessen ist's. Ich weiß nur dies:
daß ich sie liebte und umschlang.

Das Lied von der, die mir entschwand,
singt nun der Nachtwind meinen Ohren —
Am Wege hab ich sie verloren,
die sich zu mir am Wege fand . . .

Turm der Schrecken.

Ein böses Traumgesicht hab ich geträumt.
Wer mir es deuten kann, soll Antwort geben.

In eines Turmes Nächten sah ich zwei
zum Tod gefangen um geheime Sünde.
Unkund selbst ihnen. Eingenistet hatte
sich allenthalben Finsternis. Sie schlug
in beider Augen ihre spitzen Fänge.
Sie gänzlich blendend, so daß ihrer keines
des anderen Gegenwart empfinden konnte.
Einmal im Jahre, nur ein einzigmal
stand so die Sonne, daß durch eine Ritze,
die nah der Wölbung sacht sich aufgetan,
ein Licht sich stahl in ihre Dunkelheiten.
Ein schmales Stäbchen glomm es auf dem Boden
und flirrte zitternd.

Sich erhoben beide
vom Estrich, drauf sie Jammer hingestreckt,
und hinter sich die schwere Kette schleifend,
so nahten sie einander, sahn sich an
im ungewissen Licht mit Zweifelblicken:
der Mann, das Weib. Ein mächtig Wohlgefallen
fand jegliches am andern. Und sie boten
die Hände sich — nicht litt die Fessel weiteres —
und Trosteworte tauschten sie — unsinnig,
und dennoch mit geheimer Zuversicht
das Herz erfüllend.

Dann erlosch das Licht,
und mächtig rauschend schlug die Finsternis
um sie den Fittich. Sie verharrten so
verschlungner Hände, bis die Müdigkeit
zum Scheiden zwang. Doch klang fortan ein Flüstern
oft heimelnd durch den Raum, und jedes zählte
die Tage, Monde, bis zum künftigen Jahre,
zum Augenblick des Lichts, danach sie bangten.

Ein böses Traumgesicht hab ich geträumt.
Wer's immer deuten kann, soll Antwort geben.

Richard Dehmel.

Mein Trinklied.

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
trinkt, bis die Seele überläuft,
Wein her, trinkt!
Seht doch, wie rot die Sonne lacht,
die dort in ihrem Blut ersäuft;
Glas hoch, singt!

Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
djagloni gleia glühlala!
Klingklang, seht: schon welken die Reben.
Aber sie haben uns Trauben gegeben!
Hei! —

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
im blassen Stromfall ruckt und blinzt
ein Geglüh.
Der rote Mond ist aufgewacht,
da guckt er übern Berg und grinst:
Sonne, hüh!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Mund auf, lacht! das klingt zwar sündlich,
klingklang, sündlich! Aber eben:
trinken und lachen kann man bloß mündlich!
Hüh! —

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
wächst übern Strom ein Brückenjoch,
hoch, o hoch.
Ein Reiter kommt, die Brücke kracht;
saht ihr den schwarzen Reiter noch?
Dreimal hoch!!!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
djagloni, Scherben, klirrlala!
Klingklang: neues Glas! Trinkt! wir schweben
über dem Leben, an dem wir kleben!
Hoch! —

Hieroglyphe.

In allen Tiefen
mußt du dich prüfen,
zu deinen Zielen
dich klar zu fühlen.
Aber die Liebe
ist das Trübe.

Jedweder Rachen,
drin Sehnsucht singt,
ist auch der Rachen,
der sie verschlingt.

Aber ob rings von Zähnen umgiert,
das Leben sitzt und jubiliert:
Liebe! —

Venus Primitiva.

O daß der Kuß doch ewig dauern möchte
— starr stand, wie Binsen starr, der Schwarm der Gäste —
der Kuß doch ewig, den ich auf die Rechte,
tanztaumelnd dir auf Hals und Brüste preßte!

Nein, länger duld ich nicht dies blöde Sehnen,
ich will nicht länger in verzücktem Harme
die liebekranken Glieder nächtens dehnen;
o komm, du Weib! komm! betteln meine Arme.

O komm! noch fühlt dich zitternd jeder Sinn,
vom heißen Duft berauscht aus deinem Kleide;
noch wogt um mich, du Flammenkönigin,
und glüht im Aschenflor die Kupferseide.

Gieß aus in mich die Schale deiner Glut!
Befrei mich von der Sünde: von dem Grauen
vor dieses Feuerregens wilder Brut,
von diesen Wehn, die wühlend in mir brauen.

Es schießt die Saat aus ihrem dunklen Schoß,
die lange schmachtend lag in spröder Hülle;
ich will mich lauter blühn, lauter und los
aus dieser Brünstigkeit zu Frucht und Fülle!

O komm! satt bin ich meiner Knabenlust.
Komm, komm, du Weib! Nimm auf in deine Schale
die Furcht, die Sehnsucht dieser jungen Brust!
Noch trank ich nie den Rausch eurer Pokale.

Auf Nelkendüften kommt die Nacht gezogen;
o kämst auch du so süß und so verstohlen,
so mondesweiß! O sieh: auf Sammetwogen,
auf Purpurflaum, auf schwärzeste Violen

will ich dich betten, oh, dich an mich betten,
daß alle meine Mächte an des Weibes
blendenden Göttlichkeiten sich entketten,
hinschwellend in den Teppich deines Leibes!

Helle Nacht.

(Nach Verlaine.)

Weich küßt die Zweige
der weiße Mond.
Ein Flüstern wohnt
im Laub, als neige,
als schweige sich der Hain zur Ruh:
Geliebte du.

Der Weiher ruht, und
die Weide schimmert.
Ihr Schatten flimmert
in seiner Flut, und
der Wind weint in den Bäumen;
wir träumen — träumen —

Die Weiten leuchten
Beruhigung.
Die Niederung
hebt bleich den feuchten
Schleier hin zum Himmelssaum:
o hin — o Traum —

Drückende Luft.

Der Himmel dunkelte noch immer;
ich fühlte tief bis in mein Zimmer
der fahlen Wolken vollen Schoß.
Die Esche drüben drehte schwer
die hohe Krone um sich her,
zwei Blätter trieben wirbelnd los.

Laut tickte durch die schwüle Stube,
wie durch die stille Totengrube
der Holzwurm ticken mag, die Uhr.
Und durch die Türe hinter mir
klang dünn und schüchtern ein Klavier
über den Flur.

Der Himmel lastete wie Schiefer;
ihr Spiel klang immer trauertiefer,
ich sah sie wohl.

Dumpf rang der Wind im Eschenlaub,
die Luft war grau von Glut und Staub
und seufzte hohl.

Und blasser tönten durch die Wände
die tastenden verweinten Hände,
sie saß und sang;
sang sich das Lied, in sich gebückt,
mit dem sie mich als Braut entzückt;
ich fühlte, wie ihr Atem rang.

Die Wolken wurden immer dumpfer,
die wunden Töne immer stumpfer,
wie Messer stumpf, wie Messer spitz;
und aus dem alten Liebeslied
klagten zwei Kinderstimmen mit —
da fiel der erste Blitz.

Die Harfe.

Unruhig steht der hohe Kiefernforst,
die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen;
lautlos und hastig ziehn die Krähn zu Horst,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen,
und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,
als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,
noch nicht bei euerm urweltlichen Ton
die Arme hob und ins Erhabne spannte,
ihr Riesenstämme rings.

In großen Zwischenräumen, kaum bewegt,
erheben sich die graugewordnen Schäfte;
durch ihre grüngebliebnen Kronen fegt
die Wucht der lauten und verhaltnen Kräfte
wie damals.

Und Eine steht, wie eines Erdgotts Hand
in fünf gewaltige Finger hochgespalten;
die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand
und langt noch höher als die starren alten
einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf,
als wollten sie sich aneinanderzwängen;
durch ihre Kuppen wühlt und spielt ein Krampf,
als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen
einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston
und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen,
den kenn ich tief seit meiner Jugend schon:
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:
komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab ich mich nach einer Hand gesehnt,
die mächtig ganz in meine würde passen!
wie hab ich mir die Finger wundgedehnt!
die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt' ich sie zur Faust.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen —
ich steh und prüfe die bestandne Fahrt:
nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht, schüttel den starren Forst!
schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben.
In scheuen Haufen ziehn die Krähn zu Horst.
Gib mir die Kraft, einsam zu bleiben,
Welt!

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
ein blasser Tag vergeht;
es wird nicht lange dauern mehr,
bis weder Mond noch Sterne,
nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
da ging ein Lichtlein auf im Grund;
und durch den Rauch und Nebel
begann ein leiser Lobgesang,
aus Kindermund.

Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
oh, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so kühn zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Lied an meinen Sohn.

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut; so erwacht' ich vom Gebraus
des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
in deine ferne Wiegenruh
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab ich auch im Schlaf gelacht,
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht

vom Sturm; bis eine graue Nacht
wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
wie damals, als ich sein Getön
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum
zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei Du! sei Du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
laut . . .

Aus „Zwei Menschen".

*

Zwischen zwei Rappen jachtert ein Schimmel.
Sonne glitzert auf Schneestaubgewimmel:
ein Schlitten stiebt mit zwei Menschen dahin.
Schwarz funkeln die Schellen der silbernen Bügel.
Ein Weib schwingt die Peitsche, der Mann führt die Zügel.
Jetzt reckt er das Kinn:

Lea! seit meinen Jugendjahren
bin ich nicht so im Fluge gefahren,
so rasend noch nie.
Aber noch rasender war's gestern morgen,
als ich im Sturm deinen Namen schrie
und, als wäre mein Gott drin verborgen,
mit ihm rang um dich, Knie an Knie:
Schleife mich, Sturmgott, um die Erde,
sei sie unrein, sei sie rein!
gönne mir nur kein Glück am Herde,
hingerissen will ich sein!

Sage mir — Du! ich frage dich: schreit
Dein Gott auch so meinen Namen?
Peitscht dich der Schnee auch wie Frühlingssamen?
Kennst du den Wahnsinn dieser Seligkeit?!

Er reißt ihr die Peitsche weg; die Rappen schäumen schon.
Die Zügel schlackern; die Bügel bäumen schon.
Das Weib umschlingt ihn fallbereit:

Nenn's nicht Wahnsinn, nenn's lieber Ahnsinn!
Lukas! ich hab in manchen furchtbaren Wochen
dagelegen wie zerbrochen
und wußte doch: ich will, muß, willmuß fliegen!
Ja, Lux: rase! laß brechen, laß biegen!
Mir wiegt ein Gefühl der Erleuchtung die Brüste,
als ob es die Sonne blindmachen müßte!
Und wenn mir der Schneestaub die Augen zerstäche,
und wenn mir dein Sturmgott den Atem bräche,
ich lasse mich wiegen, du — wiegen — wiegen —

Sie starrt verzückt in das wilde Gewimmel.
Zwei Menschen glauben sich im Himmel.

* * *

Rauch und Funken flüstern im Kamin:
Unruh ist, wo Feuergeister hausen,
Unruh, wo die kühlen Wolken ziehn —
horch, die halbentlaubten Pappeln brausen.
Horch — da legt sich das Gemurr der Flammen:
ein Weib nimmt all ihr Selbstgefühl zusammen:

Mir sagt der Geist, wir wollen Ruhe haben!
Und sperr ich dir den Weg zur Tat, nun gut:
du sollst nicht sagen, ich sei dein Wankelmut:
geh hin, sei frei! und nimm mein Hab und Gut
in deinen Dienst wie andre Freundesgaben! —
Was stehst du nun und staunst mich lächelnd an?
Lukas! — welch Rätsel bist du, Mann —

Sie will in seinen Augen lesen;
es blaut ein Glanz darin wie nie zuvor.
Die Flammen geistern hell und laut empor.
Ein Mann bekennt sein stillstes Wesen:

Ja, staun ihn an, den Mann — hier steht er, lacht,
der einst mit furchtbar heiligem Ernst gedacht:

ich bin bös gut, ich bin ein Geist,
an dem die Überlebten sterben,
verführt von ihm, sich vollends zu verderben,
damit der Weltlauf schneller kreist —
so macht sich der gebrechlichste Verbrecher
im Handumdrehn zum Richter und zum Rächer,
bis ihn die Welt in seine Schranken weist.
Das war's; drum hatt' ich Helfershelfer vonnöten.
Drum steh ich jetzt und beichte mit Erröten:
gewichtige Mittel zu nichtigen Zwecken,
das ist die Taktik der Gaukler und Gecken;
ein einzig Fünkchen neue Tugend wecken
frommt mehr, als tausend alte Sünder töten.
Und bist du jetzt noch mein mit Hab und Gut,
dann, Fünkchen, hei: hell lacht die Glut!

Die Flammen murmeln eine Wundererzählung:
zwei Geister feiern ihre Vermählung.

* * *

Und Kerzen wehn noch in den hellen Tag;
entzückte Lippen glühn, verschämte Wangen.
Geburtstagsblumensträuße prangen.
Das Kind hat seinen Glückwunsch aufgesagt;
nun darf's mit Gärtnersmann und Magd
und mit dem riesigen Rosinenkuchen
wohlgemut das Weite suchen.
Und während draußen Tanz und Trubel lacht,
nimmt zart der Mann des Weibes Blick gefangen:

Komm, Seele — weißt du noch? heut jährt sich's grad,
als ich, ein Lohnmensch, vor dich trat
und deinen Blick empfing, der Ketten sprengte.
Und nun, in diesem freien Turmgemach,
an diesem lichterloh gekrönten Tag,
der dir und mir dein Leben schenkte,
der jedes Wort belebt zum Dankausruf,
daß uns die Welt zu denkenden Wesen schuf,
daß wir uns nicht mehr dumpf im Urnebel drehn,
daß wir zu weinen und zu lachen verstehn,
nicht mehr in Sümpfen uns ungetümlich plagend,
nicht mehr wie Brüllaffen mondsüchtig klagend,
auch nicht mehr wie solch Kindlein handelnd,

das sich, von jeder Laune betört,
sein eignes Himmelreich verstört —
wir, Adam und Eva, gen Eden wandelnd: —
Komm —: Siehst du dort den Schieferberg im Tann?
da ließ dein Urahn sechs Knechte henken!
Willst du mir diesen kahlen Berg heut schenken,
der hundert freie Menschen nähren kann,
wenn wir sie mitmenschlich zum Werk anlenken?!

Sie blickt den Berg, sie blickt den Himmel an:
er scheint sich auf ein Zukunftsland zu senken.
Sie blickt zu Tal, wie übermannt vom Denken —

sie lacht: hab Dank, mein Herr und Lehensmann!

Und talher prangt voll Sonnengold der Fluß.
Zwei Menschen tauschen einen Festtagskuß.

* * *

Doch weit und hoch und funkelnd spannt die Nacht
ihr Grauen aus um Turm und Hain und Garten.
Im Tal bezeugt ein Lichtlein ihre Macht.
Die Stadt schläft, von den Sternen bewacht.
Und über die Wipfel deutend, die frosterstarrten,
fragt das Weib mit Vorbedacht:

Doch wenn nach unsern göttlichen Augenblicken
die menschlichen Stunden das Herz beschleichen?
Können wir uns wie diese Eichen
mit sichern Wurzeln in jedes Schicksal schicken?
Das Kind kann's noch — da sprachst du wahr;
sie denkt schon dran, hier Spielgefährten zu finden.
Sie kann ihr Herz noch frei an alles binden;
selbst ihren Büchern bringt sie's dar.
Wir aber, die wir nicht mehr einsam sind
und doch den Zwiespalt dieser Welt empfinden,
dürfen wir träumen wie ein Kind?

Das Licht im Tal erzittert; sie sehn's verschwinden.
Des Mannes Lächeln wird seltsam wild.
Es ist ein Lächeln, das allem Schicksal gilt.
Sein Blick erhebt sich in die nächtigen Fernen,
als lese er die Antwort aus den Sternen,
seltsam mild:

Es ist in uns ein Ewig-Einsames —
es ist das, was uns alle eint.
Es tut sich kund als Urgemeinsames,
je eigner es die Seele meint.
Sie wurzelt rings im grenzenlos Alleinen;
sie liebt es, sich im Weltspiel zu entzwein,
um immer wieder selig sich zu einen
durch zwei, die grenzenlos allein.
So lebt die Liebe — das ist kein Traum.
So, Kind, erlebt dein Herz im dürrsten Baum,
was ihm wohl oder wehe tut;
nur leiser, ferner, nicht so nah dem Blut.

Zwei Menschen lächeln über Zeit und Raum.

Felix Dörmann.

Interieur.

Ein Interieur von lichter Scharlachseide,
ein wohldurchwärmtes, traulich-enges Heim.
Aus schlankgeformten Ständerlampen quillt,
von buntgefärbten A bas-jours gedämpft, —
ein rosig warmer Lichtstrom zitternd nieder.
Orangen und Narzissen hauchen träumend
die duftig-schweren Blütenseelen aus —
und tiefes, tiefes Schweigen. — Hingelagert
auf üppig weichen Eisbärfellen ruht
ein schlankes Weib, die Lippen halb erbrochen,
mit leicht umblauten, müden Schwärmeraugen, —
und träumt und träumt von seelenheißer Freude,
von zügellosem Schweigen, trunknem Rasen,
von einem hochgepeitschten Taumelreigen
der abgestumpften, wurzelwelken Nerven,
von einem letzten, nie gekannten Glück,
von einer Wonne, die der Wonnen höchste,
und doch nicht Liebe heißt — und träumt und träumt.

Was ich liebe.

Ich liebe die hektischen, schlanken
Narzissen mit blutrotem Mund;
ich liebe die Qualengedanken,
die Herzen, zerstochen und wund.

Ich liebe die Fahlen und Bleichen,
die Frauen mit müdem Gesicht,
aus welchen in flammenden Zeichen
verzehrende Sinnenglut spricht.

Ich liebe die schillernden Schlangen,
so schmiegsam und biegsam und kühl;
ich liebe die klagenden, bangen,
die Lieder voll Todesgefühl.

Ich liebe die herzlosen, grünen
Smaragde vor jedem Gestein;
ich liebe die gelblichen Dünen
im bläulichen Mondenschein.

Ich liebe die glutendurchtränkten,
die Düfte, berauschend und schwer;
die Wolken, die blitzedurchsengten,
das graue, wutschäumende Meer.

Ich liebe, was niemand erlesen,
was keinem zu lieben gelang:
mein eignes, urinnerstes Wesen
und alles, was seltsam und krank.

Hedwig Dransfeld.

In der Fabrik.

Mit Rad und Riemen, Schaft und Schraube droht
polypengleich das schwarze Ungeheuer
und wirft die Schlacken aus wie flüssig Feuer
und taucht den Mittag in ein falbes Rot.

Ein Wutgeheul! Der Riesenkörper bebt ...
Ein hundertarmig Ineinandergreifen,
ein tückisch Vorwärtsschießen, Rückwärtsschleifen,
von einer einz'gen großen Kraft belebt!

Und um den Herrn der Knechte dunkle Schar
in Ruß und Rauch ... die Riesenhämmer klingen,
die Funken tanzen, und die Räder singen
das große Lied der Arbeit und Gefahr.

Im Schlund der Esse loht es purpurbraun ...
Und wo die Räder hart und stählern blitzen,
seh ich ein Weib mit heißen Augen sitzen
und fest und saugend mir ins Antlitz schaun.

Der nackte Arm wie ein verdorrtes Scheit,
finster die Stirn und rauchgeschwärzt die Wange ...
Sie neigt sich mir — sie spricht mit wildem Klange:
„Ich bin die graue Not, ich bin das Leid.

Herrin des Weltalls ich — wie keine war!
Sahst du schon je so eifrig die Vasallen
durch Glut und Rauch für ihre Herrin wallen,
unsichtbar stets den Opferkranz im Haar?

Ja, ich bin stark, und mein das größte Reich!
Mein Hauch bewegt die tosenden Maschinen,
mein Blick allein beißt tausend Arme dienen
und macht die keckſten Männerstirnen bleich."

Sie springt empor, sie bebt — ihr Auge lacht ...
Die Achsen kreischen, und die Hebel krümmen
sich von der Last, die roten Essen glimmen,
durch Rad und Riemen tobt die wilde Jagd.

Die Menschen keuchen: „Arbeit nur und Brot!"
Und durch das Wutgeheul, Schleifen und Krachen
hör ich ein leises, sieggewohntes Lachen:
„Herrin des Weltalls ich — die graue Not!"

Feierabend.

Ein wildes Roß, das in die Zügel klirrt —
so fliegt das Triebwerk seinen ew'gen Gang,
die Räder sausen und der Riemen schwirrt,
die Esse heult ... und dann — ein Glockenklang!
und wie verzaubert hemmt das Werk den Lauf
und taumelt noch, vom eignen Rasen trunken —
und hundert Nacken richten stramm sich auf,
und in den Augen spielen Sonnenfunken.

Die schweren Flügel wirft das Eisentor
grollend zurück und gibt den Ausweg frei ...
Und aus den Gängen wogt's und quillt's hervor
und atmet auf: „Wieder ein Tag vorbei!"
Ein Tag der Arbeit und ein Tag der Not ...
Die ersten Lampen flimmern in den Gassen,
und seinen Purpur wirft das Abendrot
warm und versöhnend in die dunkeln Massen.

Sie gehn so frei ... Die sehnenstarke Faust
hängt schlaff herab, das matte Auge glüht,
und aus dem Chor der mächt'gen Schritte braust
es wie Gerassel, wie ein Schlachtenlied.
Sie lachen still — sie kennen ihre Macht ...
Nun sprüht die Lust, nun keimt verbißnes Hadern,
und frei für eine lange, weiche Nacht,
und junges Blut in kraftgeschwellten Adern!

Und tiefer, tiefer in den Gassenschlund!
Und fort wie ein versprengter Vogelflug!
Zehntausend Menschen saugt der durst'ge Mund
der Großstadt auf mit einem Atemzug.
Wohin? — Vielleicht an einen Ort der Qual,
zur lauten Schenke, an des Lasters Türen ...
Vielleicht zum hohen, lichterfüllten Saal,
den Fieberbrand der neuen Zeit zu schüren.

Und mitten durch den Fieberbrand der Zeit
nur einer hier und dort im Lampenschein,
er lacht verträumt ... was kümmert ihn der Streit? —
Ein kleines Haus schließt all sein Wünschen ein.
Ein lichtes Fenster flimmert durch die Nacht,
ein stilles Weib eilt sorgend ihm entgegen,
ein Mädchen singt, ein brauner Bube lacht,
ein Gott des Friedens spricht den Abendsegen.

Willrath Dreesen.

Zuweilen.

Zuweilen ruht, wenn blau die Stunden steigen,
Gott selber aus im dunkelnden Gefild.
Denn Wesen stören nie das große Schweigen,
dem nur das Meer im Sturm als Stimme gilt.

Dann staunen manchmal Menschen in die Weiten,
die schreiten langsam, werden blaß — und stehn,
wenn andre emsig Flur und Boot bereiten,
und lassen alles ohne sie geschehn.

Sie tragen schwer an schönen weichen Worten
und werden stumm vor jedem raschen Laut,
als trügen sie Gerät aus reichen Horten
und wüßten wohl, daß ihnen viel vertraut.

Und ob bekannt, ob neu ist, was begegnet,
sie greifen's träumend, spielend wie das Kind,
und fühlen mehr als sonst, wie sehr gesegnet,
und auch, wie nah sie Gottes Atem sind.

Reiche Nacht.

Was nur zieht uns müde Menschenkinder?
Tief im Schlafe schweigt das weite Land;
wir nur fliehn den Allesüberwinder,
unsre Schatten wandern Hand in Hand.

Daß die Menschen säen oder dreschen,
klingt wie eine dunkle Fabel nun;
ewig muß der Mond auf diesen Eschen
und der Abendstern im Kolke ruhn.

Nur die Winde, müd vom Überfliegen,
halten summend in den Saaten Wacht. —
Nun magst du in meinen Armen liegen
eine wunderreiche Schöpfungsnacht.

Hans Heinrich Ehrler.

Feldgang.

Wenn wir zusammen unsere Wege wandeln
in holder Gegenwart einander nah,
da seh ich manchmal jenes stille Licht,
das dich umschwebt, von ungefähr entschwinden.
Nur noch dein Körper gehet neben mir
wie eine zarte Hülse; der entfloh
der Schmetterling der Seele in die Luft.
Wo schwärmt sie wohl? und ach, wohin verschwendet
ihr Duft und Schimmer sich, wie hoch hinaus
mit jener Lerche in ein blaues Lied?
Ich gehe still und möchte dich doch rufen:
„Ist deine Heimat, Liebe, nicht bei mir?"

Da schaust du her mit goldgetränkten Augen
und leuchtest wieder deinem Erdenfreund.

Dämmerung.

Es dunkelt und die Schatten
kommen in das Land.
Als wie auf einem Tische
kommt eine fremde Hand.

Die nimmt unheimlich leise
die Siebensachen fort.
Doch wart, sie stehn im Mondschein
viel leiser wieder dort.

Gesicht.

Ich seh vom hohen Feld im Sonnenschein:
ein Mann geht unten in den Wald hinein.
Auf einmal ist er aus dem Licht genommen,
und was sich regte, mit ihm weggekommen.
Es schläft das Land, ich aber denke: dort
im Wald da geht der Mann noch immer fort ...
Das Ungeheuer hat ihn aufgeschluckt,
das wie ein Felltier übers Land sich duckt.
Wo mag er sein? Gehört er noch der Welt?
Ob nicht das Arge ihn am End behält

und ihn verflicht und ihn versenkt,
wo kein Gedanke mehr an Wandrer denkt?
Mich fröstelt oben auf dem warmen Rain,
da geht das Männlein wieder fern im Sonnenschein.

Sebastian Bach.

Das Frührot hat die Kirche aufgemacht,
der Meister kommt herauf im Sonntagmorgen.
Hat frisch vom Himmel her in seinem Rock
den goldenen Orgelschlüssel schon verborgen.

Der Einsiedler.

Ich komm aus einem frohen Haus
und trauter Dinge Zier heraus.

Ich wandle durch der Erde Schein
dahin in heiliges Licht hinein.

Die Blumen blühn, die Lüfte wehn,
inmitten darf mein Wegsaum gehn.

Das Liebliche gibt gern Geleit
zu einem Garten, der nicht weit,

vielleicht, wo dort schon Abend glüht
und Liebe, Christi Rose, blüht.

Auch manche Menschen stille stehn,
die mit den Blicken nach mir sehn.

Sie wissen nicht, was sie da hält.
Ein Staub aus ihren Augen fällt.

Es leuchtet um mich Einsamkeit.
Nichts denket mir mehr durch die Zeit.

Mein Pfad steigt an dem Fluß hinan,
dort hat der Fels sich aufgetan,

nimmt zum Gebet den Pilgrim ein.
Sucht. Brüder, morgen mich im Stein!

Eremit und Ritter.

Zu Schwinds Bild.

Ich tränke deine Rosse im Felsenquell.
Du schlafe, schlaf dich auf meinem Lager hell!
Es war einmal ... und meine gedorrte Hand
zeigt morgen mir dir sich selber ins blaue Land,
zum Abenteuer verjüngtem Ebenbild
gibt Segen sie und reichet ihm Schwert und Schild.
Sie sattelt den weißen Zelter der adligen Braut,
die über viel Jahre her geschmückt von der Zinne schaut.

Fahr aus und wirf deinen Falken hinauf nach dem Glück!
Fliegt dieses zu hoch, deine Rosse finden zurück
her an den Quell, der heute sie hat getränkt.
In meinem Spind auch das stille Kleid für dich hängt.
Wir sind verbrüdert Ritter und Gottesmann!
Wer Leuchtendes sucht, das Licht nicht fehlen kann.

Karl Engelhard.

Mönch und Nonne.

Sie sahn sich in eines Sommertags Helle ...
Angelardo, Bruder, was ist dir geschehn!
Nun mußt du in deiner verschlossenen Zelle
den schwersten Kampf deines Lebens bestehn.
Und willst du jetzt der Madonna dienen,
kniend vor ihrem heiligen Bild:
so grüßt dich aus ihren heiligen Mienen
einer andern Antlitz, tränenmild.

Sie sahn sich in eines Sommertags Helle ...
Maddalena, Schwester, was ist dir geschehn!
Nun mußt du in deiner verschlossenen Zelle
den schwersten Kampf deines Lebens bestehn.
Und willst du jetzt deinem Heiland dienen,
kniend in deiner Jungmagdlichkeit:
so träumst du in deinen heiligen Mienen
wohl eines andern Seelenleid ...

Was hat dir das Auge der heiligen Madonne,
Angelardo, Bruder, ins Herz gesenkt?
„Schleich heimlich von hinnen, vor Aufgang der Sonne,
wohin auch immer dein Schritt dich lenkt.
Du wirst ihr irgend gewißlich begegnen,
denn eines Gedankens sind Liebende ja . . .“
Schon klettert er über; er tät sich segnen —
kein Prior — niemand — kein Licht ihn sah.

Was hat dir des Heilands Haupt im Verneigen,
Maddalena, Schwester, ins Herz gesenkt?
„Schleich heimlich von hinnen in Mitternachtsschweigen,
wohin auch immer dein Schritt dich lenkt.
Du wirst ihm irgend gewißlich begegnen;
denn eines Gedankens sind Liebende ja . . “
Schon ist sie draußen; sie tät sich segnen —
keine Domina — niemand — kein Licht sie sah.

Nun eilen sie hin, sie eilen und eilen —
wohin, ach wohin? Dort steht ein Wald.
Hinauf, hinauf den steilen, steilen
Schattenpfad ohne Aufenthalt!
„Mir ist's, daß ich dort, wo im Nebelwinde
lockend ein einziges Sternlein loht —
daß ich dort, daß ich dort, mein Liebster, dich finde:
harrend meiner in Herzensnot.“

„Mir ist's, daß ich dort, wo im Nebelwinde
flimmert des Liebesterns winkender Strahl,
daß ich dort, daß ich dort, mein Liebchen, dich finde:
harrend meiner in Herzensqual.“
Sie jagen, beschwingt vom Sehnsuchtsleide,
hinauf, hinauf, ohne Rast und Ruh.
Sie eilen sich über die Wollgrasheide
mit weitgeöffneten Armen zu . . .

Mit einemmal —: aller Sterne Gewimmel
bricht aus den Wolken wie flutendes Gold:
es ist, als ob sich der ganze Himmel
über sie niedersenken wollt.
Sie stehen, vom Glanz der Nacht umwoben.
Sie sprechen kein Wort, doch ihr Herz, das weint . . .
Sie stehen noch immer so da droben —
zu wetterhartem Fels versteint.

Sie stehen wohl so eng beisammen
bis an die allerjüngste Frist —
Ich glaube, die Felsen bergen Flammen . . .
O Mutter Marie! o Heiland Christ!

Otto Ernst.

Der Erbe.

Ich hebe meine Geige
ganz heimlich unters Kinn
und zieh mit leisem Bogen
ganz heimlich drüber hin.

Da hebt mein blondes Dirnlein
den Fuß zum Tanzeschritt;
der Braunen lichtes Stimmlein
singt schon die Weise mit.

Die Jüngste wiegt ihr Püppchen:
„Marie Maruschka-ka" —
Mit großen dunklen Augen
sitzt stumm mein Bube da.

Er kennt vor unserm Fenster
den alten Weidenbaum.
Wiegt auf dem höchsten Wipfel
im Winde sich sein Traum?

Mein Sohn, in meinen Tönen
hörst du der Winde Tanz?
Mein Sohn, in meinen Tönen
siehst du der Wolke Glanz?

Mein Sohn, ich bin ein König,
willst du mein Erbe sein?
Du wirst im Sonnenpurpur
ein Fürst der Ferne sein.

Ich hab ein Schloß voll Schimmer
an einem fernen Meer —
Heb ich ans Kinn die Geige,
kommt Gruß und Glück daher.

Glück.

Um einen Trunk bat mich zur Nacht mein Kind,
mein wilder Kamerad in Spiel und Scherzen,
sein Stimmchen bettelte so warm und lind —
und reiche Liebe strömte mir vom Herzen.

Es schaute groß und still mich an beim Trinken
und gab verschwiegnen Dank, indem es nahm,
und schien in meinen Anblick zu versinken,
als tränk es mit, was mir vom Herzen kam.

Trügender Strahl.

Freundlicher Gefährte später Stunden,
kleiner Vogel, warum singst du nun?
Nacht und Schlaf hat längst die Welt umwunden.
Ließ die späte Lampe dich nicht ruhn?

Durch des Käfigs Hüllen wohl verirrte
sich ein Strahl, der dir ins Auge drang,
und dein helles Stimmlein klang und schwirrte —
armer Freund! der Morgen säumt noch lang.

Auch mein Mut erhob im Traum die Schwingen —
aber Nacht umhüllt mich schwer und dicht.
Und mein Herz begann von selbst zu klingen —!
Welchem Licht es sang — ich weiß es nicht.

Hermann Eßwein.

Das Lied des Fischers.

Schon siebenzig Jahre sah ich vergehn
und siebenzig Sonnen am Himmel stehn
und viele Monde durch die Nächte gehn.
Die Düfte der Lotosblumen kenn ich seit meinen Knabenjahren
und weiß, was sie singen.
Seit ich zum ersten Male ausgefahren,
weiß ich, was ihre süßen Glocken klingen.

Einst fuhr ich mit meiner Laute
auf diesen duftenden Fluten
und sang meiner Guten,
während der schöne Mond des Frühlings blaute,
Lieder von Silber, von Gold und von Seiden
und mußte dann scheiden
zu bitteren Leiden. —

Trotzig bin ich den Strom hinuntergefahren
bis in das rauhe Land der Barbaren
und habe gestritten.
Und habe gerungen
und habe die Lieder der Männer gesungen
und alle Leiden der Männer gelitten.

Als mein Weib gestorben
und meine drei Söhne gefallen,
da war ich verlassen von allen . . .
Und habe mir meine drei Raben erworben.
Dschumi, Dschagi und Dschan
fischen für mich und essen mein Brot
und fliehen mit mir im Kahn,
bis uns einholt und frißt — der Tod . . .

Franz Evers.

Feldweg.

Es führt durchs Feld ein schmaler Pfad,
den gehn nun ich und du.
Ein Seiler dreht sein Seilerrad
und summt und singt dazu.

Wie das doch klingt, so tief und traut,
des jungen Seilers Sang,
als ob ihm eine junge Braut
sich schmücke zum Empfang.

Wie das doch klingt und in uns bebt
und in uns Wurzel schlägt,
und was an Frieden darin lebt,
dem Glück entgegenträgt.

Der Seiler singt . . . sein Lied verhallt . . .
Es gilbt das Korn im Rund.
Und jener traute Sang erschallt
mir nun aus Mädchenmund.

Es führt ein schmaler Pfad durchs Feld;
den fanden ich und du.
Und unsre Saat ist gut bestellt
und reift der Ernte zu.

Heide im Herbst.

Nun bist du fern in meinem Heimatland
und siehst die Heide mit den braunen Hügeln,
und über dir an grauer Nebelwand
steht wohl ein Weih mit unbewegten Flügeln.

Und dich umwogt des Herbstes kühler Dampf,
Septemberkühle macht die Erde rauchen,
du siehst vielleicht die Geister schon im Kampf,
die in den Nächten aus dem Nebel tauchen.

Und du verstehst den Boden, der mich schuf,
die graue Weite, die sich endlos dehnte;
nur selten stört die Luft ein Eulenruf
hier, wo kein Berg sich in den Himmel sehnte.

Nur selten findet hier die Brust ein Wort,
als ob sie sich der Erde ganz befehle,
und du verstehst mein tiefes Schweigen dort
in jenem Land, das grau wie meine Seele.

Der Priester.

Zehn Jahre Einsamkeit. Felsen und Gletscher
und Ungewitter prüften meine Brust;
und mancher Adler stieg mit harten Schwingen
mir himmelwärts — ich sehnte mich ihm nach;
und manche Wolke hüllte mich in Zweifel,
und mancher Sonnenschein versuchte mich.
Dort in den Schluchten lebt noch meine Stimme
und ruft und wird euch merkbar, wenn ihr lauscht,
so voller Sehnsucht hat mein Mund geschrien,

so voller Sehnsucht hab ich mich entblößt
und meine Seele nackt emporgehalten
in flehendem Gebet.
Die Jahre gingen ...
Es sind der heißen Mühen viel gewesen:
Blutkampf und Hunger und der Durst ums Licht.
Ich habe mich mit Martern überhäuft,
mit Selbstverrat und Kreuzigung. Das Zeichen
drückte sich brennend meiner Seele auf.
Die Menschen von den Tälern sah ich nicht,
ich sah nicht ihrer Werke dunkles Führen,
ich sah kein Sterben.
Und in mir erwachte
ein Bild der Menschheit, schön in Stolz und Stärke,
ein Bild der Menschheit, wie ich haben wollte,
daß es lebendig sei.
So kam der Tag ...

Es war der Tag nach einer tiefen Nacht;
die war erfüllt von einem schweren Winde
und war sehr dunkel. Sterne sah man nicht.
Und in der Mitternacht wurde zum Brausen
der schwere Wind. Mit offnen Augen lag ich
und wachte ... und mein Atem ging ... und stand.
Da kam durchs Dunkel eine lichte Hand —
ich fühlte alles, aber sah sie nicht —
und kam mir nahe — und mein Herz stand still —
und legte sich auf mein erstauntes Blut ...
und war wie milder Tau, und tränkte mich.
Dann fiel auf mich ein seelentiefer Schlaf.
Ich fühlte einen Schmerz, der lieblich war,
und ahnte, daß mein Herz hinweggenommen,
und wußte nur ein grenzenloses Licht
in allen Adern, in den warmen Augen —
und schlug sie auf ... und ging.
So kam der Tag ...

In meinem Blut war's still; da war kein Schmerz mehr
da war nur Licht und Kraft, ein lächelnd Tun.
Und meine Augen sprachen leuchtend mit
vom Licht in meiner Brust, von Offenbarung,
von euch, ihr Menschen!

Draußen war kein Wind.
Ewige Ruhe nahm mich bei der Hand
und sah mich an — und hin zu euch, ihr Menschen,
trieb mich der blaue Tag, trieb mich der Geist.
Denn wer sein Herz und alle Qual verwunden,
bringt dieser Erde neue Feierstunden,
der muß nach Stadt und Welt die Schritte lenken
aus aller Einsamkeit, und sich verschenken.

Nun bin ich hier in diesen goldnen Talen.
Die Wege dürsteten nach meinem Schritt
und liegen klar, seit sie mein Fuß betrat.
Die Lüfte schweigen, wenn ich sprechen will.
Mein weißes Kleid trägt eurer Küsse Schmuck
und ist mit Dank besäumt. Denn ich bin reich.
Des Vaters Kraft hat mir die Macht verliehn —
mein priesterlicher Schritt geht euch voran
zum Allerheiligsten — ins neue Reich.
Ich bin euch Gott: Vertreter und Erfüller.
Kniet hin! das Wunder schläft in meiner Hand.
Das ist die Kraft! das Wunder wird lebendig.
Die Stille jubelt . . . eure Herzen schimmern . . .
Ich segne euch . . . Menschen, ich bin der Sohn!
Ich bin die Kraft.

Blasser Tag.

Blasser Tag, du gehst dahin,
aber deine Gaben bleiben.
Lockt nicht durch verklärte Scheiben
mich dein Abglanz himmelhin?

O dein zart gedämpftes Licht
ließ mich manches Spiel vergessen;
manches Treiben, das vermessen,
wird mir einfach nun und schlicht.

Wenn ich Mensch im Überschwang
allzu Inniges verwirrte,
allem, was ich tat und irrte,
gabst du einen reinen Klang.

Emil Faktor.

Akazien.

Wie sie vor dem Auge schwanken,
die mir in das Fenster ranken,
blühende Akazienbäume!

Weiße Dolden, Duft und Helle,
also strömt des Sommers Welle
in die stille Träumerstube.

Wenn sie auf und nieder schweben,
kann ich meinen Blick nicht heben
von dem Silbergrün der Zweige.

Wie die Dolden seltsam spielen,
auf das Laub begehrlich zielen,
wie beseelte weiße Flammen!

Fürchten sie, die selber funkeln,
daß die Brüder sie verdunkeln?
Nein, jetzt strahlen sie in Frieden.

Regungslos wie Träumerinnen
stehn die Bäume da und sinnen,
und der Wind schläft in den Ästen.

Und am hellsten Grün gefunden
meine heimwehkranken Stunden —
herrlich blühn Akazienbäume!

Otto Falckenberg.

Erlösung.

Nacht um uns her.
Du schläfst an meiner Seite,
und zwischen uns ein uferloses Meer
von ungesprochenem Schmerz.
Ich horche durch die grauenvolle Weite,
ob nicht mit einem vollen Schlag dein Herz

in meine Einsamkeit herüberklingt,
ob nicht die goldene Saite schwingt,
von der ich oft den einen Ton vernommen,
der leis verzitternd mich in Schlummer sang.
Ich lausche bang.

In meiner Seele ist das letzte Licht verglommen.

Nun ragt um mich die starre Einsamkeit
wie schwarze Felsen riesenhaft empor,
nun führt kein flügelweites Tor
aus diesem engen, tränenlosen Leid.

So war ich nie allein.

So ohne Wunsch und ohne Wille,
lebendig eingesargt in schwarzem Schrein
voll Grabesstille.

Und doch, aus Tiefen, unergründlich weit,
gleich einer fremden, rätselvollen Kunde,
hör ich, wie heiß in mir das Leben schreit
durch diese ungeheure Todesstunde — —
— — — — — — — —

Da neben mir, ein leises, leises Weinen,
und deine Lippen brennen auf den meinen
so übervoll von wildem Leidverlangen — —

und deine Tränen netzen meine Wangen.

Gustav Falke.

Der Dichter.

Links, vom Herd, ein Knistern. Leise, leis.
Asche wird ein letztes dürres Reis.

Rechts der Wanduhr harter, fester Schlag,
rastlos kreist der Zeiger durch den Tag.

Zwischen beiden Mahnern sitzt und sinnt
einer, der an goldnen Fäden spinnt,

eine feine, hohe Brücke schlägt,
die ihn über Tag und Stunden trägt.

Lautlos flammt ein Feuer und erhellt
eine zeitentrückte heitre Welt.

Auf einem andern Stern.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
ganz langsam eine schmale weiße Hand,
und meine Königin, im Rosenschmuck
der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
millionenmal Millionen Meilen weit
entrückt der Erde. Als ich von dir ging,
stand über mir der blasse Erdenmond,
und eines Wächters harte Stimme wies
von deines stillen Gartens Gitter mich,
vermutend den gesuchten Apfeldieb.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
und eine Nacht, der selbst der Wettgesang
von vielen hundert Nachtigallen nichts
vom Zauber ihres tiefen Schweigens nahm,
bracht uns Vergessen. Mißverständnis, Stolz
und jede Kluft, die Menschennarrheit schuf,
blieb hinter uns, und die Erinnerung starb.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
ganz langsam eine schmale weiße Hand,
und meine Königin, im Rosenschmuck
der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.
Wie bist du schön im vollen Morgenglanz
der sieben Sonnen, die, ein reicher Ring,
hier unseres Glückes Wiegenbett umstehn.
Schneeweiße Seide, lose aufgerafft
von goldnen Spangen, hüllt den schlanken Leib
und nicht der kleinste Zierat weiter stört
der zarten Formen keuschen Linienfluß.

Seit gestern weilen wir auf diesem Stern,
und niemals ist ein schönerer Morgen wohl
auf eine schönere Nacht, wo auch, gefolgt.

Den sieben Sonnen wich die Siebenzahl
der sanften Silbermonde, die das Amt
der Wächter vor dem Liebeszelt versahn
und blaß und bläßer wurden, stündlich mehr,
vor Neid und Neugier. Doch das dichte Tuch
des Purpurdaches wehrte jedem Blick,
selbst jeder Laut verfing im schweren Stoff
des Vorhanges sich, und wie ein Traumakkord
traf leis von draußen das Geschluchze nur
der lauten Liebessänger unser Ohr.

Die Purpurdecke deines Zeltes hebt
ganz langsam eine schmale weiße Hand,
und meine Königin, im Rosenschmuck
der schlaferquickten Jugend, grüßt den Tag.
Ein wenig neigst die weiße Stirne du
und senkst den Blick, geblendet von dem Licht,
und hold verwirrt von dem Gedanken noch
der Nacht und ihrer süßen Heimlichkeit.
Doch stürmisch reißt mein Arm dich zu mir her,
und stürmisch küßt mein Mund auf deinem Mund
den ersten Morgengruß des Weibes wach.
Dann schreiten wir umschlungen in den Tag,
glücktrunken in das goldne Paradies,
das niemals eines Menschen Fuß betrat.
Denn unser ist der Stern, der uns jetzt trägt,
von Anbeginn, und unserer Liebe ward
er vorbestimmt in Gottes Weltenplan.

Aus dem Takt.

Mein Weib und all mein holder Kreis,
mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn von ferne ich
die großen Ströme rauschen höre,
wenn sich der vollern Lebenschöre
ein Ton in meine Stille schlich,
schrei laut ich auf und hebe Klag:
Mehr Licht, mehr Licht, nur einen Tag!

*

Und blutend leg ich, abgewandt,
mein Herz in eure Liebeshand,
bis es von aller Angst entbunden
und wieder seinen Takt gefunden,
den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.
Herddämmerglück, Herddämmerlicht.

Die feinen Ohren.

(Meiner Mutter.)

Du warst allein,
ich sah durchs Schlüsselloch
den matten Schein
der späten Lampe noch.

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
und war mir doch, es müßte sein,
daß ich noch einmal deine Stirne strich
und zärtlich flüsterte: Wie lieb ich dich.

Die alte böse Scheu,
dir ganz mein Herz zu zeigen,
sie quält mich immer neu.
Nun lieg ich durch die lange Nacht
und horche in das Schweigen —
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht?

Und einmal hab ich leis gelacht:
Was sorgst du noch,
sie weiß es doch,
sie hat gar feine Ohren,
ihr geht von deines Herzens Schlag,
obwohl die Lippe schweigen mag,
auch nicht ein leiser Ton verloren.

Ein Unterschied.

Das war einmal: ich liebe dich!
wie Jugend wohl zu Jugend sagt,
die sich in ihrem Überschwang
an alle großen Worte wagt.

Jetzt fragst auch du nicht: liebst du mich?
du fragst nur schlicht: hast du mich lieb?
und lächelst, daß nach Lust und Bluft
die reife Frucht am Stengel blieb.

Ich hab dich lieb. Das klingt so süß
und klingt so reif. Ein Sommerlaut,
wenn rings der Blick im Vollbesitz
auf segenschöne Felder schaut.

Gib deine Hand, und keinen Kuß,
mein Weib. Nur Blick in Blick. So. Gib.
Und hör das Sommersegenswort,
das reife Wort: ich hab dich lieb.

Ein Harfenklang.

Der Wind, im dunklen Laube wühlend, bringt
zu mir den Ruf der wachen Nachtigallen;
dazwischen: welch ein Ton? Ein Fremdes singt.
Woher die Stimmen, die bald sacht,
bald schwer aufklingen aus der Nacht
und jetzt wie in sich selbst verhallen?

Der weiße Apfelzweig,
der sich vor meinem offnen Fenster wiegt,
ans Glas die feuchten Blüten schmiegt,
glänzt märchenhaft im Vollmondlicht
und heilig schimmern Büsche, Beet und Steig,
mein Blick ist fassungslos geweitet:

O welches hohe Fest ist hier bereitet
den feinen Seelen, die in Träumen leben
und unter jedem leisen Ton erbeben,
der von der Harfe der Gottheit klingt und kündet,
daß sie noch immer
zum alten Spiel die fleißigen Finger ründet
und noch zu Ende nicht ihr Lied gebracht.
Sie endet's nimmer,
horch, welch ein Klang der Liebe durch die Nacht!

Nachtwandler.

Trommler, laß dein Kalbfell klingen,
und, Trompeter, blas darein,
daß sie aus den Betten springen,
Mordio Michel, Mordio! schrein,
tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen ringsherum.

Und so geh ich durch die hellen,
mondeshellen Gassen hin,
fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
links Luischen, rechts Marie,
und voran die Musici.

Aber sind wir bei dem Hause,
das ich euch bezeichnet hab,
macht gefälligst eine Pause,
und seid schweigsam wie das Grab!
Scht und hm, scht und hm,
sachte um das Haus herum.

Meine heftige Henriette
wohnt in diesem kleinen Haus,
lärmen die wir aus dem Bette,
kratzt sie uns die Augen aus.
Scht und hm, scht und hm,
sachte um das Haus herum.

Lustig wieder, Musikanten!
die Gefahr droht nun nicht mehr;
trommelt alle alten Tanten
wieder an die Fenster her!
Tuut und trumm, tuut und trumm,
Zipfelmützen ringsherum.

Ja, so geh ich durch die hellen,
mondeshellen Gassen hin,
fröhlich zwischen zwei Mamsellen,
Wäscherin und Plätterin:
links Luischen, rechts Marie,
und voran die Musici.

Der Alte.

Nun steh ich über Grat und Kluft
in abendlichen Rosen,
und höre durch die klare Luft
das Leben tief vertosen.

Ein Adler rauscht ins Tal hinab,
wo meine Toten schlafen,
was ich geliebt dort unten hab,
weiß ich in sicherm Hafen.

Und bin nun über Leid und Zeit
und meinen Sternen näher
und schaue in die Ewigkeit,
ein stillgemuter Späher.

Durch eine selige Bläue schwimmt
ein Nachen da herüber,
naht, neigt den schwanken Bord und nimmt
sanft schaukelnd mich hinüber.

Ludwig Finckh.

Liselore.

Der Lenz weht mir ein Lied ins Ohr,
das Lied von der schönen Liselor.
Der Wind ging weich, die Drossel schlug,
Liselore hebt sich stolz im Bug,
und träumerisch vor Sonne längst
läßt sie die Zügel ihrem Hengst.
Er grast das erste Spitzengrün.
Ein Apfelbaum wird morgen blühn.
Schon sind die Bäume goldenbraun.
Liselore hört ein Windgeraun . . .
Sie reitet leise durch die Nacht,
und neben ihr im Sattel lacht
das Glück: Ei, Liselor, Liselott —
Grüß Gott!

*

Der Schnee knirscht mir ein Lied ins Ohr,
das Lied von der süßen Liselor.
Sie fuhr durch weißen Winterwald,
die starren Zügel fest umkrallt.
Das Glöcklein klirrt, der Rotfuchs saust,
und folgt dem Wink der zarten Faust.
Rasch geht's der Abendsonne zu.
Die glänzt den Winterwald zur Ruh
und überfärbt noch Liselor
und blinkt und schminkt ihr Wang und Ohr . . .
Aufbäumt der Fuchs, das Glöcklein blitzt .
und neben ihr im Schlitten sitzt
der Tod: Ei, Liselor, Liselott —
Grüß Gott!

Bettler.

Da ich stumm in Vollmondnächten
durch die Dörfer fiedelnd ging,
fand ich wohl ein Kind zur Rechten,
das mir warm am Halse hing.
Nur ein rascher Kuß im Heue,
der sich vor der Welt vergrub — —
Denn ich bin ein Bettelbub
und brauch keine Treue.

Durch den Sommer, durch den Winter
zog ein fremder Geiger mit,
und er sah bald heimlich hinter
meinen Wimpern, was ich litt.
Was ich wund zutage hub,
stahl er, Rosen, Lieder, scheue.
Denn ich bin ein Bettelbub
und brauch keine Treue.

Brach die Sonne durch die Grüfte,
daß ich alle Schönheit pries —
und ein Sturm sang durch die Lüfte,
der mir Wunder laut verhieß:
Liebe —

die ich stumm begrub,
ohne Klagen, ohne Reue . . .
Denn ich bin ein Bettelbub
und brauch keine Treue.

Arthur Fitger.

Johann Sebastian Bach.

Der Kurfürst rückt den Stuhl, zu Ende geht das Mahl,
und Serenissimus verläßt den Gartensaal,
im kühlen Park sich zu ergehen.
Orangen lauschen rings an Taxuswänden vor,
und das Parterre prangt in seltnem Zwiebelflor,
von Statuen schimmern die Alleen;
um die Sirene buhlt im Mondenlicht der Born,
den ein Triton verspritzt aus krummem Muschelhorn.

Der Hof lustwandelt rings im laub'gen Schattenzelt
und harrt auf das Turnier, das heut der Kurfürst hält;
denn heut: „O ciel! impertinence!
Ein deutscher Musikus stellt sich zum Waffengang
dem Meister aus Paris, dem Jean Louis Marchand;
Apoll und Satyr! welche Chance!
Ein Wettspiel, wie's in Rom man weiland sehen mocht,
da Scherzes halb ein Zwerg mit einem Riesen focht."

„Pardonnez, Saint Thomas, du zweifelst am Christ,
und unsern Zweifel regt doch nur dein Organist,
dein Tropf, dein Bach, dein Meister Bakel!
Arion, en chantant ses airs, marcha sur l'eau,
et Marchand marchera sur ce petit Ruisseau;
charmant Marchand! charmant miracle!"
So scherzt Graf Schöppenstedt. Man preist sein Silbenspiel,
man applaudiert, man lacht sogar im Schnörkelstil.

Dicht an den Garten tritt die Schloßkapelle vor,
und sanfter Orgelton entströmt dem offnen Tor
wie Lerchenlied im Morgengrauen:
Noch grüßt ihr Sang allein die schlafende Natur;
doch mählich regt es sich auf taubenetzter Flur,
und Antwort tönen rings die Auen.

Nun stimmt das volle Werk in Jubelmelodein
wie der erwachte Wald mit tausend Liedern ein.

Das wächst und schwillt und blüht wie freud'ge Frühlingsmacht,
das flutet und das wogt in lichter Zauberpracht,
als stürmten Geister an im Fluge,
als jagt auf wolk'gem Roß daher die Windesbraut,
als schlüg ein Meer empor, und nun mit Donnerlaut
beginnt der Riesenschritt der Fuge;
Akkord drängt an Akkord in stolzen Harmonien,
wie Heere, die hinaus ins Schlachtgetümmel ziehn.

Schon fassen sie sich an im ungestümen Zorn,
die helle Pfeife gellt, dazwischen schreit das Horn,
dann fliehn sich die verschlungnen Massen;
doch reißt es sie zurück voll zum Zusammenklang,
und horch! allmählich löst in flutendem Gesang
sich zum Choral ihr wildes Hassen:
Nun danket alle Gott mit Herz und Hand und Mund,
ihn loben Tag und Nacht, die Himmel tun ihn kund!

Und atemlos, gebeugt vor niegeahnter Macht,
steht lauschend rings der Hof; man hört den Hauch der Nacht
hinwandeln durch die alten Rüstern.
Da spricht der Fürst: „Marchand, begehrt des Kampfs Er noch?
Marchand, Monsieur Marchand; wo blieb er? Sucht ihn doch!"
Und durch die Reihen läuft ein Flüstern:
„Durchlaucht verzeiht, daß längst Marchand davon sich stahl
und auf französisch sich per Extrapost empfahl." —

Die Uhr schlug Mitternacht, verlassen liegt der Park,
doch deutsches Wetter peitscht die Bäume bis aufs Mark,
das Zwiebelbeet im Hagel zittert;
da rasselt's, kracht und stürzt, weh! der Orangentopf,
dem zopfigen Triton zerschmettert er den Kopf,
die Rokoko-Sirene splittert,
und jauchzend fegt der Sturm um den geborstnen Rumpf
und preist in mächt'gem Lied des deutschen Geists Triumph.

Werwolf.

Mein Liebster, wo bist du gewesen die Nacht?
Du hast dich so heimlich von dannen gemacht.

Und aus dem Walde rief es so grell.
Halb deine Stimme, halb Wolfsgebell.

Nun ist dir verloschen des Auges Glut,
um Lippen und Bart eine Spur von Blut;

wo bist du gewesen? was hast du getan?
was gingen die bellenden Wölfe dich an?

O frage nicht, Liebste, o frage mich nicht,
die Nacht ist ja schwarz, und der Wald ist ja dicht.

Leicht spült sich die Lippe, leicht spült sich der Bart,
daß niemand die Spuren des Blutes gewahrt.

Erloschen die Augen in Scham und in Reu,
bald glänzen in eherner Härte sie neu.

Und lächelnde Lüge verschleiert so klug
die Hölle des Herzens, den Furienfluch.

Cäsar Flaischlen.

Sonnenkraft.

Und immer wieder sinkt der Winter
und immer wieder wird es Frühling
und immer immer wieder stehst du
und freust dich an dem ersten Grün,
und wenn die kleinen Veilchen blühn,
und immer wieder ist es schön
und macht es jung und macht es froh,
und ob du's tausendmal gesehn:
wenn hoch in lauen blauen Lüften
die ersten Schwalben lustig zwitschern . .
immer wieder . . jedes Jahr . .
sag, ist das nicht wunderbar?!

Diese stille Kraft der Seele:
immer neu sich aufzuringen
aus dem Banne trüber Winter,
aus dem Schatten grauer Nächte,
aus der Tiefe in die Höhe . .

sag, ist das nicht wunderbar?!
diese stille Kraft der Seele,
immer wieder
sich zur Sonne zu befrein,
immer wieder stolz zu werden,
immer wieder froh zu sein?!

So regnet es sich langsam ein . .

So regnet es sich langsam ein
und immer kürzer wird der Tag und immer seltener der Sonnenschein . .

Ich sah am Waldrand gestern ein paar Rosen stehn . .
gib mir die Hand und komm . . wir wollen sie uns pflücken gehn . .
Es werden wohl die letzten sein!

Wie in verklungenen . .

Wie in verklungenen
Hochsommerzeiten . .
sag mir, o sag mir:
rauschen die Wälder
immer so stolz noch
auf sonniger Höh . .
sag mir, o sag mir:
und lichtüberflutet
wiegt sich noch immer
in lautlosem Frieden
tiefgrün von Ufer
zu Ufer der See?

Sag mir, o sag mir:
und still über allem
an dämmerndem Himmel
in goldheller Pracht
wandert noch immer
einsamen Pfades
der Mond durch die
zitternde Sehnsucht
der Nacht?

Sag und das Lied von
blühenden Rosen,
von Jugend und Liebe,
wie es einst klang,
klingt es noch immer
so laut und so jauchzend,
so selig und siegend
die Gärten entlang?

Irene Forbes-Mosse.

Der verschlossene Garten.

Als ich jung und bang und einsam war,
hast du mich an dein Herz genommen,
an deines Herzens mildes Feuer,
hast meine Füße in den Schoß genommen
und sie gestreichelt, bis ich schlief.
Nun bist du still und krank und ganz allein,
nun will ich deine Hände streicheln,
und vor dem roten Feuer sitzen
und an die roten, roten Rosen denken:
Sie hingen tief herab
über die Mauer,
wo der heimliche Garten war.

War das Türchen ganz verrostet,
waren unsre Hände zu schwach?
Durchs krause Gitterwerk starrten wir
und sahen blühende Bäume, große,
tönende Schmetterlinge
und grüne, verschlafne Brunnenbecken.
Vom Moosbart des Flußgotts
flossen Tropfen hinab auf seine breite Brust ...
... Und haben uns zugenickt, und gedacht,
da drinnen ist's sehr lieblich und sehr gut!

Wir mußten weitergehn, die heiße Straße,
wo geduldig die weißen Stiere zogen
— ihr Atem duftete gleich Wiesen der Kindheit —
und die Grillen im Graben
baten um Almosen,
die schwarzen Zigeunerkinder des Sommers.

Aber die Straße zog weiter,
und ich verlor dich aus meinem Dasein.
Dann aber, als ich dich wiederfand,
o du mein Herz,
lächelten wir und atmeten tief,
und in unsern Gedanken
erstand der heimliche Garten:
endloses Rosengeflüster! . . .

Marianna.

(He cometh not, she said . . .)

Zwinkernd ging mein Lämpchen aus
und kein Schritt mehr hallt im Haus,
Käuzchen schreit nun seine Klage.
Armes graues Käuzchen, sage,
wen beklagst du also treu,
wenn der lange Tag vorbei?
Käuzchen ruft: Towü — Towü —
Ferenand — Ferenand ungetrü . . .

Wie die alten Tannen wehn,
grämlich grimmiges Gestöhn,
in den Mauern hör ich's knistern,
Mäuschen huschen aus dem Düstern
in den roten Feuerschein,
laufen zierlich aus und ein.

Mondlicht schreibt mit weißer Hand
an die rauchgeschwärzte Wand,
Kräuter hängen von der Decke,
und aus jener dunklen Ecke,
wo der Herd verglimmend steht,
blitzt das saubere Gerät.

Und ich blas die Kohlen an . . .
weil ich etwas zaubern kann
will ich mir ein Tränklein kochen:
Schlangenhaut und Alraunknochen
und das Kräutlein Herzbeschwer
und das Sprüchlein Lang ist's her!

Und ich trink es sinnend aus ...
Seltsam kracht das ganze Haus,
meine Jugend steht im Zimmer,
Augenlust und Liebesschimmer,
öffnest mir die Arme weit?
Ach noch weiter ist die Zeit!

In dem weichen Rembrandtlicht
starrt mich an dein Angesicht ...
Setz dich näher, mir zur Seiten,
sollst den süßen Traum begleiten
auf dem alten Klimperding,
das so lang am Nagel hing.

An den Wänden manches Bild,
wo des Mondlichts Silber quillt,
kleine blasse Puderdamen
blicken lächelnd aus dem Rahmen,
sehen dich, den fremden Mann,
etwas scheu und fragend an ...

Alle gaben mir ihr Blut,
war wohl leicht doch herzensgut.
Leichtsinn hat dich nicht verdrossen,
wie du seinen Schaum genossen ...
Schaum und Freude ... aus und tot,
Wänglein weiß, die einst so rot.

Kling und Klang, mein leichter Sinn,
sage mir's, wo bist du hin?
Käuzchen schreit die alte Klage,
die auch ich im Herzen trage,
Käuzchen schreit: Towü — towü
Ferenand, Ferenand ungetrü!

Käuzchen laß dein Rufen sein,
birg den Kopf im Flügelein,
laß uns nicht aus dunklen Ecken
die da schlafen — auferwecken ...
Will nur leise auf den Zehn
durch die stillen Kammern gehn!

Bruno Frank.

Der Lesende.

Wie schön, wie heilig! ihm entgleitet
das liebe Buch, sein Blick sich weitet
und geht durchs Fenster lange Zeit,

sein Auge folgt den Wolkensäumen,
er sucht nach unumgrenzten Räumen
für eine große Freudigkeit,

und doch, nun sinkt aufs Herz ihm wieder
das nie gestillte Heimweh nieder.
Er ist vom Weinen nicht mehr weit.

Ein Dichter sagt:

Der Torweg bin ich nur, und schmucklos ist mein Boge
Allein es ist in königlichem Zug
die ganze Welt durch mich hindurchgezogen.
Und ich war hoch genug!

Jung ist noch dein Blick...

Jung ist noch dein Blick, braun ist noch dein Haar,
und schon sanken viele dir ins Grab,
ach, und keiner nahm, was ihm Freude war,
in den starren Händen mit hinab.

Unausschöpfbar scheint dir die Lebenszeit,
ungeduldig missest du den Raum,
ferne ragt Besitz, Ruhm erschimmert weit,
Ziele blauen wie ein Felsensaum.

Und du eilst und keuchst, Läufer streng und blind,
um den schönen Weg bist du genarrt,
Tag um Tag strahlt auf, Nächte atmen lind,
aber du hast keine Gegenwart.

Sie die Frist doch um, sei bekrönt dein Tun:
Läufer, war es denn nicht einerlei,
ob der Hügel nun, der dir wird, zu ruhn,
um ein Kleines höher aufgeschichtet sei?

Das Unvergängliche.

Nun tu ich auf die Fensterflügel,
da liegt das Land, so alt und groß,
da regt sich ewig unterm Hügel
fruchtatmend unsrer Mutter Schoß.

Und einen Vogel seh ich fahren
im Licht mit weitem Flügelschlag,
so zog vor abertausend Jahren
der gleiche durch den gleichen Tag.

Und kehr ich zu den Eichenschränken,
da stehn, die ein Jahrtausend ehrt,
und mich durch Zeit und Geist zu denken,
es ist mir Kleinem nicht verwehrt.

Da will es mir so einfach scheinen,
als ob ich nun geborgen sei,
als lebt' ich ganz im dauernd Reinen
und wäre für mein Leben frei.

Die Menschen und die großen Städte,
Besitz und Rang und Weltgenuß,
sie fallen ab wie eine Kette, —
bis ich aufs Neue irren muß.

Der Sterbende am Fenster.

Garten, Fluß und Feld,
Wolken sonnerhellt,
wenn ich gehe, laß ich euch nicht hier;
Erdenraum so weit,
süße Tatenzeit,
in mein brechend Aug' versinket ihr.

Welt, du meine Welt,
wenn ein Grab mich hält,
zog ich in die gleiche Grube dich:
Strauch, der morgen steht,
Wind, der andern weht,
das sind Märchen, so für dich wie mich!

Das Kleiderbuch.

Den weichen Armen, die mich sonst umfingen,
reckt' ich Verbliebener mich zu,
doch hielt ich mich und wies mich noch zur Ruh:
es ist nicht recht zu rufen, die im Frieden schläft,
und konnte meine Wünsche zwingen.

Und als dann Worte wieder in mir klangen,
die sie am letzten Tag gesagt,
da konnt' ich denken: nicht geklagt!
Wenn in mir noch die liebe, süße Stimme blieb,
ist sie nicht ganz hinweggegangen.

Heut morgen aber fiel mir in die Hände
ihr kleines, schwarzes Kleiderbuch,
darin der Preis für Seide, Band und Tuch
nach Mark und Pfennig von ihr aufgeschrieben steht..
Da war es doch mit mir zu Ende.

Paul Friedrich.

Ixion.

Ixion, an das Rad geschmiedet,
unrettbar an das Rad geschmiedet,
das unbarmherz'ge Rad der Pflicht;
Ixion, armer Staubumwundner,
von Leid und Erdenqual Geschundner,
du glaubst zu leben und lebst nicht.

Das Rad zermalmt dir Brust und Knochen,
ich höre laut dein Leben pochen,
dein ganzer Dulderleib ist Schmerz.
Die Parzen spannen dein Verderben,
du rufst den Tod und darfst nicht sterben,
unsterbliches, gequältes Herz!

So rollt das Henkerrad der Plage
durch Tag zur Nacht, durch Nacht zum Tage,
und nie entfliehst du deiner Pein.

Taub ist der Himmel deinem Rufen,
verhallend an den Todesstufen,
so grausam zürnt ein Gott allein!

Komm, Herakles, du großer Jäger,
Befreier, Mörder, Wolkenfeger,
streck aus den Arm zur größten Tat:
Wirf dich dem Schwungrad in die Speichen,
zertrümmre es mit wucht'gen Streichen,
erlös Ixion von dem Rad!

Der Schmelz der Dinge.

Die geborenen Dinge
sind schlechter als die ungeborenen,
wer das weiß, ist klug.
Darum gehe ich durch diese Welt
mild und heiter, ohne zu fassen,
was mir gefällt.
Denn ich weiß es still und gelassen:
was du ergreifst, zerfällt:
noch ist alles Wunderspiel,
traumbuntes Fieberrad ...
Nur im Gefühl
feire ich meine Tat.
Und ich gehe und stehe nicht still,
weil ich nur staunen, staunen will.
Denn ich mag die Dinge nicht stören,
wenn ich sie fasse, ist's geschehn ...
Nur durch die Augen soll mir gehören,
was mich betörte, wenn ich's gesehn;
das Besessene ist das Verlorene —
wer das glaubt und weiß — ist klug.
Fliehe als Schatten — Auserkorene,
denn ich herzte dich genug!
Nur der Lauf eines Windspiels sei mir,
du Geschmeidig-Unbeschreibliche,
halt ich dich, bist du das Einerlei mir
und das Elende und das Leibliche.
Schwebe fort durch hilfreiche Türen,
die dich retten vor meiner Gier.
Laß dich von meinem Flehen nicht rühren,
denn aus mir rast das Tier.

Bleibe unnahbar, bleibe ferne,
Beatrice, hellster der Sterne,
sei mir flüchtiger Augenblick bloß,
so wird aus Lebensbeflecktem das Reine,
so aus Gemeinem das Ungemeine,
so bleibt das Kleine mir ewig groß!

Otto Frommel.

Sommervögel.

Meine schönsten Lieder
kommen wie die Sommervögel,
scharenweise
durch die Lüfte flatternd,
spreitend ihre bunten Flügel
in den heißen Sonnenwellen.
Lächelnd laß ich sie vorüberschwirren.
Doch die feinsten,
violett befiederten,
mit den rosenroten Brüsten,
faß ich leicht mit zagem Finger,
berge sie am warmen Busen
trage sie in meine Gärten,
und im stillen Abendschein,
wenn die Wolken goldig gehen,
füllen sie die Wipfel meiner Linden
mit unsäglich seligen Gesängen.

Der Geiger.

Der junge Geiger ließ die Saiten klingen,
sie sangen wie aus tiefem Schlaf Erwachte,
daß es uns alle bang und selig machte,
und wir das Tönen fühlten in den Dingen.

Und hoben an im Tanze mitzuschwingen,
und war nicht eines, das sich selber dachte,
weil von den Leibern sich die Seelen sachte
lösten wie Glieder aus zu straffen Ringen.

Versunken liegt die Welt. Im zarten Strich
der Geige fühlen wir uns höher steigen
ins reine, weiße, körperlose Licht

und enger, treuer zueinander neigen.
Und wie der letzte dünne Ton zerbricht,
umfängt uns Gott, das große ew'ge Schweigen.

Alice Freiin von Gaudy.

Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball.

(1792.)

Ein Spiegelsaal. Gelächter. Mummenschanz.
Ein Maskenspiel, bestrahlt von Kerzenglanz.
Gestalten bunt und keck und lebensfroh
Im lustigen Geschmack des Rokoko.

Dort tritt ein Spanier stolzen Ganges ein.
Im Samtbarett flammt kostbares Gestein.
Er taucht ins Festgewoge, scherzt und neckt:
Der König ist's, den dichte Larve deckt.

„Was willst du, Narr, der mich von hinnen zieht?"
Der Schellenträger flüstert: „König — flieht!
Man sinnt Verrat!" Schnell hüpft er klingelnd fort.
Der König, achselzuckend, lacht dem Wort.

„Schon wieder, Narr?" — „O, traut mir, Majestät.
Verlaßt den Saal. Jetzt. Gleich. Bald ist's zu spät."
„Hör, Freund, wer Narren glaubte —"
„Keinen Spott.
Doch einmal: flieht! Den Warner sendet Gott."

Der König mischt sich sorglos in den Schwarm.
Ein Sarazene greift nach seinem Arm.
Dort hängt ein Mohr sich an ihn dreist und bunt.
Unheimlich Flüstern geht von Mund zu Mund.

Er merkt es nicht. Doch enger wird der Kreis.
Der Masken Augen funkeln wild und heiß.
Sie drängen näher. Wie das stößt und zerrt . . .
Der Spanier weicht zur Tür. Sie ist versperrt.

Jetzt Johlen. Pfeifen. Wie ein Höllenheer
umtanzt es ihn. Er atmet tief und schwer.
„Bon soir, beau masque!“ Ein frecher Blick. Ein Knall.
Ein Aufschrei — übertönt von dumpfem Fall — —

Verlaßner Spiegelsaal. Erlöschend Licht.
Zertretne Blumen. Kalt und nüchtern bricht
durch seidnen Vorhang erstes Morgenrot.
Gespenstig ragt auf leerem Thron — der Tod.

Albert Geiger.

Zwei Marienbilder.

1.

Maria, Rosenblüte rot,
sitzt in der Lauben still.
Ihr Herz ist schwer von süßer Not,
die ihr was sagen will.
Und durch den blühenden Flieder
gehn sanfte Gotteslieder —
Da wird der Himmelsbraut
gar liebe Ahnung laut.

Gar leise Ahnung wird ihr laut,
eindringlich spricht die Welt.
Sie bebt und in das Weite schaut:
Ein Engel kommt durchs Feld.
Er kommt durchs Felde gangen
in silberweißem Prangen
und zu Maria spricht:
Ein' Wonne dir geschicht.

Ein' große Wonne soll geschehn
vor allen Weiben dir!
denn du, Maria, bist ersehn
zum Heil der Menschen hier.
Du sollt in hohen Ehren
den Herrn der Welt gebären!
Maria seufzt und schweigt
und sanft ihr Köpflein neigt.

2.

Maria sitzt im Blütengarten,
den kleinen Jesus tut sie warten.

Er liegt in sommerlichem Duft,
die großen Augen in die Luft.

Die Fliegen ihn umsummen leise,
sie schaukelt ihn und summt die Weise:

„Schlaf, Kindlein, schlaf!
auf der Wiese gehn die Schaf'.

„Weiße und schwarze durch den Klee,
das tut den schönen Blumen weh.

„Schneeweiß ist eines, das ist für dich,
der Vater schenkt es dir sicherlich.

„Doch mußt du erst wachsen und größer sein,
dann darfst du es führen ganz allein.

„Darfst es führen an einem Seidenband,
es frißt dir gar niedlich aus der Hand.

„Schlaf, Kindlein, schlaf!
auf der Wiese gehn die Schaf'."

Meister Joseph gönnt eben sich Ruh,
sieht vom Vespern behaglich zu —

Franz Karl Ginzkey.

Das Grab.

Ich schritt als Kind an des Vaters Hand
durch den Friedhof, den schweigenden Garten.
Der Friedhof lag am Meeresstrand,
die Wogen stampften und scharrten.
Wir suchten hin, wir suchten her —
wir fanden der Mutter Grab nicht mehr.

Wir wußten, es trug ein Kreuzchen klein,
gezimmert aus brauner Rinden.
Das mochte wohl fortgekommen sein,
wir konnten das Kreuz nicht finden.
Bekümmert schauten wir ringsumher
und endlich traurig aufs weite Meer.

Dann nahm der Vater aus meiner Hand
die mitgebrachten Rosen
und streute sie aufs Hügelland
wahllos den Namenlosen . . .

Stille Kirche.

Wandrer, suchst du Gott? — Du findest Gott allhie.
Ohne Gott zu suchen, findest du ihn nie.
Hier in dieser Stille, wehend um dich her,
wird sein Hauch dich segnen, und was willst du mehr?

Suchst du aber, Wandrer, nur dich selbst allein,
sollst nicht minder du willkommen sein.
Wer in eigne Tiefen lauscht, wie ihm geschah,
ist ein frommer Beter und der Gottheit nah.

Suchst du aber Gott und auch dich selbst nicht mehr,
bist des Suchens müd und aller Hoffnung leer —
Wandrer, tritt herein, hier hältst du gute Rast,
bist für Gott ein Gast wie jeder andre Gast!

Seliges Ende.

Und lieg ich einst im Grabe,
noch weiß ich nicht wann und nicht wo,
es wird eine Stunde kommen,
von der ich im Traume vernommen,
die Stunde, die träumte mir so:

Es werden drei Wölklein ziehen
schneeweiß durch die sonnige Luft.
Sie kommen mit wehendem Winde,
sie werden mir senden gelinde
ein Leuchten hinab in die Gruft.

Es werden drei Mägdlein kommen,
sich kaum ihrer Schöne bewußt.
Sie pflücken sich Blumen vom Grabe
und heften die duftende Gabe
sich still an die knospende Brust.

Drei Wanderer werden dann kommen.
Von ferne schon dröhnet ihr Schritt.
Es singen die bärtigen Jungen
ein Lied, das ich selber gesungen
einst, als ich noch liebte und litt.

Die Mägdlein werden das Singen
vernehmen mit bräutlicher Scheu.
Das bleibt nicht den Knaben verschwiegen,
drei Pärchen werden sich wiegen
im Tanze und immer aufs neu.

— — Mein Herz wird hören im Grabe,
bevor 's zu Staub zerfällt,
das Pochen der tanzenden Füße
wie letzte, verzitternde Grüße
der schönen, versinkenden Welt.

Maria Eugenie delle Grazie.

Mondnacht.

Der Mondnacht Schimmer und des Meeres Blau,
sie flossen märchenhaft in eins zusammen,
hinausgedehnt zu wundersamer Schau;
die Wellen hoben sich wie magische Flammen
und tanzten weithin leuchtend um den Strand
und zogen um die Klippen Phosphorkreise
und warfen Silberperlen in den Sand
und flüsterten und raunten süß und leise ...

In weichen Zügen atmete die Luft,
es war, als wollte sie die Nacht belauschen;
verlorne Klänge nur, verlornen Duft
trug sie mir zu, und das verstohlne Rauschen
der blühenden Orangen unter mir,
die in die Fluten ihre Wurzeln tauchten
und ins Gekos des Nachtwinds süß und irr
den Atem kaum erbrochner Knospen hauchten.
Kein Laut ... kein Ruderschlag ... und wie die Welt
um mich, so voll mein Herz von Glück und Hoffen,
so reich an Wünschen, wie das Himmelszelt
an Sternen; holdem Trug die Seele offen,
wie dort, dem Vollmondlicht der Meeresschoß;
ein heimliches Aufleuchten und Empfangen,
ein irres Glühn, ein Sehnen namenlos
und stummer Qual gepaart ein heiß Verlangen ...
O Wundernacht! es blühte knospenschwer
die Seele mir von ungesungnen Liedern,
und strich der Südwind seufzend übers Meer,
dann rieselte es nach in meinen Gliedern.
Im Takt der Flut ging meines Herzens Schlag —
ein Märchen lebte ich und gäb euch Kunde
davon — doch grausam nahm der junge Tag
mit goldnen Fingern mir das Wort vom Munde!

Kindheit.

Ob der Reigen noch um die Linde geht
in meiner Heimat fern?
des Zimbals tieftonig Gebrumm,
der Geigen schluchzendes — „Warum?"
Ich hört es gar so gern ...
Ob der Reigen noch um die Linde geht?

In weißen Blüten stand der Baum
gekleidet wie in Schnee,
und unten wandelte im Schritt
der Reigen, und der Mond ging mit,
so hell, daß ich's noch seh ...
In weißen Blüten stand der Baum!

Nun hat das Leben mich gepackt,
die heißersehnte Welt —
im Kampf, der tobend mich umsaust,
erwehr ich mich der ehernen Faust,
die mordend niederfällt —
Nun hat das Leben mich gepackt!

Doch schleichen in das Dunkel sich
Gestalten, wie im Traum.
Von Stimmen klingt es, süß und leis,
und Kleider flattern, blütenweiß,
und keusch bis an den Saum —
Sie schleichen in das Dunkel sich ...

Ob der Reigen noch ... um die ... Linde geht?
Dann leg ich wohl die Hand
vors Aug und sinn das Herz mir wund —
Mein Leben, ach! für eine Stund
in jenem Zauberland!
Ob der Reigen noch ... um die Linde geht ..?

Martin Greif.

Morgengang.

Ich geh auf stillen Wegen
frühtags ins grüne Feld,
wie lacht mir da entgegen
die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
von Wald und Wiesen her,
die alle tropfend tauen
von edlen Perlen schwer.

Ich brech mir ein Geschmeide
von nassen Rosen ab:
wärst du an meiner Seite,
von der geträumt ich hab!

Ich hing dir's in die Locken
als deinen Hochzeitskranz —
Da gehn die Morgenglocken,
ich steh in Tränen ganz.

Vor der Ernte.

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch,
wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Liebesnacht.

O weile, süßer Geliebter!
Es trügt dich nur,
noch hellt, nur wolkengetrübter,
der Mond die Flur.

„Doch nimmer weilen und halten
die Wolken dort,
es führen sie wilde Gewalten
von Ort zu Ort."

Ein Traum ist alle das Treiben
in dunkler Höh,
doch uns muß ewig verbleiben
der Sehnsucht Weh.

„Ich seh nur Kommen und Scheiden
am Himmelszelt,
es zieht die Seele der Leiden
durch alle Welt."

Die Wolken wandern so nächtig
ohn Schmerz und Lust,
ich aber ziehe dich mächtig
an meine Brust.

Erhellte Ferne.

Nach entladnem Wetterregen
hat die Ferne sich erhellt,
und der Alpen Zug entgegen
stehst du einsam dich gestellt.

Die im Wolkenduft verschwammen,
tief erblauend stehn sie da,
und so eng geschart zusammen,
wie sie nie dein Auge sah.

Vor den wildgetürmten Massen
hebt ein Dorf sich friedlich ab: —
deinem Sehnen überlassen,
lehnst du still am Wanderstab.

Novemberstimmung.

Die Flur umher
es kalt durchweht,
wo nirgend mehr
ein Blümlein steht.

Im Wald zerstiebt
das welke Laub —
Die ich geliebt,
sind alle Staub.

*

Sich frühe neigt
der Sonne Lauf,
am Himmel steigt
der Mond herauf.

Es füllt sich sacht
das Sternenzelt.
Sie sind erwacht
in jener Welt.

Leo Greiner.

Bergwaldgipfel.

Wohin verirrte sich mein müder Fuß?

Der hohen Wälder regenschweres Brausen
ruft in die Täler grauen Tag und Gruß,
redet mit Feldern, die im Nebel sausen,

mit schwarzen Teichen, welche stumpf und blind
im Banne unbewohnter Ufer hausen,
mit Dörfern, die auf überwölkten Matten
wie längst zerstört in vielen Fernen sind.

Ich steh im Hochgebrause wie ein Schatten.
Ich horche finster in den grauen Wind
und hüll mich ins Gewölk, drin das Gestein
gestorben liegt und meines Lebens Brände
einsinken zu entseeltem Schein,
und senke, trunken wie von Schlaf und Wein,
ins welke Berggras meine Menschenhände.

Panische Nacht.

Der Wald! Am Bergjoch brennt der Wald!
Das Mondlicht fliegt, zerwühlt, traumalt.

Der Wald war unser aller Ahn!
Das hat nicht Menschenhand getan.

Was keucht im Moorgrund Roßgeschnauf?
Kein Reiter zügelt Hall und Lauf.

Was zischt im Dürrgras Sensenschnitt
wandernd? Kein Mäher wandert mit.

Mich treibt's zu Pferd, mich hebt's hinaus,
dicht hinter mir verschließ das Haus!

Zerwirf die Würfel, die ich rollte,
wenn ich nicht wiederkehren sollte!

Erwachen in der Nacht.

I

Von einer dunkeln Meerfahrt komme ich traumbeladen h
Mein Schiff bekränzen Blumen, die keinen Namen habe
Mein Herz ist schwer.
Ein Kind ward geboren, ein Mann ward begraben,
dort, ach, dort komm ich her!

II

Da hör ich in der Nacht die Turmglocke schlagen,
ine Insel Erde enttaucht dem Meer.
Ströme murmeln, Gebirge tragen.
Sterne und Wälder funkeln drängend her.
dun sitz ich bei gepeitschtem Fackelrauch,
en Raum bewachend,
uf starrem Wipfelfels gramvoll ein nackter Mann.
Des Unschlafs Feuerhauch
eht mich verfinsternd aus der Tiefe an!

III

eis' Hauchende! singe mich silbern ein,
Dämmerfrühe, mit rieselndem Brunnengetön!
) fließender Schlaf, durchsichtig gewebt aus Fäden von Apfelblütenschein
nd zagenden Birkenschatten am Weg und Morgenwölkchen in Windeshöhn!
Zeiden wird mein Lager, meine Schultern sind leicht.
Mit blauen Vögeln und Schmetterlingen
erd ich vielleicht den Tag erschwingen,
er irgendwo schon einen Gipfel bleicht.

Eduard Grisebach.

Aus „Der neue Tanhäuser".

Der Würfel fiel; o heiße Jugend,
o Schönheit, Wein und Sommernacht!
Der Würfel fiel, es fiel die Tugend —
doch ich verlor sie gern, die Schlacht.

Und schlaflos lieg ich in den Kissen,
seit ich von ihrem Bette fern:
ihr Bild taucht aus den Finsternissen
empor mir, gleich dem Venusstern.

Des Auges halbgeschloßne Blicke
wollüstig blinzeln sie mich an,
die Wimper feucht von jenem Glücke,
das gestern uns zu schnell entrann.

Die Brüste starren gleich den schweren
Weintrauben Ungarns, süß und heiß,
ihr Haar ist blond wie Weizenähren
und ihre Haut so zart und weiß.

Die üppige Lippe, voll erschlossen,
blutrot und brennend, wie zum Kuß,
erzählt von dem, was ich genossen,
und ach, von künftigem Genuß . . .

Ihr sagt: es ist nur eine Dirne,
schön, doch gemein trotz alledem —
Ich aber seh auf ihrer Stirne
der Venus heiliges Diadem.

Ja, sie ward Fleisch in diesem Weibe,
Frau Venus lacht aus diesem Mund,
umschmeichelt mich mit diesem Leibe,
mit dieser Hüften seligem Rund.

Was will die Tugend, kalt und düster?
Wir sind ja Sünder — sündigen wir!
Ich bin der Venus Hoherpriester
und heute opfer ich bei dir!

*

Die Glocken dröhnen so dumpf vom Dome,
es leuchten die Lichter durch Weihraucharome
tieftraurig, es summen die Trauergebete —
dicht nebenan klingt Geig und Trompete.

Sie spielen auf zu üppigen Tänzen,
lustbunte Lampen locken und glänzen —
neben das heilige Haus des Herrn
baut Häuser die Teufelin Venus sich gern.

Unsterbliche Lust ihr im Auge glänzt,
ihr Mund den Becher des Lebens kredenzt —
Im Gotteshaus hängt Gottes Sohn,
der Tod mit blutiger Dornenkron.

Der gekreuzigte Gott will uns verkünden:
Verneinet diese Welt der Sünden,
verneint euch selbst, und alles Leid
wird Ruh in Gott und Seligkeit.

Ihr fragt verzweifelnd: was ist Gott?
Was nicht die Welt ist, das ist Gott!
das selige Nichts, die Todesruh —
O schließt das Auge der Dinge zu!

Wir aber haben Wachs in den Ohren,
wir sind des Teufels schwachköpfige Toren,
er will und immer sagen wir: ja!
Und die leidende Welt steht immer noch da.

Ja, unser Wille, ohne Zweifel,
das ist die Welt, das ist der Teufel:
Zögst du den alten Adam aus,
so ginge die Weltgeschichte nach Haus;

so stünde still das Rad der Natur,
so wäre die Flamme der Kreatur
gedämpft und ausgelöscht ihr Wehe —
Indessen, der Wille der Menschheit geschehe!

Sie träumt ja gern den großen Traum
noch immer fort in Zeit und Raum,
und ewig hängt am Kreuz vergebens
der tote Gott des ewigen Lebens.

Hanns von Gumppenberg.

Die Armen.

Spätherbstfrühe blickt so kalt
auf die weite Großstadt nieder;
graue Nebel, schwer geballt,
ziehn am Himmel hin und wieder.

Alles ruht noch tief, und flieht
Erdendaseins dumpfe Räume:
über jedes Augenlid
taut der Schlaf die letzten Träume.

Nur am Giebel dort, fürwahr!
daß der Bau sich schnell vollende,
regt geschäftig eine Schar
schon zum Tagewerk die Hände.

Männer trotzigen Genicks
stehen auf den steilen Treppen,
bleiche Weiber düstern Blicks
Steine nach der Höhe schleppen.

Und im Takte führt den Bau
Zimmerbeil und Mauerkelle,
und im Takte tönt es rauh
in die Morgendämmerhelle:

„Übt es nur, das alte Spiel,
füget immer Stein zu Steinen —
Unsre Arbeit steht am Ziel,
und der Morgen muß erscheinen!

Flammt die Freiheit übers Land,
wird der große Zahltag grauen,
wird der Bau von unsrer Hand
alle Dächer überschauen:

Wird auf eure stolze Macht
Feuergarben niederregnen —
und des Reichtums Zauberpracht
wird der Armut Kinder segnen!

Baut, Genossen, ohne Rast!
Unsre Arbeit geht zu Ende:
allen Trägen, die ihr haßt,
naht die große Zeitenwende!"

Horch! nun lärmt es durch das Tor —
und die wilden Sänge schweigen:
stumme Sklaven wie zuvor
langsam auf und nieder steigen.

Heinrich Hart.

Gott.

Der du nicht Stein bist, doch des Steines Kraft,
die Kern und Schale hält in enger Haft.

Der du nicht Rose bist, doch ihre Pracht,
ihr Duft, ihr Auge, das zur Sonne lacht.

Der du nicht Eiche bist, doch wohl ihr Mark,
der Stolz, der aus ihr atmet, lebensstark.

Die Welt ist nichts als Form, in der du prägst,
ist nichts als die Gewandung, die du trägst.

Ist nichts als Spiegelbild von deinem Sein;
nur du bist Wahrheit, doch das Bild ist Schein.

Ich bin ein Mensch, mein Geist umspannt das All,
durch meine Seele rauscht der Sphären Hall.

Ich höre was der Lerche Jubel sagt,
ich höre was des Meeres Brandung klagt.

Ich sehe was des Feuers Auge glüht,
ich sehe was im Schoß der Lilie blüht.

Ich fühle was im Blut der Erde ringt,
den Hauch, der von den Sternen niederdringt.

Nein, nein, nicht ich; was gilt dem Fleische Duft,
was gilt dem Leibe reine Himmelsluft!

Was gilt dem Staubkorn unermeßner Raum,
was gilt der Fäulnis ewigen Lebens Traum!

Nicht ich, nicht ich; mein Ich, dem Tod geweiht,
ist lauter Elend, lauter Niedrigkeit.

Mein Ich hört nur den Schrei der eignen Not,
Du hörst in mir der Liebe Allgebot.

Mein Ich sieht nur den Glimmer, nur den Schein,
Du siehst in mir ins Herz der Welt hinein.

Mein Ich fühlt nur, was schmeichelnd ihm behagt,
Du fühlst in mir, was sich zu opfern wagt.

Du zehrst an mir, wie Glut an Eisen zehrt,
Du ruhst nicht, bis ich schlackenlos verklärt.

Läßt Du von mir, bin ich ein Spiel, ein Spott;
Mein Ich, erfüllt mit Dir, ist selber Gott.

Abendgang zur Geliebten.

Nun ist der Abend kommen,
die Sterne sind entglommen,
die Straßen schlummern mählich ein.
Abwerf ich all mein Mühen
und laß in mir erblühen
der Liebe Sehnsucht ganz allein.

Rings grüßen von den Zweigen
die Vögel und es neigen
sich flüsternd Busch und Blume mir;
so festlich ist mein Wesen,
sie mögen leicht es lesen,
wie meine Seele fliegt zu dir.

Die Kinder, die am Wege
sich tummeln durchs Gehege,
sie reichen lächelnd mir die Hand.
Die Winde, die da wehen,
die Wolken, die da gehen,
sie knüpfen mir ein rosig Band.

Wie weit seid ihr entschwunden,
ihr sorgenschweren Stunden,
wie fern, wie fern liegt Kampf und Streit;
die Welt ist so voll Frieden,
als läg sie abgeschieden —
ein See in grüner Einsamkeit.

Nun steh ich an dem Hause,
vor meines Glückes Klause,
und meiner Freuden Inbrunst wird Gebet;
laß jedes Herz hienieden
durch Liebe finden Frieden,
du göttlich Feuer, das die Welt durchweht.

Julius Hart.

Berlin.

Endlos ausbreitest du, dem grauen Ozean gleich,
den Riesenleib; in dunkler Ferne stoßen
die Zinnen deiner Mauern ins Gewölk, und bleich
und schattenhaft verschwimmen in der großen
und letzten Weite deine steinigen Matten:
Weltstadt, zu Füßen mir, dich grüßt mein Geist
zehntausendmal; und wie ein Sperber kreist
mein Lied wirr über dich hin, berauscht vom Rauch
und Atem deines Mundes: Sei gegrüßt du, sei gegrüßt!

's ist Sommermittagszeit, und leuchtende Sonnenflut
strömt aus den Himmeln über dich; rings blitzen
und flammen deine Mauern, und in weißer Glut
erglühen deine Dächer und der Türme Spitzen,
und helle Wolken Staubs, die aus den Tiefen steigen.
Gleich einem glühenden Riesenkessel liegst du, — Brand
dein Atem, Feuer dein weitfließendes Gewand,
starr, unbewegt, gleich wie ein Felsenmeer,
das nackt mit weißen Rippen aus der Wüste steigt.

Erstorben scheinst du, doch du bist es nicht.
Erzittert nicht die Luft vom dumpfen Toben
des Meeres, das in deinen Schlünden bricht
und wühlt und brandet, wie vom Sturm durchstoben,
und donnernd tausend Schiffe zusammenschleudert?
Wild gellt der Schrei der Schiffer Tag und Nacht
durch Licht und Nebeldunst, und ewig tost die Schlacht
in deinen Tiefen: trümmerübersät
von bleichen Knochen starrt dein dunkler Grund.

Schäum auf, du wilde Flut, und tose an!
Die du zerreißend hinfegst und mit gierigem Maule
zehntausende verschlingst: ein Schrei, und dann
in dunkeln Wirbeln schwemmst du alles Faule
und Schwache tief hinab in deinen Abgrund ...
Dich rührt kein Weinen und kein heiß Gebet,
der Klagenden Geschrei lautlos und stumm verweht
in deiner Brandung Donnern, aber sanft
und weich umschmeichelst du des Starken Fuß.

Du ström in meinen Busen deinen Geist,
gieß deine rauhe Kraft in meine Glieder ...
Gewaltig faßt's in meine Seele, reißt
in deiner Schlachten wirr Gedräng mich nieder,
wo Schwert und Lanze auf die Brust mir fahren.
Erstick die Träne und den Klagelaut,
der feig von meinen Lippen sonst getaut.
Den Becher trüben Weins, der nur zu lang
die Zeit berauscht, werf ich in deine Flut.

Grämliche Weisheit, die in unsre Brust
den Giftpfeil stößt und uns als Schuldgeborne,
ewig Verdammte zeichnet, unsere Lust
und Schaffen mordet und gleichwie Verlorne
verachtet macht: hier will ich ihrer lachen.
Aus deinen düstern Mauern, Weltstadt, reckt
ein Geist sich mächtig auf und streckt
die Hand gewaltig aus, und deiner Flut
Gesang stürmt mir ins Ohr ein besser Lied.

Dich fühl ich, Menschengeist, dein Schatten steht
gewaltig über der Stadt lichtglühenden Mauern,
ich fühl es, wie dein Odem mich umweht
und mich durchrinnt gleich heiligen Liebesschauern.
Gewitter rollen auf, die Sinne dunkeln:
Schlachtruf durchgellt die Luft, der Himmel bricht,
durch schwarze Wolken fährt ein feurig Licht,
und bleiche Schatten fliehn, ein Antlitz blutbeströmt
und dort ein anderes versinkt in Nacht.

Dich, Kraft, besing ich, die Natur du zwingst
in deinen Dienst, und dumpfen Sinnesträumen,
des Fleisches totem Kerker uns entringst —
du Kraft, laß alle meine Adern schäumen
von deinem warmen Blut ... Euch alle sing ich,
Arbeiter, Krieger, die der Menschheit Baum
mit ihrem Schweiß und mit dem heilgen Schaum
des Blutes düngen ... Singen will ich den Kampf
mit dir, Natur, Fleisch, Staub und Tod.

Trommelklang.

Hört ihr es nicht? In meinen Ohren bang
ewig tönt herber dumpfer Trommelklang.

In heller Lenznacht, in der Nachtigall
verträumtes Lied rauscht schwerer Waffenschall.

Der Sommer glüht in dunkler Rosen Duft —
wie Rossestampfen dröhnt es durch die Luft.

Und wenn der Wein im grünen Glase quillt —
hörst du das Schlachthorn nicht, das blutig schrillt?

O Winternacht! der Sturmwind heulend fährt,
sein Odem leer die starrenden Wege kehrt.

Vergebens glüht am Feuerherd der Rost, —
stärker als Feuer brennt der kalte Frost.

An Haus und Wand und an des Wegs Geleis
fliegt Schnee und knarrt das demantharte Eis.

O Winternacht! durch Eis und fliegenden Schnee
lauter als Sturmgeist schreit ein wildes Weh.

Geschrei und Schlachtruf durch die Nacht hinschallt,
gleichwie am Strand die Sturmflut dumpf hinhallt.

In dunklen Scharen drängt es finster an,
mit Beil und Hammer wogt es schwarz heran.

Zerlumpte Haufen, wie im Sturm verwirrt,
das Eisen dröhnt, das blanke Messer klirrt.

Das Angesicht, blaß wie ein Wintertag,
sagt, wie das Elend gar so fressen mag.

Das Auge tief, die Wange hohl und schmal,
auf Stirn und Wang der Krankheit brandig Mal.

Gelöst das Haar auf schmutzigem Nacken hängt,
den harten schweren Fuß kein Schuh umzwängt.

Das Banner glüht wie Herzblut dunkelrot, —
die Fahne droht schwarz wie der Würger Tod.

Es drängt heran, — es wogt die dunkle Flut, —
den Himmel überschwemmt's wie trübes Blut ...

Hört ihr es nicht? In meinem Ohre bang
ewig tönt herber dumpfer Trommelklang.

Aus „Totentanz".

In den frostverglasten Scheiben
hebt es leise an zu flimmern,
silbrig, Nebel halb — halb Licht,
mattes Leuchten, bläulich Schimmern.

Steigst du wieder zu mir nieder,
Bote du, aus Licht gewoben,
in mein kaltes leeres Zimmer,
du aus kaltem leeren Droben?

Fenster auf! von drüben zieht es
über der schwarzen Fichtenwand
glänzend aufwärts, weithin leuchtend
durch das schneevergrabne Land.

Wie ein Greisenhaupt hinschwebst du
auf dem dünnen Wolkenrauch,
strahlenvolle Mondesscheibe,
und ein kalter Todeshauch

weht um deine fahle Stirn,
weht aus deinem eisigen Licht,
und wie von gestorbnen Lippen
streift ein Atem mein Gesicht.

*

Eisschiff du in Winterwolken!
fahles — fahles Totenhaupt,
über meines Lebens Fichten
hängst du, kahl und ganz entlaubt.

Deine bleichen Scheine fallen
auf mein schweres Haupt hernieder,
und mir ist's, als fiel ein Leichen-
tuch auf die erstarrten Glieder.

An den Boden drückt's mich nieder,
und mein Mark rinnt im Gebein,
mit gebrochnem Auge stier ich
in dein Totenaug hinein.

Nur des Geistes letzte Flamme
glüht mit krankem und mit mattem
Flackern einmal in das rätsel-
dunkle Land der Todesschatten —

in die ungestaltet wüste
ungeheure schwarze Leere,
drin versunken und ertrunken
ungezählte Sternenheere.

Als ein Toter ausgerichtet
lieg ich fahl im Mondesscheine,
fern durch Winternacht herüber
rauschen düstre Fichtenhaine.

*

Fichtenrauschen — Mondscheinleuchten
heben an ein seltsam Singen,
und im lichten Glaste flimmert's
wie von weißen Geisterschwingen ...

„Wirfst du endlich ab die Hülle,
kehrst du wieder heim, Verlorner?
wachst du auf aus deinen Träumen,
nie Gestorben — nie Geborner?!

Sahst du dich im goldnen Kahne
durch des Lebens Fluten gleiten,
nur gewichen sind die Ufer,
und erweitert sind die Weiten ...

Deine Flügel sind entfaltet
über Raum und alle Zeiten,
Tod und Leben sind nur Formen,
Träume dumpfer Sinnlichkeiten."

*

Leuchtend schweb ich in des Mondes
nächtigruhevollem Glanze,
als ein lichter Schimmer fließ ich
aus der Sterne Blütenkranze.

Alle Räume, alle Tiefen
sind von meinem Blut durchflossen,
über allen Welten lieg ich
zeugend, keimend ausgegossen.

Und ich trinke und ich trinke
alles Sein und alles Scheinen
aus der Welten grünen Schalen,
duftend von gewürzten Weinen.

Alles Sein fließt in mich nieder,
und ich selber bin nur Fließen,
bin Erzeuger und Gezeugtes,
ewig Schaffen und Genießen.

Still im Mondeslichte schwebend
trink ich und entström ich Gluten,
überall spürst du den Atem
meiner Silberregenfluten.

Otto Erich Hartleben.

Im Lande der Torheit.

Im Lande der Torheit küßt ich die Hände der schönen Fraun
sie waren schmeichelnd und weiß, mit blitzenden Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden, lockenden Wort
und eitel genoß ich des eigenen spielenden Übermuts.
Doch immer wieder irrte mein Blick ins Leere ab:
ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
hersehnen aus der Ferne — deine Hände, die
allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —
und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.

Epistel.

Des Meeres Gang ist höher heut und lauter auch!
Wohl dem, der hinter Wällen seines Lebens Arbeit fand
und sicher steht, gefestet auf ererbtem Grund.
Durch reichen Boden, den das Meer vordem genährt,
auf seinem Boden schreitet er und lenkt den Pflug
in grader Bahn und wendet ihn getrost am Ziel.

Dann rastet er — und läßt die Blicke schweifen rings
nd sieht um sich in Ruhe wachsen seiner Hände Werk.
Nur manchmal horcht er wohl hinüber nach dem weiten Meer,
vann's einmal ungestümer donnert an den festen Damm,
nd denkt des Freundes — der auf wilder Fluten Spiel
ein Los erkor und seines Willens Güter fand . . .

Des Meeres Gang ist höher heut, doch stolzer auch!

San Giovanni.

Die letzte Sichel des verfallnen Mondes
am Himmel Roms in der Johannisnacht
hab ich erlebt und früher nicht geruht,
bis ich für mich den Sinn erdeuten konnte.

Ich habe neue Menschen liebgewonnen —
und silbern zum Gedenken steht nun da
die letzte Sichel des verfallnen Mondes
am Himmel Roms in der Johannisnacht.

Mein Leben denk ich auch. — Es ruht der Blick
auf den Gesimsen schweigender Paläste.
Da färbt sich die Colonna morgenrot,
die Schwalben werden wach — und schon verblaßt
die letzte Sichel des verfallnen Mondes.

Ein Abschied.

Du willst nun gehn?" — Weißt du denn nicht, daß ich
schon lang
on dir gegangen bin? daß nur ein Schatten noch,
in Schein vor deinen Augen steht, den du nur siehst?

eft glaubt ich mich gewappnet mit dem Panzerhemd
eiter klirrenden Hasses wider eine Welt,
ur wenige Eisenmaschen standen offen noch
on ungefähr — die fandest du und trafst mich gut!

Wie einsam war ich schon — und war's noch nicht genug!
etzt kann ich erst leicht mit vielen spöttisch und freund-
lich sein,
n Stunden, wo der Ekel überlistet ist —
tzt tanzen die Götter mir auf der flachen Hand!
nd das dank ich dir und meinem geflickten Eisenwams.

Du aber wußtest nicht, was du getan — du siehst
und fragst: „Du willst nun gehn?“ — Und bin doch schon
so weit! —
O sichre dir in der Brust dein unfühlend Herz —:
wertvolleres Erbteil spendet uns die Erde nicht.

Karl Hauptmann.

An meines Vaters Sterbebett.

Ich saß an meines Vaters Sterbebett
und sah ein stilles, bleiches Angesicht.
Im Zimmer dunkelte die Mitternacht.
Ein schwacher Schimmer kam vom kleinen Licht.

Den Blick nach oben und die Lider zu,
so röchelte, der da im Bette lag,
und bleich und groß und hehr schien das Gesicht,
und einsam totenstumm war das Gemach.

Und ich — ich grub und grub im Rätselgrund:
„Wer ist es, der hier stöhnt? — Was schwindet hin?
Wer ist, der um den letzten Atem ringt?“ —
Und rang erschauernd um den Lebenssinn.

Und Tausend — Ungezählte sahn mich an
aus fremden Zügen, die ich Vater nannte,
ein ewiger Zug war's, der gestorben war,
ewig der Eine doch, der Herzverwandte.

Der Vater und des Vaters Vater war's,
der noch im Bilde blickte von der Wand.
Und jeder hatte einmal so gestanden
und griff nach seines Vaters Sterbehand;

und einmal auch im Leben hatte jeder
die Hand nach seines Sohnes Liebe ausgestreckt;
und alle stummen Trauertränen hatten
den finstren Gast, den Tod, nicht fortgeschreckt. —

Du warst es ewig, du, der Ich sich nannte,
und der doch immer nur der Eine ist,
der ewig ruhlos in die Endlichkeit Verbannte,
und den der Todmann sanft zur Ruhe küßt,

damit er fort und fort im Staube schreite,
am Rätsel löse und am Schauen webe.
Damit er aller Erdentiefen Sinn,
damit er tiefsten Gottesgrund erlebe — —

Ich bin es, der hier stöhnt und der hier sinnt,
ich reiche selbst im Leid mir Liebe zu,
ich schloß die Augen längst — und immer weiter
führt mich mein Rätselweg aus ewiger Ruh.

Erdgeboren.

Über mir in wolkigen Lüften
wogen Lerchen traumverloren.
Tief im Heidekraute lieg ich,
fühle mich so erdgeboren.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
wildentwachsen wär, wie Bäume,
leicht vom Heidewind geschaukelt,
Erde halb — und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
aufgeflogen wär mit Schwingen,
hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb — und halb doch Klingen.

Nacht.

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einem Mal.
O gib acht! gib acht!

Weites Wunderland ist aufgetan,
silbern ragen Berge traumhaft groß,
stille Pfade silberlicht talan
aus verborgnem Schoß.

Und die hehre Welt so traumhaft rein.
Stummer Buchenbaum am Wege steht
schattenschwarz — ein Hauch vom fernen Hain
einsam leise geht.

Und aus tiefen Grundes Düsterheit
blinken Lichter auf in stummer Nacht.
Trinke Seele! trinke Einsamkeit!
O gib acht! gib acht!

Franz Held.

Der Faden der heiligen Jungfrau.

Wißt ihr, warum der schnellen Schwalben
Nester Glück in die Hütten bringen?
Hört: auf dem Plattdach saß Maria
schlummernd, es ruht ihres Spinnrads Schwingen.
Denn nachdem sie im Abendwallen
schaut auf Bethlehems träumenden Plan,
ließ sie das Haupt auf die Linke fallen,
sah im Traume die Zukunft nahn.

Sah ihr herrliches Kind mit neuen
Kräften die alternde Welt beleben,
sah ihn den Hüttenfirst benedeien,
Ackersklaven zu Menschen erheben —
O wie hat sie gelächelt im Traume,
daß sie den Sohn des Herren trug!
Doch hinab zu des Lichtkleids Saume
fließt ein Schleier, düster genug.

Pfeifende Schwalben pfeilen und schlüpfen
kühn vorbei, weil das Rad nicht saust;
von der Schläferin Rocken zupfen
sie den Flachs, — und wo Einfalt haust,
baun sie getrost mit der Jungfrau Faden
über den kleinen Türen ihr Nest:
dort ist Friede zu Gast geladen,
Weizen und Herzen gedeihen aufs best!

*

Als nun die Sommerfäden schifften
(nachmals Marienfäden genannt),
fühlte die Jungfrau in volleren Hüften
einer himmlischen Liebe Pfand.

Aber wie sonst mit feinem Tritte
schritt sie im Schühlein hurtig dahin
an den Bronn, in der Mägde Mitte,
die sie neckten mit spöttlichem Sinn:

„Sage, Maria, wir wüßten's gerne,
wie du nur eilends schreiten magst,
wo man doch munkelt nah und ferne,
daß du vom Zimmrer ein Kindlein tragst?" —
„Seht ihr die Sommerfäden eilen?
Schaut ihr die reisenden Schwalben dort?
Mich auch drängt's, wie durch tausend Meilen,
denn ich trage das Flügelwort!"

Wo nur?

Am kleinen Tag Sonnenaufgangschein
wie ein Bronzegeschmeid auf dem Kuppeldach lag,
über der Öde von Zink und Stein
schwebte schmetternder Finkenschlag,
während doch alles von Schlöten umragt,
rings kein Baum zu erblicken.
Habe mich drum erstaunt gefragt:
Wo singt nur der Vogel voller Entzücken?

Das hohe Eckhaus meiner Rue Monge
mit seiner gewölbten Giebelmauer,
mit seinen gestäbten Reifenbalkons
sieht aus wie ein riesiges Vogelbauer.
Ach, und der Vogel flötet so feucht,
ob auch aus Dachkammerlücken
kaum ein kümmerlich Grünwerk schleicht —
Wo steckst du nur, Buschkind voller Entzücken?

Fröstelnd trat ich zurück ans Bett,
drin meine heiße Braune träumte —
bald im Takt mit dem Atem-Duett
draußen der schwebende Triller sich bäumte.
Zitternd küßt ich die wallende Brust,
schwamm in den halben Blicken —
und da hab ich's auf einmal gewußt:
aus den stummen Häusern jauchzt das Entzücken!

Karl Henckell.

Trutznachtigall.

Mein Lied das rollt wie Sonnengold,
dem Purpurstrom des Daseins hold.
Wenn violett erblüht die Nacht,
flöt ich zur weiten Sternenwacht.
Gedämpften Echos meld ich Streit
und Menschenleid.

Wo scharfes Elend Lust zerstört,
schmettr ich und schluchz ich qualempört.
Weh, wenn mein Auge Not erblickt!
Ich schlage, daß der Busch erschrickt.
Der Schönheit schwillt mein Klang zu Schutz,
zu Schutz und Trutz.

Wo einer wund von Kampf und Pein,
Trostnachtigall, da tröste fein!
Frisch wie der Tau gen Morgen quillt,
gib Kraft und Wohllaut stark und mild!
Wirf Wonnen in der Lauscher Schoß,
schlag schmelzend los!

Das Lied des Steinklopfers.

Ich bin kein Minister,
ich bin kein König,
ich bin kein Priester,
ich bin kein Held;
mir ist kein Orden,
mir ist kein Titel
verliehen worden
und auch kein Geld.

Dich will ich kriegen,
du harter Plocken,
die Splitter fliegen,
der Sand stäubt auf —
„Du armer Flegel,"
mein Vater brummte,
„nimm meinen Schlegel!"
und starb darauf.

Heut hab ich Armer
noch nichts gegessen,
der Allerbarmer
hat nichts gesandt;
von goldnem Weine
hab ich geträumet
und klopfe Steine
fürs Vaterland.

Aus einem Notizbüchlein der Liebe.

1.

Die Rechte hebt den Maienwein,
Narzisse in der Linken!
Ich will ein frommer Zecher sein
und gottesfürchtig trinken.

Wie schön leucht't mir der Morgenstern
der lieblichen Narzisse!
Ich flehe opferfroh zum Herrn
um Liebchens Erstlingsküsse.

Für solchen Trank ich solchen Lohn
zu fordern mich erdreiste —
Lob sei dem Vater und dem Sohn
sowie dem heiligen Geiste!

2.

Es dampft die Burg, der Schwaden steigt,
die Sonne siegt, der Nebel weicht —
Ereignis voll Entzücken!
Befreit der Berg, erlöst das Tal,
den Äther füllt der heilige Strahl,
nun, liebe Seele, laß einmal,
ach laß dich ganz beglücken!

Im feuchten Grase blitzt der Tau,
die Rosen flammen durch die Au,
die weißen Lilien blinken:
so lang noch Ros und Lilien blühn,
wirst du, mein Herz, in Freuden glühn,
wirst liebesselig, siegeskühn
den Kelch des Lebens trinken.

Sommerabend.

Schall des Tagwerks ist gestillt,
müd am Neubau träumt die Winde,
Abendhauch der Höhe quillt
mir ins Fenster frischgelinde.

Nachbarin pflückt noch so spat
Lattich in dem grünen Garten,
ihrem Manne mit Salat
zum Pfannkuchen aufzuwarten.

Windeln schlürfen Lindenduft —
Gott gesegne es den Kleinen! —
Wolken pilgern durch die Luft,
noch ein Stündchen und sie weinen.

Weinen durch die Sommernacht,
daß die Blumen neu erblühen,
daß die Sonne lustiger lacht,
Morgenbüsche Tropfen sprühen.

Hoch vom Walde ruhig rauscht
mir des Berges Psalm herunter,
meine schattige Seele lauscht
segenschwer und liedesmunter.

Mein Ça ira.

Volksführer? Nein! die Toga paßt mir nicht,
um auf dem Markte Politik zu treiben.
Ich bilde mich und bilde mein Gedicht,
was meinem Wesen fern liegt, laß ich bleiben.
Aus Mitgefühl sing ich mein Lied der Not,
mein Menschheitslied aus Höhentrieb der Seele,
doch dem Parteigetriebe bin ich tot —
nun hängt mich auf — empfehle mich, empfehle!

Die heißen Geister der Gerechtigkeit
verlockten mich, mit Knütteln dreinzuschlagen,
doch tut es fast mir um das Pathos leid,
wehmütig lernt ich solchem Strauß entsagen.
Ich *mag* nicht mehr, aus innerster Natur,
und eins mit mir darf ich's getrost gestehen:
ich werde fortan nur auf einer Spur,
auf eigner Spur des reinern Daseins gehen.

Kein Ehrgeiz jagt mich auf das Podium,
kein Agitator geht an mir verloren,
der Eifersucht des Siegers bin ich stumm,
und für das Bravo hab ich schlechte Ohren;
das heute dem und morgen jenem schallt,
ja augenblicklich treulos sich verwandelt,
das eben noch Empörerfäuste ballt
und gleich darauf mit Schwätzern schon verhandelt.

Hinweg, ihr Stelzen der Vergänglichkeit,
der Überredung aufgeblasne Robe!
Man wird so klein, wenn man sich täglich weiht
dem Massenkult der menschlichen Mikrobe.
Zu eitel dünkt mich dieses Priesterkleid,
weshalb ich mir den Rock des Weltmanns lobe
und dem Augurendienst der Menschheit fremd
ein Lächeln spare, das mein Herz beklemmt.

* * *

Versteht mich wohl! Der Menschheit großen Zug
werd ich mit Sinnen nachzuziehen suchen,
denn ihren sonnenkühnen Adlerflug
verleugnen nur ästhetische Eunuchen.
Es steigt empor das menschliche Geschlecht
bedächtigen Schritts die wunderbaren Stufen,
und auch der rohe Bruch von Herr und Knecht
wird einem feinern Formverhältnis rufen.

Wo sich des Denkers reiner Eifer müht,
wo Forscherlust lebendige Schlüsse gattet,
wo der verborgne Baum der Weisheit blüht,
dort birg dein Lied, von Einsamkeit beschattet!
Was du nur lebst, abseits dem grellen Licht
der augenbeizenden Gewöhnlichkeiten,
was ganz dein eigen, tränke dein Gedicht,
du leite dich, laß sich die andern leiten!

Nur frei sein, frei, auch von der „Freiheit" frei,
die vollen Mundes Herrscherlaunen pachtet
und sich mit bettelarmem Marktgeschrei
den größten Kundenkreis zu sichern trachtet.

Zeit meiner Ausruftunft, du bist vorbei,
nach Lauschereinsamkeit die Seele schmachtet ...
Zurückgezogen in den Kreis der Kraft
genüg ich tiefer Dichterleidenschaft.

Franz Herold.

Theater.

Der Römerzirkus — bleich und geisterhaft,
der Zeit Skelett, der Fleisch und Adern schrumpften,
der starken Zeit, wo sich die Schwerter stumpften
an Todesmut und Lebensüberkraft.

Der Mond darüber, kalten, fahlen Scheins,
der ausgestürmte, leergebrannte Krater;
ein Welttheater überm Welttheater —
sie grüßen sich und lächeln: Alles eins!

Träume.

Es ging ein Traum von mir zu dir,
es ging ein Traum von dir zu mir.

Da trafen sich unterwegs die zwei
auf eines Kirchhofs Gräberreih'.

Sie haben das Herz sich leicht gesprochen,
der Morgen ist drüber angebrochen.

Sie kamen zu uns wie Mondschein bleich,
wie Nachttau kalt, den Toten gleich.

Nun summen Glocken in der Luft,
die schwer von Kirchhofblumenduft.

Aus den Bergen.

Her über die Alm vom Firne
gleitet die Stille leis,
um ihre träumende Stirne
Almrosen und Edelweiß.

Schläfrigen Gruß herüber
rauschen die Wälder sacht,
und in Sternen über und über
erglüht die Nacht.

Und die Wasser rauschen und ziehen,
und es zieht des Windes Hauch,
und die Stunden, die Träume fliehen,
und die Sterne, die Sterne auch;
sind über die Berge hinüber,
erloschen, kaum gedacht —
was zieht nicht alles vorüber
so über Nacht!

Abendstimmen.

Stille; fern ist, was mich quäle,
träumend naht die Schlafesruh,
und ich horch der müden Seele
leisen Abendstimmen zu.

Und mir ist, es trägt ein Sehnen
schwebend sie aus mir hinaus,
und es fallen ihre Tränen
abschiedsagend auf ihr Haus —

Wie der müden Kerze Tropfen,
die der Leuchter hart umringt,
niederfallen, niederklopfen,
daß der Glasrand klingt und klingt.

Gustav Herrmann.

Zwischen den Zeiten.

Nun Schatten — lichtet —
Leuchten schweigt ins Dunkel,
Tagnacht bricht an.
Freund — deine Hand ist kalt —
was zitterst du?

Mein Herz schlägt fern —
am Strand
verrinnen letzten Echos Aberwünsche,
ich blicke nicht zurück.
Gestirne klingen —
Rätselknospen springen,
die Brücke brennt —
hier — jenseits —
lebewohl!

Triebsand.

Weit bin ich durch das Land gezogen —
ging irr mein Wanderschritt?
Hab ich mich kreisend selbst betrogen —
glitt dünenwallend mit
der Boden, der zu Sehnsuchtzielen
mich Pilger tragen sollt?
Die Schatten, die einst abwärts fielen,
sind über mich gerollt.
Ich stehe auf der alten Stelle
ins Ufer eingekrallt,
urewig quillt und rauscht die Welle,
die von Erfüllung lallt.
Vom Hoffen, das wie Sand zerronnen
mich zu begraben droht —
vom Lichte, das zu Staub zersponnen
fern meiner Welt verloht.

Hermann Hesse.

Die frühe Stunde.

Silbern überflogen
ruhet das Feld und schweigt,
ein Jäger hebt seinen Bogen,
der Wald rauscht und eine Lerche steigt.

Der Wald rauscht und eine zweite
steigt auf, und fällt.
Ein Jäger hebt seine Beute,
und der Tag tritt in die Welt.

Nicht heut.

Ich weiß, was du mir sagen
möchtest in dieser Stund —
sag's nicht! Sieh dort den dämmernden Grund
des Weihers und wie sich jagen
die Spiegelwolken in schwarzer Pracht —
Sag's nicht! Heut ist eine schlimme Nacht.

Ich weiß, in dieser Stunde
stürmt dir die tiefste Brust
von allem, was du mich fragen mußt.
Frag nicht! An deinem Munde
säumt noch das Wort, das elend macht —
Sag's nicht! Heut ist eine schlimme Nacht.

Du sollst mir's morgen sagen —
Wir wissen nicht, vielleicht
ist morgen alles wunderleicht,
was heut kein Herz kann tragen
und was mich jetzt so elend macht —
Frag nicht! Heut ist eine schlimme Nacht.

Geständnis.

Wer meine Freunde sind? —
Zugvögel überm Ozean verirrt,
schiffbrüchige Schiffer, Herden ohne Hirt,
die Nacht, der Traum, der heimatlose Wind.

Am Wege liegen hinter mir
zerstörte Tempel, Liebesgärten
verwildernd, schwül und sommerzier,
und Fraun mit welken Liebesgebärden,
und Meere, die ich überfuhr.

Sie liegen stumm und ohne Spur;
kennt keiner, was versunken liegt,
die Königskronen, die Herrscherstunden,
die Freundesstirnen efeuumwunden.

Sie liegen von meinen Liedern gewiegt
und dämmern blaß in meine Nächte,
wenn hastig meine heiße Rechte
mit raschem Stift in meinem Leben wühlt.

Ich habe nie ein Ziel errungen,
meine Faust hat nie einen Feind gezwungen,
mein Herz hat nie ein volles Glück gefühlt.

Con sordino.

Mir zittern die Saiten
und stimmen die Weise an,
die ich für dich vorzeiten,
die ich für dich in einem Mai
aus lauter Glück ersann.

Ich führe den Bogen
so scheu und leis gespannt,
wie ich ihn da gezogen,
da ich in einer fernen Nacht
vor deinem Fenster stand.

Mein Herz ist beklommen
von Liedern andrer Zeit —
Weiß Gott, wie das gekommen,
daß mir aus deiner Liebe ward
so eitel Weh und Leid.

Hafen von Livorno.

Nach einem Bild, das ich vor Jahren sah,
verläßt mich eine milde Sehnsucht nie.
Es ist mir oft in Träumen fern und nah
wie eines Jugendwanderliedes
vergeßne, traumbekannte Melodie.

Die Sonne sank und war voll müder Glut,
der fernen Inselberge Linie schwand
in Duft und Himmel. Und die schwere Flut
des Meeres schlug in wunderlichen Takten
an meines dunklen Fischerbootes Rand.

Ein gelbes Dreiecksegel flammte schwer
am Molo auf. Ein sattes Leuchten glitt
mit jäher Schönheit übers goldne Meer
und nahm die letzten roten Strahlen
ins violette Reich des Abends mit.

Gondelgespräch.

Was ich träume, fragst du? Daß wir beide
gestern starben und im weißen Kleide,
weiße Blumen in den losen Haaren,
in der schwarzen Gondel meerwärts fahren.
Glocken läuten fern vom Kampanile,
werden leiser, werden bald vom Kiele
übergurgelt, den die Wellen schlagen.
Weiter meerwärts werden wir getragen
dorthin, wo mit himmelhohen Masten
Schiffe schwarz am Horizonte rasten,
wo die Fischerbarken mit den feuchten
rot und gelben Segeln tiefer leuchten,
wo die blauen großen Wogen brausen,
wo die wilden Schiffermähren hausen.
Dort durch eines Wassertores blauen Rachen
segelt abwärts unser leichter Nachen
in die Tiefen, deren weite Räume
fremd erfüllen die Korallenbäume,
wo in Muscheln, die verborgen glimmern,
bleiche Riesenperlen köstlich schimmern.
Scheue Silberfische glänzen leise
uns vorbei und lassen Farbengleise,
deren Furche andre überglänzen
mit den goldenroten, schlanken Schwänzen.
Träumend dort in meilentiefer Tiefe
wird uns sein, als ob zuweilen riefe
einer Glocke Ton, ein Windeswehen,
deren fernes Lied wir nicht verstehen,
deren fernes Lied von engen Gassen
redet, die wir langeher verlassen,
und von Dingen, die wir ehmals kannten,
und von Wegen, die wir ehmals fanden.
Einer Straße, eines Kircheninnern
werden wir verwundert uns erinnern,
eines Gondelrufs und vieler Namen,
die wir manches Mal vorzeit vernahmen.
Lächelnd, wie im Schlaf die Kinder pflegen,
werden wir die stummen Lippen regen,
und das Wort wird, eh wir's können lallen,
in Vergessenheit und Traumtod fallen.

Über uns die großen Schiffe gleiten,
dunkle Barken bunte Segel breiten,
weiße Vögel in der Sonne fliegen,
blanke Netze auf dem Wasser liegen,
und darüber hoch und rein gezogen
eines Sonnenhimmels blauer Bogen.

Sommernacht.

Tropfen sinken, die Luft ist bang.
Noch geht kein Wind.
Ein Trunkener singt die Straße entlang,
sein Lied ist irr und schwach wie ein Kind.

Nun schweigt er ganz:
Der Himmel zerreißt,
und grell im blauweißen Glanz
der Blitze die Straße gleißt.

Wie Getrabe von weißen Rossen
rauscht Regen heran.
Alles Licht erlosch, alle Form zerrann,
stürzende Wogen halten mich eingeschlossen.

Nachts auf hoher See.

(Malaiischer Archipel.)

Nachts, wenn das Meer mich wiegt
und bleicher Sternenglanz
auf seinen weiten Wellen liegt,
dann löse ich mich ganz
von allem Tun und aller Liebe los
und stehe still und atme bloß
allein, allein vom Meer gewiegt,
das still und kalt mit tausend Lichtern liegt.

Dann muß ich meiner Freunde denken
und meinen Blick in ihre Blicke senken,
und frage jeden still allein:
„Bist du noch mein?
Ist dir mein Leid ein Leid, mein Tod ein Tod?
Fühlst du von meiner Liebe, meiner Not
nur einen Hauch, nur einen Widerhall?“

Und ruhig blickt und schweigt das Meer
und lächelt: Nein.
und nirgendwo kommt Gruß und Antwort her.

Walther Heymann.

Lionardo.

So magst du manchmal nachts in Finsternissen
bei einem Haus vorüberwandern müssen,
darin jetzt eben einer stirbt.
Und ließe man
den kleinen Lebensvogel, den Pirol,
in gelb und schwarzem Kleidchen zu ihm schlüpfen,
er würde auf des Betts Fußende hüpfen
mit seinen roten Beinchen, und wiewohl
man ihn einholt, er sähe ihn nicht an,
den Sterbenden. Der wand sich hin und her und zuckte
und liegt nun stiller vor dem letzten Ruck,
der ihn gerade zieht.
Und wenn ich den auch wie sein Arzt beguckte
und hätt im Munde einen Tränenschluck,
wie jeder, der von Haus ihn schwinden sieht,
ja, zög ich selbst die Falten des Gesichts
zur Mitleid-Trauer, wie der Beichtiger tut,
— mit einiger Angst vorm Grausen des Gerichts —
das hilft dem nichts, der auf den Tod hin ruht.

Du aber, draußen vor gefleckten Wänden,
fähst du ihn auch, es würde dir nicht weher
von seinem Weh; doch du bist ihm viel näher.
Denn: siehst du nicht den Schein der Flamme blenden,
die aus hinaufgedrehtem Stierhorn schlägt,
gelbrot den schwarzen Rauch ins Nachtmeer trägt,
und: werden nicht bald, wenn sein Wagen fährt,
viel solcher Fackeln Schein auf Steine legen,
um dem zu leuchten auf den letzten Wegen,
der gänzlich schon der Kraft des Sehns entbehrt!

Ach, du ins Dunkel gehend fremder Mann,
der du nicht bangst bei seiner Todesangst —
sag, Lionardo, sag, was kommt dich an?
was zieht dir so durch Kehle, Hand und Brust,
daß du auf einmal leise singen mußt,
und hättst gern Saitenspiel: ein träumend Lied!
Das nicht um Kuß noch Dank noch Hände wirbt,
das kein Gehör, kaum Stimme mehr verlangt,
das einem Lichtchen gleich ins Dunkle schwankt
und spät am Wind der Wiederholung stirbt.

Die Patrouille.

(Zur Erinnerung an den in Frankreich gefallenen zwanzigjährigen Grafen Adolf Heinrich von Arnim.)

Einer reitet,
— die Sonne scheint —
reitet und späht:
Wo steht
der Feind?

Der Wald verzweigt sich,
die Äste winken,
er reitet hinein.
Kein Feind zeigt sich.

Der Weg steigt.
Dort unten ein Blinken!
Er hebt das Fernglas.
„Was?"
läßt's wieder sinken.

Ein kleiner Fluß
war das Helle.
Das ist die Stelle,
auf die er reiten muß
mitten durch den Wald.

Nur noch ein kurzes Stück!
Ein Vogellied schallt,
die Sonne scheint.

Er sinkt zurück
wie ins Kissen,
hat keinen Schuß gehört —

Wo steht der Feind? —
Nun werden sie's wissen?

Ritter, Tod und Teufel.

Es muß ein rechter Reiter reiten
immer den Tod und den Teufel zu seiten.

Der Teufel ist sein Lanzenier,
beschnobert die Weichen seinem Tier.

Der tappt ihm nach: mit Eulenblicken
sieht der in seinem Panzerrücken.

Der Tod, der blicket voller Leid,
der ist dem Pferd ein Halsgeleit,

der bettelt unverschämt und alt,
und sagt dem Geistertrabe: halt!

Der Ritter sitzt auf seinem Tier
und offen ist ihm das Visier.

Der Ritter reitet, sitzt und starrt,
welch fremd Gesellenspuk ihn narrt.

Was wird der Panzer ihm so schwer?
Was richtet ihn im Sattel her . . ?

Es soll ein rechter Reiter reiten,
haben Tod und Teufel zu seiten!

Da wo die Hölle stinkt und siedet
hat ihm der Teufel Gewaffen geschmiedet.

Da ward der Panzer, den er trägt,
zu Helm, Schwert und Lanze gelegt.

Da hat er ihm das Bein geschient.
Nun folgt er immer, der ihm dient.

Doch muß ihn auch zu allen Zeiten
als wie ein Hund der Tod geleiten.

Er ist so mager als ein Greis
und ist noch immer auf der Reis',

und will den Ritter mit Mitleid äffen.
Da muß des Ritters Lanze treffen.

Da stürzt heraus das Herzblut rot,
da schielt ihn an der feige Tod.

Da weiß er eines Eisens Spur,
das durch die Rippentrommel fuhr,

da weiß er einen harten Stahl,
der reißt heraus den harten Strahl;

da weiß er einen furchtbarn Schlag.
Da reit't er auf den letzten Tag.

Peter Hille.

Waldesstimme.

Wie deine grüngoldnen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer!
Wie deine Gedanken dunkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
saftseufzender Tagesversäumer!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
wie's Atem holt und voller wogt und braust
und weiter zieht —
und stille wird —
und saust.

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
hoch droben steht ein ernster Ton,
dem lauschten tausend Jahre schon
und werden tausend Jahre lauschen . . .
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

Brautseele.

Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm deiner Liebe,
wie tief im Hain
das Herz des Frühlings zittert.
Ja, du mein heftiges Herz:
wir haben Frühling!
Auf einmal ist nun alles Blühen da!
Meine freudigen Wangen
sind aufgegangen
fromm nach deinen Küssen.
Gefährlich bist du, o Frühling,
und verwirrt;
wie von heftiger Süße
prangenden Weines
pocht meine Seele.

Wie er so sinnend mich streichelt
mit seinen Strahlen allen,
und schlafen möchte ich
immerzu.
So träume ich vom eigenen Blute
und bin so wach
von mir,
so erschrocken,
wie man wohl aufhorcht
im flüsternden Herzen der Nacht.

Wie Sterne, die nicht schlafen können,
so stehen meine Augen!
Und bin doch so müde,
so sonderbar müde.
Sind wir Mädchen nicht alle so sonderbar müde
um diese Zeit?
Das macht, du bist um uns,
du bist ein Zauberer:
in Bäume und Menschen zauberst du
ein Sehnen und Dehnen,
ein müdes, verlangendes Gähnen.

Ja, ja, ihr Mädchenherzen,
der kennt euch!
Vor ihm kann kein Geheimnis bestehen,

er ist ja Weib,
Weib wie wir,
und eine heimliche, schelmische Stärke.
Frühling, sag, was machst du mit uns,
daß wir alle so sprossend müde sind?
Wir fühlen dich ganz in uns.
Du durchtönst uns,
tust mit uns ganz das Leben!
Ja, wir beben Leben!
Fromm atmet in uns eine Andacht,
und wohlig will es werden
rings auf der sprossenden Erden.

Wie wir uns regen,
da ist immer ein heimliches Bewegen.
Da ist die Quelle ein rieselnder Spiegel,
der uns erquickt und uns darreicht,
da ist der Spiegel eine bleibende Quelle,
und immer wird uns leise
süß von uns.
So sind wir wartend,
so zeigt es uns, verrät es uns,
wie süß wir sind
für den einen, andern.

O komm!
komm zu mir,
ich bin ja so süß nach dir!
O komm!
ich bin ja so schön nach dir!
ich, deine lebendige,
deine wartende Zier,
vergehe nach dir!

Jeden Tag kommt Alter, kommt Welken, —
o komm!
komm du dem Alter, dem Welken zuvor!

Ein Sehnen geht in allen Blumen
und will dich holen mit Farben und Duft,
und alles, was schön ist auf dieser Weltwiese,
ist nur aus Sehnen und Liebe schön.

Lieblich schlau
üben wir Schönheit
so lange vor euch,
bis daß ihr kommt!
Schüchtern, schelmisch
spielt sich unsere arme, lodernde Seele
hin vor euch!

Dann, dann!
dann kommen zwei lodernde Sonnen
in meinen Tag,
du mein doppelter Tag
mit deinen beiden Sonnen!
Du! du!
Und deine Hand!
Meines Mundes duftende Blüte
vergeht vor deiner Güte,
und meine Wangen
sind aufgegangen,
wie meine Flechten
vor deiner Rechten!
Ja, du hast recht, glätte sie nur,
du meine wirrglühende Sonne!

Rufe, locke alles heraus
aus deiner Erde, du mein Lenz!
Du hast ja gleich zwei Sonnen,
und eine brauchen wir nur am Himmel.
Und diese beiden Sonnen erzählen sich mir,
wie du aufgewachsen und wo
gewachsen für mich!
Wie der heilige Wein Palästinas
in seinem heißen schmelzenden Purpur
den Heiland mir ansagt,
sein Seelenfrühlicht,
sein wärmendes Wandeln.
Oh, wie da alles aufsteht!
feierlich, rauschend, vorbereitend!

O komm!
ich bin ja so schön nach dir!
O laß mich weinen
Tränen der Braut,

Tränen, du Böser,
daß ich so lange warten mußte auf dich!
Das tut so wohl:
meine Seele badet.
Dann kommt sie zu dir!
Ja?

Arnold Böcklin.

Mitten im Tode sind wir vom Leben umfange

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen ...
Mit angetürmtem Nacken ihm zur Seiten
trabt der Eroberer.
Aus tiefem Sande grinsen fremde Zeichen:
Gebeine sind es, die so leuchtend bleichen.
Vor rohen Hufen knirscht die heiße Wüste;
grün steigt ein Hügel auf und ruht
in Blumenkühle aus vom heißen Gleißen.
In träger Schräge ruht ein alter Faun
und glotzt in Weiten, die wie bald verloren ihm,
mit schwerem Auge, fremdbekümmert.
Ein Fäunlein, goldnes Stroh im roten Nacken,
reckt tief zum Quell die drallen Bäcklein nieder.

Genug gesehn! Ich will mir selber lauschen;
da kommt ein Wald, der soll mir rauschen!
Wie klopft des Mittags Angst! —
Gespannt und horchend, eine Harfe,
die starren, steilen Stämme.
Hoch und tückisch,
das seltsam bösgedrehte Horn voraus:
das Einhorn ...
Sinnig-wild
aufblickt des Märchens üppig-fremdes Auge.

Da von der Rechten schwellend atmet's Raum,
hebt grüne Gipfel hoch noch über die blauen —
brausendes überstürzendes Bauen! —
und bietet der Erde, bietet dem Himmel Sträuße Schaum
und schlägt luftkreischend einen Purzelbaum:
und blickt wie Angst, wie Trauer der Unendlichkeit,
wie Irrsinn, wie wehlachend Spotten:
das wilde Element! —

Und Abend wird's; das Meer ging ferne schlafen.
Ein braunes Glöckelhäuslein.

Da steht, geneigt
das weiße stille Haupt, der braune Mönch und geigt
und streut wie Blumen nieder
zu Füßen der Maria späte Glut.
Auf Zehen, seine Wangen voll und fromm,
ein Büblein lugt; leis zittert seiner Schwinge
blaugrüner Reif . . .

* * *

Er ging dahin, wo seine Werke wohnen;
sie leuchten heißer auf in ihrer Seele Saft,
die Urgeburten dieses großen Lebens!
Ein frohes Tosen wiehert der Stromsturz
nieder; die Wälder öffnen atmend
befreite Brust.
Und all die großen stummen Seelen
der ungeheuren Dinge und der wilden Welt:
„Du lösest unsere Lippen; unser Träumen,
unser Brausen war dir: das Leben!
Wie du den Wein in heitrer Andacht trankest,
so leicht bei hohem Lächeln neigt
dein Manneshaupt sich, da Freund Hein
auf seiner Fiedel dir so Wundersames geigt . . ."

In bleicher Stille ein zypressendichter Schlaf . . .

Fridolin Hofer.

Apfellese.

Strotzend von goldhellen Äpfeln beugt sich der Baum.
Bald füllt der gastliche Herbst alle Keller und Kufen.
Auf schwankender Leiter, hoch als ob in den Raum
über die Wipfel sie flüchte,
steig ich die Sprossen hinan wie auf Tempelstufen.
Und schon greift meine Hand vom Baum der Welt
in Blätterschatten erdwarme Früchte,
derweil die Stirne frei über Gärten und Feld
fließendes Licht der Ewigkeit umwellt.

*

Im Schneegestöber.

Schneewehen! Verdrossenen Blickes seht ihr nur Flocken
aber meine Augen werden groß und frohlocken:
Rudel milchweißer Pferde!
Mit wehendem Schweif und wallender Mähne,
die elfenbeinernen Zähne
bleckend zum Freudengeschrei,
jagen sie, rasen sie über die Erde.
Stiebend! Vorbei!

Du, Glocke.

Kein Sorgenlichtlein, kein Stern, der wacht!
Nur hin und wieder in Wald und Moor
Geräusch, als ob Angstrufe schwirrten
von einem, der den Weg verlor ...
Was schweigt dein Mund nur durch die große Nacht?
Gib Antwort, läutend Antwort doch, du Glocke der Ver
irrten!

Camill Hoffmann.

Die Glocken.

Wie seltsam läuten, seltsam ernst und tief
die alten Glocken meiner Heimatsstadt!
als ob ein Märchentraum in ihnen schlief,
daß mancher schon den Kopf geschüttelt hat.

Im morschen Glockenstuhl mit einem Mal
raunt auf das dunkle Gold ... es wiegt sich, zieht
dann durch den Abend, durch das stille Tal,
von Schwermut krank, doch voll im Klang sein Lied.

Wenn aus dem Schlaf ein Schmerz mich plötzlich stört
oft in der Fremde, spät um Mitternacht,
hör ich das Glockenspiel ganz fern und matt ...

wohl wie aus einer längst versunknen Stadt
der Schiffer auf der See ein Klingen hört.
Und niemand ahnt, wie traurig es ihn macht.

Die Linde.

Beim Anblick einer blütengelben Linde
kam über mich ein Glück von ungefähr,
sie wiegte sich nur leis und stolz im Winde,
doch war ihr Duft von vielen Sommern schwer.

Ich lehnte mit dem Herzen an die Rinde:
du guter Baum, ich kenne mich nicht mehr,
und seit ich deines Frühlings Schönheit finde,
ist mir, als ob die Welt voll Gnade wär!

Du Lebensbaum! du wunderreiche Blüte,
du unbewußte, stolz und stumme Güte,
sieh, weiße Tauben flattern um uns her!

Hugo von Hofmannsthal.

Reiselied.

Wasser stürzt uns zu verschlingen,
rollt der Fels uns zu erschlagen,
kommen schon auf starken Schwingen
Vögel her, uns fortzutragen!

Aber unten liegt ein Land,
spiegelnd Früchte ohne Ende
in den alterslosen Seen.

Marmorstirn und Brunnenrand,
steigt aus blumigem Gelände
und die leichten Winde wehn!

Die Beiden.

Sie trug den Becher in der Hand,
ihr Kinn und Mund glich seinem Rand.
So leicht und sicher war ihr Gang,
kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
er saß auf einem jungen Pferde,
und mit nachlässiger Gebärde
erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
den leichten Becher nehmen sollte,
so war es beiden allzu schwer:
denn beide bebten sie so sehr,
daß keine Hand die andre fand
und dunkler Wein am Boden rollte.

Ballade des äußeren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
und fallen nachts wie tote Vögel nieder
und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind und immer wieder
vernehmen wir und reden viele Worte
und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
und drohende, und totenhaft verdorrte . . .

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
die wir doch groß und ewig einsam sind
und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben? . . .
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt,
ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Manche freilich müssen unten sterben.

Manche freilich müssen unten sterben,
wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
andre wohnen bei dem Steuer droben,
kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
andern sind die Stühle gerichtet
bei den Sibyllen, den Königinnen,
und da sitzen sie wie zu Hause,
leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
in die anderen Leben hinüber,
und die leichten sind an die schweren
wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
noch weghalten von der erschrockenen Seele
stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
durcheinander spielt sie alle das Dasein,
und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
schlanke Flamme oder schmale Leier.

Erlebnis.

Mit silbergrauem Dufte war das Tal
der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond
durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.
Mit silbergrauem Duft des dunkeln Tales
verschwammen meine dämmernden Gedanken,
und still versank ich in dem webenden
durchsicht'gen Meere und verließ das Leben.
Wie wunderbare Blumen waren da,
mit Kelchen dunkelglühend! Pflanzendickicht,
durch das ein gelbrot Licht wie von Topasen
in warmen Strömen drang und glomm. Das Ganze
war angefüllt mit einem tiefen Schwellen
schwermütiger Musik. Und dieses wußt ich,
obgleich ich's nicht begreife, doch ich wußt es:
Das ist der Tod. Der ist Musik geworden,
gewaltig sehnend, süß und dunkelglühend,
verwandt der tiefsten Schwermut.
Aber seltsam!
Ein namenloses Heimweh weinte lautlos
in meiner Seele nach dem Leben, weinte

wie einer weint, wenn er auf großem Seeschiff
mit gelben Riesensegeln gegen Abend
auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,
der Vaterstadt vorüberfährt. Da sieht er
die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht
den Duft der Fliederbüsche, sieht sich selber
ein Kind am Ufer stehn, mit Kindesaugen,
die ängstlich sind und weinen wollen, sieht
durchs offne Fenster Licht in seinem Zimmer —
Das große Seeschiff aber trägt ihn weiter,
auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend
mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln.

Arno Holz.

Aus „Buch der Zeit".

Meine Nachbarschaft.

Mein Fenster schaut auf einen düstern Hof,
auf schmutzige Dächer und auf rußige Mauern,
doch wer wie ich ein Stückchen Philosoph,
läßt darum sich noch lange nicht bedauern.
Ein wenig Luft, ein wenig Sonnenlicht
dringt schließlich auch durch *seine* trüben Scheiben,
zu hungern und zu frieren brauch ich nicht,
und all mein Tun ist nur ein wenig Schreiben.

Ein wenig Schreiben, wenn ich stundenlang
mich einlas in die Wunderwelt der Alten,
bis endlich, endlich es auch mir gelang,
was ich gefühlt, zum Wohllaut zu gestalten.
Dann fließt es um mich wie ein Heiligenschein,
und mir im Herzen bauen sich Altäre;
so könnt ich glücklich und zufrieden sein,
wenn ach, nur meine Nachbarschaft nicht wäre!

Kein Schwärmer ist es, der die Flöte liebt
und auf ihr nur „des Sommers letzte Rose",
kein Tanzgenie, das ewig Stunden gibt,
auch kein klavierverrückter Virtuose:

ein armer Schuster nur, der nächtens flickt,
wenn längst aufs Dach herab die Sterne scheinen,
indes sein Weib daneben sitzt und strickt
und seine Kinderchen vor Hunger weinen!

O Gott, wie oft nicht schon hat dieser Laut
mich mitten aus dem tiefsten Schlaf gerüttelt!
Und wenn ich halbwach dann mich umgeschaut,
hat wild es wie ein Fieber mich geschüttelt.
Des Mädchens Schluchzen und des Knaben Schrei
und ganz zuletzt des Säuglings leises Wimmern —
mir war's, als hörte ich dann nebenbei
drei kleine, kleine schwarze Bettlein zimmern.

Mir war's, als rollte dumpf dann vor das Haus
der nur zu wohlbekannte Armenwagen,
und jene Bettlein trugen sie hinaus
und luden sie in seinen düstern Schragen.
Der Kutscher aber nahm noch einen Schluck
und peitschte fluchend seine magren Schinder,
und übers Pflaster dann ging's Ruck auf Ruck,
doch ach, noch immer wimmerten die Kinder!

Und immer, immer noch klang's mir im Ohr,
wenn schon der Morgen durch das Fenster blickte
und mir ums Aug hing einen Tränenflor,
wenn ich dann stumm mein Tagewerk beschickte.
Was half mir nun mein „Stückchen Philosoph"?
In Trümmer fiel, was ich so luftig baute!
Doch tat's das Haus nicht, nicht der düstre Hof,
nein, nur die abgebrochnen Kindeslaute! —

Die Armut bettelt um ein Stückchen Brot,
doch herzlos läßt der Reichtum sie verhungern;
Millionen tritt die Goldgier in den Kot,
und einen einzigen nur läßt sie lungern.
In seidne Betten wühlt sie ihn hinein,
wenn er beim Sekt sich endlich ausgeplappert,
indes beim flackernden Laternenschein
das bleiche Elend mit den Zähnen klappert.

O Gott, warum dies alles, o warum?
Wie Zentnerlast drückt mich die Frage nieder!
In meinen Reimen geht sie heimlich um
und ächzt und stöhnt durch meine armen Lieder.

Was bleibt mir noch auf diesem Erdenball?
Denn auch die Kunst, längst stieg sie vom Kothurne –
einst schlug mein Herz wie eine Nachtigall,
doch ach, nun gleicht es einer Tränenurne!

Großstadtmorgen.

Die letzten Sterne flimmerten noch matt,
ein Spatz versuchte früh schon seine Kehle,
da schritt ich müde durch die Friedrichstadt,
bespritzt von ihrem Schmutz bis in die Seele.

Kein Quentchen Ekel war in mir erwacht,
wenn mich die Dirnen schamlos angelacht,
kaum, daß ich stumpf davon Notiz genommen,
wenn mir ein Trunkner in den Weg gekommen.
Und doch, ich spürte dumpf: mir war nichts recht,
selbst die Zigarre schmeckte schlecht.

Halb zwei. Mechanisch sah ich nach der Uhr,
an was ich dachte, weiß der Kuckuck nur;
vielleicht an meinen Affenpinscher Fips,
an ein Bonmot, an einen neuen Schlips,
vielleicht an ein zerbolztes Ideal,
vielleicht auch nur — ans Café National.

Da, plötzlich — wie? ich wußt es selber nicht —
fuhr mir durchs Hirn phantastisch ein Gesicht,
ein Traum, den ich vor Jahren mal geträumt,
ein Glück, das zu genießen ich versäumt.
Ich fühlte seinen Atem mich umstreifen,
ich konnt es förmlich mit den Händen greifen!

Ein verwehender Sommertag, ich war allein,
auf einem grünen Hügel hielt ich im Abendschein,
und still war mein Herz und fröhlich und ruhte.
Leise unter mir schnupperte meine Stute,
die Zügel locker, lang und laß,
und rupfte büschelweise das Gras.
Es ging ihr fast kniehoch und stand voller Blumen.
Dazwischen roch es nach Ackerkrumen,
und hinten, die Flügel noch grade besonnt,
mahlten drei Mühlen am Horizont;
drei alte Dinger, fuchsrot beschienen
und schon halb vergraben hinter einem Feld Lupinen.

Sonst nichts, so weit der Blick auch schweifte,
als mannshohes Korn, das rauschend reifte;
dazu drüber ein ganz, ganz blaßblauer Himmel
voll Grillengezirp und Lerchengewimmel.

Das war das Ganze. Doch ich sah die Farben
und hörte den Wind wehn und roch die Garben.
Ein Sonnenblitz, drei helle Sekunden,
gekommen, verschwunden!

Die Friedrichstraße. Krumm an seiner Krücke
ein Bettler auf der Weidendammer Brücke:
„Kauft Wachs-streich-hölzer . . .
schwedische Storm- und Wachs-streich-hölzer . . ."

Mich fröstelte!

Aus „Phantasus".

Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt
war ich eine Schwertlilie.

Meine Wurzeln
saugten sich
in einen Stern.

Auf seinen dunklen Wassern
schwamm
meine blaue Riesenblüte.

*

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz, vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel . . .
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

*

Rote Rosen
winden sich um meine düstre Lanze.

Durch weiße Lilienwälder
schnaubt mein Hengst.

Aus grünen Seen,
Schilf im Haar,
tauchen schlanke, schleierlose Jungfraun.

Ich reite wie aus Erz.

Immer,
dicht vor mir,
fliegt der Vogel Phönix
und singt.

*

Nachts um meinen Tempelhain
wachen siebzig Bronzekühe;
tausend bunte Steinlampen flimmern.
Auf einem roten Thron aus Lack
sitz ich im Allerheiligsten.

Über mir,
durch das Gebälk aus Sandelholz,
im ausgestochnen Viereck,
stehn die Sterne.

Ich blinzle.

Wenn ich jetzt aufstünde,
zertrümmerten meine elfenbeinernen Schultern das Dach,
und der eirunde Diamant vor meiner Stirn
stieße den Mond ein!

Die dicken Priester dürfen ruhig schnarchen.

Ich stehe nicht auf.

Ich sitze mit untergeschlagenen Beinen
und beschaue meinen Nabel.

Der ist ein blutender Rubin
in einem nackten Bauch aus Gold.

*

Vor meinem Fenster
singt ein Vogel.

Still hör ich zu; mein Herz vergeht.

Er singt
was ich als Kind besaß
und dann — vergessen.

*

Rote Dächer!

Aus den Schornsteinen, hier und da, Rauch,
oben, hoch, in sonniger Luft, ab und zu, Tauben.
Es ist Nachmittag.
Aus Mohdrickers Garten her gackert eine Henne,
die ganze Stadt riecht nach Kaffee.

Ich bin ein kleiner, achtjähriger Junge
und liege, das Kinn in beide Fäuste,
platt auf dem Bauch,
und gucke durch die Bodenluke.
Unter mir, steil, der Hof.
Hinter mir, weggeworfen, ein Buch.
... Franz Hoffmann ... Die Sklavenjäger ...

Wie still das ist!

Nur drüben in Knorrs Regenrinne
zwei Spatzen, die sich um einen Strohhalm zanken,
ein Mann, der sägt,
und dazwischen, deutlich von der Kirche her,
in kurzen Pausen, regelmäßig, hämmernd,
der Kupferschmied Thiel.

Wenn ich unten runtersehe,
sehe ich grade auf Mutters Blumenbrett:
ein Topf Goldlack, zwei Töpfe Levkojen, eine Geranie
und mitten drin, zierlich in einem Zigarrenkistchen,
ein Hümpelchen Reseda.

Wie das riecht? Bis zu mir rauf!
Und die Farben! Jetzt! Wie der Wind drüber weht!
Die wunder-, wunderschönen Farben!

Ich schließe die Augen. Ich sehe sie noch immer.

Aus Dafnis.

(„Lyrisches Porträt aus dem siebzehnten Jahrhundert.")

Er drillert ihr ein Qwodlibet.

Qwodlibet.

Wie das hagelt/ wie das schneyt!
O du angenähme Zeit!
Der Ofen bufft und knallt/
das Feuer in ihm tukkert/
itzt steht der gantze Wald
mit Eyß bezukkert.
Dorillgen sizz dich ans Spinett/
nun drillr ich dir ein Qwodlibet:

Juhch Holla Juhch/ Sa Sa!
Du göldne Musica/
nach der mein Herz zu jeder Zeit
fast wie Apoll nach Dafne schreyt:
ich gäbe deinen lihben Krantz
nicht ümb die Käyser-Stadt Byzantz!
Dihß so jauchtz ich Drallala/
Febus ist mein Grohß-Papa!

Meinen bundt-verschnürten Rokk
buzzen sihben Krägen/
heut zihrt mich der Schäffer-Stokk/
morgen schon der Dägen.
Heut sizz ich im grünen Klee/
morgen auf dem Canape;
doch offt so trukk ich auch die Bäncke
in einer guten Pauren-Schäncke/
wo man fidelt/ dantzt und stampfft/
oder wo der Knaster dampfft!

Wo bräunt der bräunste Brahten/
wo klükkt der klährste Wein?
Mit Ungrischen Dukahten
muß man behafftet seyn!
Kaum fühlt sie meinen Dhaler Göldt/
gleich dhut sie/ waß mir wohl-geföllt.
Ein Küßgen hihr/ ein Küßgen dort/
ein Griffgen und ein kleines Wort/

daß ist for meinen Zahn
Vergnügungs=Marcipan!

Ey/ ey/ waß stäkkt denn dorten drin?
Waß seynd denn daß for Oepffelchin?
Subtil sind sie erbaut
und ümb und ümb auß Haut!
Verstatte drümb/ Belinde/
daß ich dich zahrt ümbbinde/
ich will mich dan auch recht befleiffen/
nicht in sie hinein zu beiffen!
Frihrt uns/ gleich so kriechen wir
in das fehdrige Qwartir/
wo wir uns zur Seite ruhn
und mit Recht vertraulich dhun.

Ihr stuzzt und dhut erstaunt?
Botz Klekk/ bün ich kapaunt?
Seyd ihr denn daub und blind?
Bün ich ein Windel=Kind?
Die nichts alß kläun und klaffen/
seynd for mich blohß Affen/
dihses abgeschahbte Rohr
hau ich ümb ihr Midas=Ohr!

Sich an Mägdgens delectiren/
fleissig sich die Gurgel schmihren/
Mäntelgens auß Sammt und Seyden/
Tobac fein zu Streiffgens schneiden/
Bomper=nikkel und Confäkkt/
alles waß nach Ceres schmäkkt/
darzu bün ich stähts bereit/
Dafnis ist for Biderkeit!

Drümb so blahs ich alß Damöte
auff der Teutschen Opitz=Flöte/
biß kein Baum mehr über blihben/
der nicht gäntzlig voll geschrihben.
Bräucht die Rohse drümb zu stincken/
weil auß ihr die Weßben drincken?
Zoilus/ du falscher Wanst/
tichte bässer/ wenn du kanst!

Er lauſcht einem Vögelgin.

Ode Trochaica.

Nun ein blendend blauer Himmel
wiſpder über Tellus hängt/
dran in fröhlichem Gewimmel
Schäffgen ſich an Schäffgen drängt/
unter dikk vermänckten Sträuchen/
die nach nichts alß Rohſen räuchen/
in das Graß/ ſo lang ich bin/
einſamb ſträkke ich mich hin.
Schluchtzt ihr Flöhten/ klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich ſteigen/
klagt ihr Flöhten/ ſchluchtzt ihr Geigen/
und zum ſchwartzen Fleggethon!

Kukk/ mit auffgewipptem Schwäntzgen/
bundt auf einem Schlehdorn-Aſt/
lädt ein kleines Fehder-Häntzgen
freundlich ſich bey mir zu Gaſt.
Ach/ mit ſeiner ſüſſen Kehle
ſingt es ſich mir in die Seele;
waß es twittſchert/ zürbt und zibbt/
macht mich durchauß ihm verlibbt.
Schluchtzt ihr Flöhten, klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich ſteigen/
klagt ihr Flöhten, ſchluchzt ihr Geigen/
und zum ſchwartzen Fleggethon!

Zittſchre/ tittſchre deinen Kummer/
ſchleiffe/ pfeiffe deine Luſt/
drillre gleichſahm wie in Schlummer
meine rund-ümbnagte Bruſt!
Rohſen/ Tulpen und Cupreſſen/
alles blüht und wird vergeſſen/
alles muß nach kortzer Zeit
in die tunckle Ewigkeit!
Schluchtzt ihr Flöhten/ klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich ſteigen/
klagt ihr Flöhten/ ſchluchtzt ihr Geigen/
und zum ſchwarzen Fleggethon!

Ich und du/ wir alle beyde/
müssen in den gleichen Stand;
dihse schöne Sommer-Heyde
schlukkt uns in den sälben Sand!
Königs-Kertzen/ Kayser-Krohnen/
sind for ihr wie Lauch und Bohnen;
sollt ich drümb nicht oft allein
heymlig mit mir traurig seyn?
Schluchtzt ihr Flöhten/ klagt ihr Geigen/
blüht mein Hertz auch roht wie Mohn/
zum Cocythus muß ich steigen/
klagt ihr Flöhten/ schluchtzt ihr Geigen/
und zum schwartzen Fleggethon!

Wilhelm Holzamer.

Deine Hände.

Laß mich allein mit meinen Schmerzen —
deine Hand auf meinem Herzen,
Geliebte, tut mir weh:

Ich fühl es zucken drin und brennen,
von Leiden, die nicht Lippen nennen,
von einem unstillbaren Weh.

Was selbst dein Auge mir verschwiegen,
in deinen Händen fühl ich's liegen,
wie kalt erstarrte, schwere Glut...

Und doch, Geliebte, meine Schmerzen
sind leichter, wenn auf meinem Herzen
der Kummer deiner Hände ruht.

Harfenspiel.

Du liebst die Harfe — und du batest mich,
da Dämmerung jetzt die Träumeraugen aufschlug,
aus meines Spieles nun verblaßtem Gold
ein Lied zu locken, das du leben wolltest,
das wie ein sanfter Kerzenschimmer sei,
der einem Schlafenden die Lider hebt.

Ich hab im Dämmer leise dir, du Liebe,
da draußen schon die gelben Blätter fielen
und fernher eine letzte Sense klang,
ein Lied gespielt — ich find es niemals wieder —
geschloßnen Auges — tief in mich versunken —
dem Nahen fern — fern aller Wirklichkeit,
in stilles Schauen aufgelöst und Beben,
den letzten Wellen lauschend, die am Strande,
an einem fernen, harten Strande brachen ...

Und nicht ein leiser Atemzug auch störte
die Melodie, die aus den Saiten schwebte
und zitternd nachklang, da die Finger ruhten.

Du weintest, da du mir die Hand gereicht,
und da des Tages müder Sonnenglanz
zum letztenmal in deinen Blick versank,
sprachst du und küßtest meine heiße Hand:

„Es war ein Liebestraum, den eine Seele
noch einmal vor dem Sterben träumt, du Armer!
Allein das Leben ruft auch dir — — So lebe!"

Letztes Leid.

Ich suche eine Hand, die ich nicht finden kann —
die Sterne sind ich, die im klaren leuchten,
und auch den Mond, der aus den Fluten steigt,
die Wege auch, die wir zusammen gingen,
so kindergut und ohne Arg und Fehle.

Ich suche einen Mund, den ich nicht hören kann —
die Wellen hör ich, die im Meere wandern,
und auch den Sturm, der durch Zypressen rauscht,
die Tauben, die im Haine gurren, und
die Schiffer, die zu ihren Hütten ziehn.

Und alles hab ich, was wir einst besessen,
nur deine Hand nicht, nur nicht deinen Mund,
daß sie mich trösten, da ich sterben muß.

Ricarda Huch.

Erinnerung.

Von vieler Vöglein Singen
bin ich aufgewacht;
an meines Vaters Garten
hab ich da gedacht,
wo ich bei den Syringen
manche Sommernacht,
den Liebsten zu erwarten,
heimlich zugebracht.

Mädchenträume.

Mondenschein hat sich ergossen
über diese stille Welt.
Wär mir heute zum Genossen
doch ein lieber Freund gesellt!
Jenen Berg möcht ich besteigen,
wo sich Tann an Tanne drängt,
schauen, ob in ihren Zweigen
Mondlicht oder Silber hängt.

*

Jüngst um Mitternacht im Bette träumt ich
einen Traum, den Gott gesegnet hatte;
du warst bei mir, sprachst: da bin ich, Liebste!
und ich: sei willkommen, süßer Gatte.
Darauf küßten wir uns fest und lange,
aller Kummer schwand aus unserm Sinn,
und die Nacht ging unserm Liebesdrange
wie ein Hauch, wie Blumendüfte hin.

Hoffnung.

Hoffnung wiegt sich auf dem Aste
meines Herzens; bleibe, raste
noch ein Weilchen in der Laube
meiner Brust, du wilde Taube!

Flügel, wie sein Rad der Pfau,
spannt sie, hundertaugig, blau;
duckt sich, schwingt sich auf; es wanken
meines Herzens leichte Ranken.

*

Du kamst zu mir, mein Abgott, meine Schlange,
in dunkler Nacht, die um dich her erglühte.
Ich diente dir mit Liebesüberschwange
und trank das Feuer, das dein Atem sprühte.
Du flohst, ich suchte lang in Finsternissen.
Da kannten mich die Götter und Dämonen
an jenem Glanze, den ich dir entrissen,
und führten mich ins Licht, mit dir zu thronen.

*

Denn unsre Liebe hat zu heiß geflammt,
die wir entrissen alten Göttermächten.
Von Sterblichen verdammt
schlug sie empor in unterirdschen Nächten.

Sie loderte wie Fackeln überm Grab.
Der Sterne Heer zerschmolz in ihrem Hauch
und troff auf sie herab.
So schmolzen schmerzlich unsre Seelen auch.

O Wohlgeruch, o Glut! O Lust und Glanz!
O Qual, nie nah genug so nah zusammen!
Empfang uns endlich ganz,
Abgrund der Nacht, in deinen Liebesflammen.

*

Wie ein Satrap den Leib der Braut sich schmückt,
daß er erschimmert unter Goldgehängen,
ein atmend Bildwerk, so mein Fleisch verdrängen
die Küsse, die dein Mund ihm eingedrückt.

Ambrosisch ward, das du in Glut getaucht,
mit Tränenschnüren hundertfach umschlungen.
Das du gebadet hast in Liebkosungen,
darin dein Atem seinen Duft verhaucht.

Es altert nicht und wird dir nie gemein,
entwürdigt durch der Jahre steten Druck.
Die Zeit muß dienend meinen Leib verschönen:

je süßer leuchtet sein verliehner Schein,
je reicher ihn verhüllt der Liebe Schmuck,
und deine Gnaden seine Demut krönen.

Ludwig Jacobowski.

Gott.

Auf hohem Berge, da wohnest du,
ich wandle empor immerzu, immerzu ...
Millionen Jahre wandle ich schon
und schaue noch immer nicht deinen Thron.

Einst rauchen die Höhen wunderbar,
da stehe ich oben, Sonne im Haar.
Wir schauen uns an und lächeln uns zu,
denn du bist ich und ich bin du.

Ich erzähle Märchen ...

... Die Riesentochter steigt von ihren Bergen
und schüttet Pflug und Bauer in den Schoß.
Schneewittchen lebt zufrieden bei den Zwergen
und plaudert mit der Hexe ahnungslos.
Sirenen locken mit verliebter Stimme.
Die sieben Schwaben führen ihren Spieß,
und Ritter Blaubart würgt in wildem Grimme
die zehnte Frau im dunklen Burgverlies.
Der kleine Hans fällt in den schwarzen Graben,
das kam, er guckte immer in die Luft.
Hoch oben kreischt der Schrei der sieben Raben,
und Däumling fährt die Brüder aus der Kluft ...

*

Wie lautlos hockt dein Knabe mir zu Füßen!
die Augen glänzen ihm vor Kindesglück.
Das Märchenland mit seinen wundersüßen,
geheimen Schauern grünt vor seinem Blick.
Noch manches Märchen wüßt ich dir zu sagen,
doch schweig ich still, im Innersten bewegt.
Wir hören nur die Wanduhr langsam schlagen
und nur den Wind, der um die Ecke fegt.
Es ist so still: ein Engel schwebt durchs Zimmer,
und selbst das kleine Plappermäulchen schweigt.
Am Fenster, überströmt von Abendschimmer,
ganz tief im Sessel ist dein Haupt geneigt.

Längst will die Dämmrung ihre Schleier ziehen,
die Sonne weicht vor ihrer Übermacht.
Du siehst noch hell das Abendrot erglühen,
ich aber sitze schon in dunkler Nacht ...

*

... Das Bäumchen prangt in dunkelgrünem Laube,
und wünscht sich, daß es goldne Blätter hätt;
Rotkäppchen guckt Großmutters weiße Haube
und ahnt nicht, daß der grimme Wolf im Bett.
Jung Siegfried will ein Schwert vom König haben
und reißt die Bäume aus vor Übermut.
Ein blondes Nixlein zieht den Fischerknaben
mit weißen Armen in die blaue Flut.
Wenn dann die Nebel aus den Wiesen steigen,
dann ist die ganze Elfenschar erwacht.
Im Mondschein führt die Königin den Reigen,
und lockt den Wandrer in die Todesnacht ...

Grabschrift.

„Dem Auge fern, dem Herzen nah!"
Als ich die alte Grabschrift sah
im eingesunknen Marmorstein,
da fiel mein totes Lieb mir ein ...

O Gott, ich schrieb schon tausendmal
das gleiche Lied aus gleicher Qual,
und war doch keins wie dieses da:

„Dem Auge fern, dem Herzen nah!"

Frida Jung.

Ohne Liebe.

Was wißt ihr, wie es tut,
wenn einem die Myrte im Haare ruht,
und die Leute kommen einem entgegen,
und junge Tannen stehn an den Wegen;
die Schwestern gehn überströmten Gesichts, —
vom Turme läuten die Glocken, —
und das Herz weiß von nichts.

*

Das ist das allerschwerste,
das bittertiefste Weh,
wenn man ein Leid muß tragen
in Lenz und Blütenschnee.

Der Frühling geht vorüber
an meinem kleinen Haus.
Ich halte mein dürres Kränzlein
recht in den Glanz hinaus.

Er segnet Baum und Blüten
auf seinem Siegerlauf.
Aus meinem Kränzlein weckt er
nicht eine Rose auf.

Ich will's in die Lade legen,
an die ich nimmer geh,
und will den Schlüssel werfen
hinaus in den Blütenklee.

In der Sommernacht.

Mit großen Augen blick ich in die Nacht.
Der Schmerz hält bei mir seine treue Wacht
und schaut mich an in tiefer, heiliger Ruh.
Der Sommerwind trägt durch mein Fensterlein
von reifen Ähren mir den Duft herein, —
und unter Tränen lächle ich dazu.

Ein banger Seufzer zittert durch die Flur.
Mir ist, als sänge leise die Natur
das Rätsellied vom Werden und vom Sein.
Geheimnisvoll weht es durch mein Gemach;
ich singe träumend ein paar Töne nach, —
und unter Tränen lächelnd schlaf ich ein.

Laurenz Kiesgen.

Zeitlosen.

Dem Andenken meiner Mutter.

Es war ein Tag, wie deren
die Welt so viele sieht,
wo vorm Gewölk, dem schweren,
die Sonne scheu entflieht;

wo unter Regenschauern
der Himmel leise weint,
daß so viel Leid und Trauern
sich unserm Leben eint.

Da war's, als das Verderben
mich hart und bitter schlug.
Die Mutter kam zum Sterben,
die mich im Herzen trug.

Muß alles auch vergehen
im Tod, der täglich wirbt,
mein Weh wird nur verstehen
der, dem die Mutter stirbt.

*

Als Todesängste dräuten
und sie zu stöhnen begann,
da fingen an zu läuten
die Glocken von Sankt Johann.

Beim schweren Schall im Schmerze
zuckte das blasse Gesicht.
Die gelbe Sterbekerze
warf schauerliches Licht.

Der dröhnenden Glocken Rufen
entbot sie zum Höchsten hin;
doch daß sie ihr Schmerzen schufen,
will nicht aus meinem Sinn.

So gern ich höre die Glocken,
die Stunde tat es mir an:
mich ängstigt das werbende Locken
der Glocken von Sankt Johann.

*

Und aus der offenen Kirche drang
das Meßlied uns entgegen
erschütternd, wie das Volk es sang:
„Ström' uns dein Vatersegen!"

Da ging die liebste Seele fort,
dem Richterstuhl entgegen.
Da schluchzte weinend ich das Wort:
„Ström' ihr dein Vatersegen!" —

*

Doch als wir sie zur letzten Ruh
zur Stadt hinaus gebracht,
da hat der Sonnenschein dazu
gestrahlt in schönster Pracht.

Oktoberfrieden hüllte rings
die Herbstgefilde ein;
die Schwingen eines Schmetterlings
umgaukelten den Schrein.

In stiller Wehmut die Natur,
verklärt im späten Glanz.
So hat des schlichten Lebens Spur
sich uns entschleiert ganz:

Sie wollte ja vom Dasein nichts
als was sich just so gab,
ein Streifchen spätes Sonnenlichts
und ein zufrieden Grab.

Karl Ernst Knodt.

Verträumte Jugend.

Mir liegt ein Lied voll Leide
schon lang, so lang im Sinn.
Über die träumende Heide
trug ich's erst leise hin.

Weit in schlafende Wälder
schleppt ich sein schluchzendes Herz;
über weiße Winterfelder
wehte wie Wind sein Schmerz.

Heut soll sein Klagen gehen
hinaus mit klingendem Schrei:
Nie hab ich die Jugend gesehen!
Nun ging sie ewig vorbei.

„Alle Kreatur sehnt sich mit uns."

Seh ich am Morgen auf dem Feld
im Tau die Gräser stehen,
gewahr ich, wie die weite Welt
in Sehnsucht will vergehen.

Und wenn sich um des Dorfes Turm
die Wandervögel sammeln,
hör ich aus ihrer Flügel Sturm
ein dunkles Heimweh stammeln.

An den Flieder.

Flieder, blütenfroher Flieder,
schlägst du bald die Augen auf,
deine leuchtenden blauen Augen?

Sehnsucht nach dir durchblüht das Land.
Veilchen sind fort. Noch reden nicht Rosen.
Aber die leisen Glöckchen des Maien
läuten. Sie lockten dich immer herbei.

Heiß brennt die Sonne,
heißer die heimliche Sehnsucht nach dir.

Flieder, blühst du,
stillt sich die Sehnsucht, —
löst ganz leise die Flügel der Seele,
lähmst durch ein wonnig-weiches Ermüden
die vor Erwartung erregten Gedanken,
wandelnd Lust und Leid in lauter
blühendes, liebendes All-Empfinden.

Weißt du — wo?

Weit — weit —
hart an der Ewigkeit,
über den Zeiten,
ganz hinter Mitternacht,
wo schauernd schreiten
Füße der Geister sacht,
wo gar kein Wald mehr
und keine Wiese lacht,
wo, dieses Lebens leer,
schläft eines Ozeans Macht,
— dort winkt ein Streifen Strand,
dort kreist die Sehnsucht mein,
adlergleich, ganz allein,
suchend nach Land.

Timm Kröger.

Mittagszauber.

Die Heide glüht, ein stilles Schlafen
geht durch der Linden lange Reihn,
der leere Hof mit blanken Scheiben,
er lullt in ihrem Schatten ein.

Da kommt das Glück — im Leinenkittel,
des Ackers Duft in Bart und Haar,
das schlürft getrost auf schweren Klötzen
hinein — ins Bauernstübchen gar.

Bald räkelt's sich im Lederstuhle
und zählt der Fliesen blaue Wand,
aus all den bunten Pfeifenquästen
nimmt es das längste Rohr zur Hand.

Und pafft und raucht mit viel Behagen:
wie wichtig klingt der Pendelschlag;
hier blüht es rot, dort blau und golden,
wie ist so still der schöne Tag.

Und zieht und qualmt mit satter Miene:
der Tabak schmeckt mir prächtig schier,
das Stübchen will mir just behagen,
wohlan! — für immer bleib ich hier.

Und Gott im Himmel lachte gütig,
wie nur der Ewige lachen kann,
dann hielt sein starker Allmachtsfinger
der Zeiten Spindel leise an.

Er lacht auch uns. Wo froh Behagen
an unserm Herd sein Pfeifchen will,
da hemmt er selbst die raschen Stunden —
und alle Räder stehen still.

Julius Kühn.

Der Ritter.

Über geschlossenem Visier
seh ich nur Wipfel und Himmelsblau, hintrabend
auf müdem Tier.
Die Straße senkt sich langsam in den Abend.

Schritte schallen. Ein Gruß trifft mein Ohr.
Die Schritte verhallen. Stille wie zuvor.

Ich weiß nicht, welche Landschaft mich umbreitet,
weiß nicht, wer mir vorüberschreitet.
Mein Blick ist aus der Zeit gerichtet,
bis Morgenrot die Zinnen der Verheißung lichtet.

Blühende Linde.

Die Erde bäumt sich: vom Licht geweckt,
strebt ihre Schwere empor in die Luft,
steigt auf in Stamm und Ast, bis sie in jedes Blatt sich reckt
und strömt ins Blau als leichter Blütenduft.

Im Gehen.

Am Saum der Sohle läuft der Pfad, entlang
dem grünbebuschten, wilden Hang.
Im Wandern gleitet
das Nahe sanft am Fernen hin,
enthüllt mir, der gemächlich längs der Wiese schreitet,
des Lebens tiefsten Pilgersinn:
Was dir am nächsten kommt, dich beinah streift — das treibt
wie Busch und Distel schnell vorbei, das Ferne bleibt.

Waldesrauschen.

Zum blauen All lobbrausend schallt
Gesang der Wipfel. Die Weiten dröhnen.
Erschüttert hör ich, tief im rauschenden Wald,
Gottes ewiges Weltglück tönen.

Am Rand des Alls.

Den gelben Stoppelhang empor
teigt
acht der Pfad, der Himmel neigt
ich hinter dem nahen Feldsaum weit hinab.
Im Raume mündet der Weg, du stehst davor
nach wenig Schritten, stehst am Rand des Alls:
Blau flutet Ewigkeit an die Senke des Dünenwalls.

Du rastest noch am aufgestützten Stab
und läßt das Zeitliche absinken wie ein Kleid,
um reinen Aufgang tief-bereit.
Doch wie der feierliche Schritt sich hebt,
a flieht, verfliegt das All: da schwebt
mit Burg und Stadt, mit Dörfern, Hügeln, fern in blassem
Licht,
ie Erde in die grünumgrenzte Sicht.

Isolde Kurz.

Serenade auf dem Meer.

Stille, stille Nacht!
Nur die Welle murmelt sacht.
Träge wäscht sie um der Klippen
starre Rippen,
und verdrossen unterm Haus
schüttet sie den vollen Eimer aus.

Horch, von ferne her
kommt es tönend übers Meer.
Klänge, die in Wasserbreiten
mondhell gleiten,
körperlos wie Sphärenklang,
wie ein Geisternachen voll Gesang.

Klimmt ein Engelhauf
goldne Leiter ab und auf?
Fühl ich ewiger Freude Wellen
mich umschwellen?
Wolkenbette mich umflockt!
Jeder Ton ein Cherub goldgelockt!

Übers Meer hinan
schweb ich helle Mondenbahn.
Mit den Wolken aufwärts wallend,
sanft verhallend,
trägt mich der beschwingte Chor
schlafend zu den Seligen empor.

Die erste Nacht.

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
Oh, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kalter Erde ist dein Bett gemacht.
Wie wirst du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrein, vom Wind emporgescheucht,
kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl
spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
Horchst du wie ich auf jeden Glockenschlag?
Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

Hedwig Lachmann.

In die Ferne.

Die Mondessichel mit dem Abendstern
an dunkler Himmelswölbung tief und fern —

Das Leben am Gestade, wo ihr treibt,
fließt sachter, bis nur ein Erinnern bleibt.

Seefahrer ihr, an Bord der Mitternacht,
vor Anker nun auf eurer Wanderwacht!

Seefahrer um den Pol der Ewigkeit
im Kreis von Dunkelheit zu Dunkelheit!

Charleroi.

(Nach Verlaine.)

Finstre Männer stampfen
durch die schwarze Flur.
Wie dumpfstill! Der Wind nur —
Die Schlote dampfen.

Die Hand am Hute,
im Nebel durchs Feld.
Ein Dornstrauch schnellt
dir ins Aug seine Rute.

Die Häuser — Spelunken,
weithin ins Land
von Essen ein Rand,
es sprühen die Funken.

Am Ziel. Welch Gewirre!
Ein Donnern tönt.
Die Bahnschwelle dröhnt.
Das Auge geht irre.

O Dunst der Grüfte!
Horch! Welch Geräusch!
Ein schrilles Gekreisch
erfüllt die Lüfte.

Ihr verruchten Herde!
Dein Atem ist Schweiß
von Menschenfleiß,
metallene Erde!

Finstere Männer stampfen
durch die schwarze Flur.
Und wieder der Wind nur,
die Schlote dampfen.

Melancholia.

Das Auge, das sich in dem Graus verliert,
der langsam um den Erdball rast,
wird von Entsetzen irre und gefriert,
wie wenn im Tod es brechend sich verglast.

Weh ohne Maß, ins unbegrenzte All
wie ein empörtes Meer hinausgeschnellt,
wo es mit millionenfachem Prall
an starrer Luftschicht wesenlos zerschellt!

Das ist der Erbfluch unausrottbar zäh,
der das Geschlecht mit seinem Bann umfing,
als in verworrenem Urtrieb dumpf und jäh
zum erstenmal sich Blut an Blut verging.

Aus euren Träumen wuchs der wilde Geist,
von Höllenlicht umlodert und umqualmt,
den mit verstörten Sinnen ihr umkreist
und den ihr Gott nennt, weil er euch zermalmt.

Fühllos und ohne Ohr für euer Flehn,
tut er mit Tod und Grauen euch Bescheid
und läßt er ohne Ende blind geschehn,
daß ihr die Opferer und Opfer seid.

Unter der Schwelle.

Ich bin ein Weib, zag, furchtsam, feig wohl gar —
geschreckt vor dem Gewühl auf lautem Markt;
kleinlaut vor jähem Männerzwist und bar
der Kampflust, die am Widerstand erstarkt.

Blut macht mich schaudern. Schwach und hilflos bin
ich vor der Wunde, die im Fleische klafft,
und fremd und feindlich wendet sich mein Sinn
von Waffentaten noch so heldenhaft.

Weich schuf mich die Natur. In Tränen bricht
mein Unmut sich wohl leicht, nach Frauenart,
und traumhaft legt sich eine Zuversicht
mir oft verhüllend um die Gegenwart.

Doch lebt in mir ein Etwas, eine Kraft,
mir selber kaum bewußt und unbewährt,
die gegen herrische Gewalt sich strafft
und eine Glut in ihrem Kerne nährt.

Ich weiß: wenn einst ein kühneres Geschlecht,
von Machtbegehr und Ruhmsucht nicht verführt,
allein der Stimme seines Bluts gerecht,
die Freiheit forderte, die ihm gebührt —

Dies Herz, das jetzt noch zittert vor dem Strahl,
es hielte stand, so fest und ungebeugt,
wie, trotz der Übermacht von Erz und Stahl,
ein Mannesherz für reine Wahrheit zeugt.

Friedrich Lienhard.

Glaube.

Wie eine Blume in milder Nacht,
vom Mond gespeist, vom Tau getränkt,
wachs ich von deiner Erde auf
zu dir, der mich hier eingesenkt.

Deine Stürme fahren daher, dahin,
deine Lenzluft lockt, deine Mondnacht taut —
tue mit mir nach deinem Sinn:
Du bist mein Gärtner, ich dein Kraut!

Milde Nacht.

Hinter dem Turm hängt
der verglühende Mondball
wie ein Heiligenschein.
Dunkel steht das Kloster,
ein Träumer der Mondnacht,
der über die Nebel der Tiefe schaut,
das Haupt umleuchtet.
Hab ich's erlebt, was mir im Sommer
das Herz erschüttert?

Hab ich's geträumt nur . . ?
Kein Blättchen zittert im Wasgau.
Tief nur rauscht ein Wasser zu Tal.
Da flüstr' ich traumhaft
in die liebliche Nacht:
„Waldfrau, wo bist du?"
Und horch!
Tönt mir die Waldfrau Antwort?
Weiße Birken zittern im Nachtwind,
Mondflimmer fliegen vorüber,
wie über ein bleich Gesicht
ein wunschlos Lächeln der Wehmut,
und ein Stimmchen hör ich im Hain:
„Trauter, wo bist du?"

Der Bauer von Lupstein.

Ein Gesicht.

Die aufständischen Bauern (1525), zusam mengedrängt in Zabern, hatten sich gege das Versprechen freien Abzugs ergeben. Al sie aber herauskamen, hub ein furchtbares drei Tage dauerndes Morden an, das di Felder bis zur Kapelle von Lupstein in ei Leichenfeld verwandelte.

Sturmwindzerrissen ein Läuten aus alemannischer Nacht!
Unter den schnaufenden Wolken Geräusch von harter Schlacht
Darein vielstimmiges Weinen, schräg fallender Tropfen Heer
Ein Flügelschlag und Flügelstoß,
als tappt' ein Untier fittichgroß
und ungefüg und federschwer
durch feuchte Nacht, durch nasse Nacht, durch wilde, wild
Nacht daher!

Sturmwindzerrissen ein Läuten — so schwarz und hohl da
Land!
Ist das ein Feuerläuten? Steht wo ein Dorf in Brand?
Aufweinend bäumt sich die Linde vor meinem Herberghaus
als wollte mit stampfenden Wurzeln sie in die Nacht hinaus
als wollte sie rauschend sich heben und kämpfen im breiten Zug
mit tausend Krallen zerreißen den Wolkenbannerflug!

urmwindzerrissen ein Läuten — die Nacht so schwarz und schwer!
tt schirme verirrte Wandrer! — — Wo kommt das Läuten her?

*

Steht ein Kapellchen um Mitternacht,
ein längst zerstörtes, wieder am Hain:
Dort wurden in der Mörderschlacht
achtzehntausend zu Leichen gemacht!
Der Landsknecht brüllt, der Schädel kracht,
von Bauern rieseln hernieder am Rain
schaumrote Bäche und Schreie der Not —
hochbeinig schreitet der Tod!

Dort steht in weißer Kapelle
magisch beleuchtet ein Geist,
der am zerschlissenen Strange
toll in die Mordnacht reißt!
Ein Bauer in letztem Grimme,
ein Bauer, zu Tode getroffen im Feld,
ein Bauer, des Glockenstimme
herzzerreißend gen Himmel gellt:

„Hilf, o du Vater der Armen!
Mordvolk ist hinter mir her,
Kein Aufschrei um Erbarmen
schirmt mich mehr!
Hilf, hilf, hilf — mein Herz ist wund,
im Sturzbach schießt mein Blut aus dem Mund,
daß ich nicht lallen noch beten kann —
dein Glöckchen reiß ich — dich ruf ich an!“ ...

*

rmwindzerrissen ein Läuten aus wilder, wilder Nacht!
r die Felder und Städte wehheult die alte Schlacht!
Scheiben gepreßt mit Schrecken beschau ich den grellen Ort —
rmwindzerrissen ein Läuten: mein Ahne läutet dort!

Im Land der blauen Seen.

Kommst du in Zagen gegangen
und bleibst errötend stehn?
O komm mit glühenden Wangen
ins Land der blauen Seen!

Das ist das Land der Frommen,
ein ewig Lenzrevier!
Hast du mein Rufen vernommen,
so mußt du kommen zu mir!

Du kannst ja gar nicht warten,
du mußt ja gehn und gehn
in meinen Blumengarten,
ins Land der blauen Seen! . . .

Wir gehn in edlen Träumen,
wir gehn im Blütentanz:
sie fallen von weißen Bäumen
und sie umhüllen uns ganz.

Die Störche darüber im Blauen,
die Lerchen sind kaum zu sehn,
lustwandelnd singen die Frauen
im Land der blauen Seen.

Auf grünem Wiesenplane
tummelt sich manch ein Roß,
es schaukelt in manchem Kahne
manch lachender Knabentroß.

Die wilden Schwäne stehen
weit an den Ufern hin,
in Kränzen von blühenden Schlehen
seh ich die Kinder ziehn.

Noch von den fernsten Hängen
leuchtet ein weißes Haus:
Sie ziehen mit Gesängen
auch dort ins Land hinaus.

Hier ist von Jubeln und Prangen
nicht Anfang noch Ende zu sehn — —
Nie wirst du fort verlangen
vom Land der blauen Seen!

Detlev von Liliencron.

Fühler und Vorhang.

Weit der Schwadron war ich vorausgeritten
und hielt im Nebel, horchend, auf dem Hügel.
Kommandoruf, vom Winde abgeschnitten,
verworren klang Geklirr von Roß und Bügel.
Da brach ein Reiher, nah, aus Nebelsmitten
und nahm den Schleier auf die breiten Flügel:
Sonnübersponnen, unten tief, durchschritten
die Furt Husaren, Zügel hinter Zügel.

Den Gaul herum, die Seligkeit vergessen,
schieß ich zurück, mein Schatten ist betrogen,
„Fertig zum Aufsitzen" und „Auf—gesessen",
dann weg, wie von der Erde aufgesogen,
vorsichtig, still, in richtigem Ermessen,
schlau wie die Rothaut zieht im Gräserwogen.
Halt ... Säbelwink ... der Eisensporn dem Blessen,
und in den Feind sind wir hineingeflogen.

Wer weiß wo.

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757.)

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
auf roßzerstampften Sommerhalm
die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
und mancher kehrte nicht nach Haus
einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
der heut das erste Pulver roch,
er mußte dahin.

Wie hoch er auch die Fahne schwang,
der Tod in seinen Arm ihn zwang,
er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
das stets der Junker bei sich trug,
am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
den kleinen erdbeschmutzten Band
und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
dem Vater diesen letzten Gruß,
der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo."

Und der gesungen dieses Lied,
und der es liest, im Leben zieht
noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du,
verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh, —
wer weiß wo.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
auf allen Gräbern taute still: Genesen.

Nach dem Balle.

Setz in des Wagens Finsternis
getrost den Atlasschuh!
Die Füchse schäumen ins Gebiß,
und nun, Johann, fahr zu!

Es ruht an meiner Schulter aus
und schläft, ein müder Veilchenstrauß,
die kleine blonde Komtesse.

Die Nacht versinkt in Sumpf und Moor;
ein erster roter Streif.
Der Kiebitz schüttelt sich im Rohr
aus Schopf und Pelz den Reif.
Noch hört im Traum der Rosse Lauf,
dann schlägt die blauen Augen auf
die kleine blonde Komtesse.

Die Sichel klingt vom Wiesengrund,
der Tauber gurrt und lacht,
am Rade kläfft der Bauerhund,
all Leben ist erwacht.
Ach, wie die Sonne köstlich schien,
wir fuhren schnell nach Gretna Green,
ich und die kleine Komtesse.

Sizilianen.

Grabschrift.

„Wie der von Wölfen wild verfolgte Schlitten,
so hetzte mich das Leben durch das Leben."
Ich sah mich plötzlich selbst in ihrer Mitten,
von heißen Zungen war ich rings umgeben:
Verleumdung, Neid und Bosheit unbestritten
die gierigsten mit gierigstem Bestreben.
Es lief ein gräßlich Tier mit leisen Tritten,
gedankenlose Klatschsucht, faul daneben.

Sommernacht.

An ferne Berge schlug die Donnerkeulen
ein rasch verrauschtes Nachmittaggewitter.
Die Bauern zogen heim auf müden Gäulen,
und singend kehrten Winzervolk und Schnitter.
Auf allen Dächern qualmten blaue Säulen
genügsam himmelan, ein luftig Gitter.
Nun ist es Nacht, es geistern schon die Eulen,
einsam aus einer Laube klingt die Zither.

Schwalbensyziliane.

Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Des Mannes Kampf: Sieg oder Unterliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.

Acherontisches Frösteln.

Schon naścht der Star die rote Vogelbeere,
zum Erntekranz juchheiten schrill die Geigen,
und warte nur, bald nimmt der Herbst die Schere
und schneidet sich die Blätter von den Zweigen,
dann ängstet in den Wäldern eine Leere,
durch kahle Äste wird ein Fluß sich zeigen,
der schläfrig an mein Ufer schickt die Fähre,
die mich hinüberholt ins kalte Schweigen.

Der Ländler.

Auf die Terrasse war ich hinbefohlen,
der jugendlichen, schönen, geistvollen,
holdseligen Prinzessin vorzulesen.
Ich wählte Tasso.
Durch den Sommerabend
umschwirrt uns schon das erste Nachtinsekt.
Die Sonne war gesunken. Rot Gewölk
stand hellgetönt, mit Blau vermischt, im Westen.
Der Garten vor uns, tief gelegen, hüllt
sich ein in dunkle Schatten mehr und mehr.
Und eine Nachtigall beginnt.
Der Diener
setzt auf den Tisch die Lampe, deren Licht
nicht durch den schwächsten Zug ins Flackern kommt.
Von unten, aus dem Dorfe, klingt Musik.
Und deutlich aus der Finsternis heraus,
Leuchtstriche, blitzen eines Tanzsaals Fenster;
die Paare huschen schnell vorbei dahinter.
Zuweilen, wenn die Tür geöffnet steht,
erschallt Gestampf, der Brummbaß, Kreischen, Jauchz

Unbändig scheint die Freude dort zu sein.
Ich trage unterdessen weiter vor,
wie flüchtige Bilder, unbewußt, den Trubel
im Tal an mir vorüberziehen lassend.
Und jene Verse hab ich grad getroffen:
„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
der schäumend wallt und brausend überquillt?":
als ich die Lider hob und die Prinzeß,
die säumig ihre Linke das Geländer
hinüber ruhen läßt, erblicke, wie sie,
nicht meiner Lesung achtend, niederschaut,
das braune Auge träumerisch, sehnsüchtig
hinunterwendet auf den fröhlichen Ländler ...

„Wie wär es, fänden wohl Durchlaucht Vergnügen,
sich dort dem frohen Reigen anzuschließen?"
Und sie, ein Seufzer: „Ach, ich tät's so gern."
Wenn ich's nur bringen könnte, wiedergeben,
wie jenes Wort von ihr gesprochen klang,
das „so", das „gern", wenn ich's nur treffen könnte,
wie sie das sagte: „Ach, ich tät's so gern."

Einer Toten.

Ach, daß du lebtest!
Tausend schwarze Krähen,
die mich umflatterten auf allen Wegen,
entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Daß du noch lebtest!
Schwer und kalt bedrängt
die Erde deinen Sarg und hält dich fest.
Ich geh nicht hin, ich finde dich nicht mehr.
Und Wiedersehen?
Was soll ein Wiedersehn,
wenn wir zusammen Hosianna singen
und ich dein Lachen nicht mehr hören kann?
dein Lachen, deine Sprache, deinen Trost:

Der Tag ist heut so schön. Wo ist Chasseur?
Hol aus dem Schranke deinen Lefaucheux
und geh ins Feld, die Hühner halten noch.

Doch bieg nicht in das Buchenwäldchen ab,
und leg dich nicht ins Moos und träume nicht.
Paß auf die Hühner und sei nicht zerstreut,
blamier dich nicht vor deinem Hund, ich bitte.
Und alle Orgeldreher heut verwünsch ich,
die mit verlornem Ton aus fernen Dörfern
dir Träume senden — dann gibt's keine Hühner.
Und doch, die braune Heide liegt so still,
dich rührt ihr Zauber, laß dich nur bestricken.
Wir essen heute abend Erbsensuppe,
und der Margaux hat schon die Zimmerwärme;
bring also Hunger mit und gute Laune.
Dann liest du mir aus deinen Lieblingsdichtern.
Und willst du mehr, wir gehen an den Flügel
und singen Schumann, Robert Franz und Brahms.
Die Geldgeschichten lassen wir heut ruhn.
Du lieber Himmel, deine Gläubiger
sind keine Teufel, die dich braten können,
und alles wird sich machen.
Hier noch eins:
ich tat dir guten Kognak in die Flasche.
Grüß Heide mir und Wald und all die Felder,
die abseits liegen und vergiß die Schulden,
ich seh indessen in der Küche nach,
daß uns die Erbsensuppe nicht verbrennt.

Daß du noch lebtest!
Tausend schwarze Krähen,
die mich umflatterten auf allen Wegen,
entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Ach, daß du lebtest!

Poggfred.

Ein kunterbuntes Epos in neunundzwanzig Cantussen.

Aus dem sechsten Cantus.

— — — — — — — — — — —

Es trägt mich in die Luft ein Kräuselwind
und läßt mich nieder, fern in Felsenschlüften,
da stürz ich hin und weine wie ein Kind.

Wie still ist's hier in diesen finstern Klüften.
Hoch muß ich sein, vielleicht in Gottes Sphären,
von unten tief dringt Grabgesang aus Grüften.

Und über mir schwebt über Land und Meeren
ein Riesenvogel; dessen Flügel reichen
von Pol zu Pol, gekrümmt wie Krebsesscheren.

Doch seiner Kraft und seines Schmuckes Zeichen
sind an den Enden festgekeilt im Eise,
er kann die Sonnenbahnen nicht erreichen.

Und darum sucht er gierig seine Speise
in unsern volkbesetzten Erdentalen
und weidet Menschen, Kinder bis zum Greise.

Und sättigt sich im Dunstkreis unsrer Qualen,
die unaufhörlich in den Gründen grausen,
aus tränenüberströmten Opferschalen.

Es schwillt herauf zu mir ein dumpfes Sausen
und Stampfen, wie von Hunderten Geschwadern,
die rasend durch den Morgennebel brausen.

Und Feuer, Qualm und Schreien, Zank und Hadern,
das alles lähmte alpschwer mir die Glieder,
ein Strom von Gift durchströmte meine Adern.

Ich schloß die Augen, offen sind sie wieder,
und wieder seh ich jenen Vogel schweben,
doch schiel ich nur, halboffen sind die Lider.

Und er erhob sich unter Wolkenbeben,
gelöst ist jetzt sein Flügelpaar vom Eise,
ach, könnt ich mit ihm in sein Atherleben!

Als er nun zog die ungeheuern Kreise,
fand ich von ihm mich mit emporgetragen
und rauschte mit ihm seine Weltenreise.

Ich sah die Sterne durcheinanderjagen,
als ob im Himmel goldne Kugeln schnellen,
wie Gaukler tun an Sommerjahrmarktstagen,

auch wie in warmen Nächten durch die Wellen
ein Nachen leuchtend furcht auf Funkenschäumen,
die rings das Boot durch ihren Glanz erhellen.

Mein Auge starb in überhellen Räumen.
Und da saß Mose, der Gesetzegründer,
umrahmt von purpurblauen Nebelsäumen.

Titanenkräftig blickt der Gotteskünder,
ein erster Heiland aus dem Menschenpfuhle,
mit seinen Brauen bändigt er die Sünder.

Und jetzt: ein Nordlicht krönt das Himmelsthule:
Der Nazarener war's im Lichterscheinen —
tief tauchte der Koloß von seinem Stuhle.

Unsagbar war die Milde, die dem Reinen
das schöne, heimatstille Antlitz prägte,
nach innen sah ich seine Schmerzen weinen.

Doch hinter ihm, als er sich fortbewegte,
schritt grinsend, blutbespritzt der Menschenschnitter,
des roter Mantel scharf die Erde fegte.

Am Firmament unzählige Gewitter,
ein Feuermeer im ganzen Weltenkreise.
Dann sank die alte Nacht, ein bleiern Gitter.

Ich fuhr erschrocken auf nach dieser Reise
und fand mich auf der höchsten Alpenspitze,
verlassen und allein wie eine Waise.

Verlassen? Stand nicht auf dem Platz der Blitze,
an eine Fahnenstange festgebunden,
ein Mann, ein Schemen, auf dem Donnersitze?

Erwartet der hier seine letzten Stunden?
den Tod? umschrien von Sturm, von Kannibalen?
am Folterpfahl die letzte seiner Wunden?

Wer bist du? rief ich. „Du — und deine Qualen,
dein Leib und deine Seele! siehst du's nicht?
Dein Leben mußt du hier zurückbezahlen."

Da trat ich zu ihm hin, wie dicht ans Licht,
und starr ihn an und steh wie eine Säule:
Dann sollst du, Satan, mit mir ins Gericht!

Er aber reißt sich los mit Wutgebeule
und wirft mich nieder, würgt mich, kniet auf mir,
wir kämpfen, doch er knebelt mich im Knäule.

Ich fühle seines heißen Atems Gier,
stoßweise schreit er rasend auf mich ein,
indessen er mich anglotzt wie ein Tier:

„Nie gabst du deinem Glück ein Stelldichein,
vom Leichtsinn ließest du dich stets betören,
des Weibes Keuschheit war dir leerer Schein.

Charakter fehlte dir, dir zu gehören;
so war's ein jämmerliches Schwanken nur,
und Wahnsinn mußte endlich dich zerstören."

Fern ließ zu mir empor ein Ordensschwur
den Hohenfriedeberger Marsch erschallen,
da sprang ich auf, als hätt ich Kraft vom Ur,

und ließ den Teufel in die Gründe fallen,
daß klatschend er von Zack' zu Zacke schlug,
im Echo muß ein greulich Wort verhallen:

„Selbstmörder —". Schuld aus eignem Lug und Trug,
das Los von dem, der nie den Halt erklommen;
die Sinne schwanden mir wie Rauch im Zug.

Doch eh mein Geist den schwarzen Weg genommen,
fühlt ich von weichen Armen mich umschlungen,
und eine süße Stimme sprach: „Willkommen!

Jetzt hast genug du mit dir selbst gerungen,
hier reicht ein reines Weib dir Trost und Treue,
die Liebe hat den bösen Feind bezwungen."

Und himmlisch quoll das Tränenlied der Reue.

Zwölfter Cantus: Fantasto Peregrin.

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche,
kühl durch die Stille plätscherte das Wehr,
die Blätterschatten huschten auf der Leiche.

Wer war der Fremde, und wo kam er her?
der sich, antik, den Dolch ins Herz getrieben.
War ihm der Lebensweg zu lebensschwer?

Wer waren seine Freunde, seine Lieben?
Kein Brief, kein Zeichen seiner letzten Stunde?
Doch! Auf dem Zettel da steht was geschrieben:

„Ich machte auf der Erde meine Runde,
ich bin durch vieler Herren Land gezogen,
ich sah nur stets die große Menschheitswunde.

Gleichgültig treiben Wolkenzug und Wogen.
Bringt auch die Schwalbe ab und zu den Frieden,
nie baute sie an meinem Fensterbogen."

Ich hätte gern den blutigen Ort gemieden,
doch bannte mich die Pflicht, ich blieb und bog
mich nieder zu dem Mann, der hier verschieden.

Um die gebrochnen offnen Augen flog
und zitterte noch das verglaste Leid,
der letzte Schmerz, der sie ums Licht betrog.

Still! seine Seele floh ihr Pilgerkleid,
ich sah, sie küßte seine weißen Wangen,
bereit zum Fluge in die Ewigkeit.

Doch eh sie in die Ewigkeit gegangen,
umschwebte sie den Ort noch, webernd, wehte
auf einen Zweig, da saß sie wie gefangen.

Mir graute, denn es summte wie Gebete,
als schwächte jeden Laut ein dichter Flor,
ich hörte anfangs nicht, um was sie flehte.

Dann klang mir's immer deutlicher zu Ohr,
es war kein Flehn, es waren ruhige Sätze,
sie sang: „Lebwohl, mein edler Garde du Corps.

Das Leben gab dir alle seine Schätze:
Kraft, Mannheit, Schönheit, vornehme Geburt,
des Reichtums goldbeperlte Fischernetze.

Was ritteſt du nicht fröhlich zum Buhurt?
Genoſſeſt nicht den Zufall deiner Rechte?
Was ſuchteſt du nach Grund bei jeder Furt?

Ach! Grübelei zerfraß dein Hirngeflechte,
beſtändig gabſt du dich Gedanken hin,
das machte dich vom Ritterherrn zum Knechte.

Die Schärpe, deines Muts Begleiterin,
den Helm, den Küraß ſchobſt du in die Ecke.
Und wem zuliebe? Wonach ſtand dein Sinn?

Wie Don Quijote zogst du, armer Recke,
ein Narr der Freiheit, über Berg und Tal,
bis du, dein eigner Sklave, kamst zur Strecke.

Was trieb dich denn nach Spanien, Mann der Qual?
Da schoß Don Amor dir ins Herz den Pfeil,
du aber warst ein tumber Parsifal.

Lebwohl, du zolltest deinem Fleisch sein Teil,
die Erde wird dein Irdisches zerstören,
ich aber schwebe auf zu meinem Heil."

Die Seele wich; es wollte mich empören,
wie schamlos sie von ihrem Bruder schied.
Muß selbst der Tod noch Sittenpredigt hören?

Verklungen war das sonderbare Lied,
da schob sich vor die Sonne feuchtes Grau,
ein plumper Nebelballen sank rapid.

Ich kenn mein nordisch Wetter sehr genau
und hab mich dran gewöhnt; doch seit ich denke,
so schnell wie heute fiel noch nie der Tau.

Und immer dunkler wurde das Gesenke,
bis Finsternis mich manteldicht umschloß;
da plötzlich färbt ein Bild die Wolkenbänke:

Granada! Auf befranstem Berberroß
seh ich Aischa, Abul Hassans Kind,
der Gotenfürstin Egilone Sproß.

Mit ihren schwarzen Haaren spielt der Wind,
ein Stahlhelm schützt sie vor den Sonnenstrahlen,
wie Schnee der Sierra gleißt ihr Brustgebind.

Ihr brauner Hals trägt reich an Milchopalen
ein schwarzblau Band; die Arme sind geschmückt
mit Saphirspangen, die den Himmel prahlen.

Die Menge neigt sich, bis zum Knie gebückt;
ihr Zelter, Andalusiens Edelstute,
bäumt auf, von seiner stolzen Last entzückt.

Plötzlich: was giert sie unterm Eisenhute?
Die straffe Hand, weshalb? ergreift den Speer,
der eben zierlich noch am Zaume ruhte.

Erspäht ihr Funkelblick ein Christenheer?
Ist's Don Tellez, der sie zum Kampfe reizt?
der fremde Don mit Augen wie das Meer.

Ist's Liebe, ist es Ruhm, wonach sie geizt?
Ah, Weiberlaunen! Wie die Lippen spielen!
wie sie sich nun graziös im Sattel spreizt!

Sie lacht! Die märchennächtigen Augen zielen,
nach wem? Sie lacht, sie wiegt sich, und sie lacht,
und galoppiert auf bunten Krokusdielen.

Sie galoppiert durch ernste Lorbeernacht,
durch frohe, frühlingstolle Mandelbäume,
der Gießbach stürzt durch Goldorangenpracht.

Sie fällt in Schritt und fällt in Traum und Träume;
Verheißung, wem? Wem gilt ihr Mondesblick,
nach Tag und Tau und Abendrotgesäume?

Venus geht auf; es knüpft sich ein Geschick.
Lautlos. Es lärmen nur noch die Fontänen.
Träg blinzelt Sphinx hinauf ins Sterngestick ...

Ich bin nicht mehr im Land der Sarazenen:
Mein Frösteln mahnt, daß ich in Poggfred bin,
wo sich die dicken, dummen Nebel dehnen.

Die Sonne, eine matte Siegerin,
bringt mühsam wieder durch die Wolkendeiche;
ich nehm ihr Licht mit Dank und Ruhe hin.

In meinem Lohholz lag er, an der Eiche,
wer mag der Fremde sein, wo kam er her?
Die Blätterschatten huschten auf der Leiche.

Kühl durch die Stille plätscherte das Wehr.

Cincinnatus.

Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Und schleichen die Wünsche wie schmeichelnde Panther,
tobt einer im Blut mir, ein höllengesandter,
daß ich Ruhe nicht finde bei Tag und Nacht,
daß ich ganz wirr bin und überwacht,

daß mir die Wangen einfallen und bleichen,
und kann doch und kann doch den Wunsch nicht erreichen:
ich schluck ihn zu den begrabenen andern,
fein still, und es säumt schon das rastlose Wandern.
Das Wort klingt herb und hat traurigen Mund
und tröstet mich doch und macht mich gesund,
meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein.
Bietet der Staat mir Würden und Amt,
und trüg er mir's an auf purpurnem Samt,
ich winke den Bringern, ich lache dem Tand
und wehre sie ab mit verneinender Hand.
Mich schaudert vor Joch und Fessel und Druck,
vor des Dienstes grauem Bedientenschmuck,
vor des Dienstes Sklavenarbeiten,
vor seinen Rücksichtslosigkeiten.
Ich beuge den Menschen nicht meinen Nacken
und lasse sie nicht an den Kragen mir packen.
Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
ewig nur gegen den eigenen Nabel
und frißt sich selbst in den Eingeweiden
und schafft sich selbst nur die bittersten Leiden.
Weg da, ihr Narren, und laßt mich in Ruh,
und dröhnend werf ich mein Hoftor zu.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein.

Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar,
bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt.
Muß das Vaterland drangvoll die Sturmflaggen hissen,
ho heida! die Klinge der Scheiden entrissen.
Und droht es von Osten und dräut es von West,
wir schlachten den Bären, den Hahn uns zum Fest.
Fällt neidisch uns an auch die ganze Welt,
sie lernt uns schon kennen, der Angriff zerspellt.
Und der Frieden strahlt auf, von Sonnen gezogen,
der Teifun erstarb in sanft plätschernden Wogen,

der Ackersmann sät, und der alte Verkehr
findet verkettete Straßen nicht mehr.
Dann stemm ich die Spitze von meinem Schwert
fest auf den häuslichen Feuerherd,
umfasse den Griff mit der einen Hand
und trockne das Blut von Rill und Rand
und schleif es, gewärtig zu neuem Tanz,
doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
und ein fröhlich Herz, und das ist genug.
Frei will ich sein!

In einer Winternacht.

Viel Tausende haben sich aufgemacht
in stürmischer, schneeiger Winternacht.
Die Menge staut sich, steht Fuß an Fuß,
dem Kaiser zu danken mit letztem Gruß.

Plötzlich am Schloß zwei Flammen wie Schlangen,
vom Dom her wimmert ein Glockenbangen,
bald dröhnt es gleichmäßig, ohn Unterlaß
in grausamem Takt, in furchtbarem Baß.
Und wo sich die Massen zusammengeschoben,
über die Köpfe schwimmt hoch erhoben
ein dunkler Sarg, so tränenschwer,
ein Troß von Königen hinterher.
Wie die Wolken erschrocken hasten,
der Wind packt: halt! halt! des Bahrtuchs Quasten,
doch durch das bewegte Lüfteleben
seh ich wohl hundert Adler schweben
mit wundervoll ruhigem Flügelschlag,
so stolzes Geleit wie am Siegestag.
Rauch schlägt nieder aus ehernen Becken,
drin die Feuer geschürt, den Rand überlecken.
Die Erde zittert, dumpf ist es zu spüren,
wie die Hufe des Zuges das Pflaster berühren.
Die Fackeln strecken als Leuchten sich vor,
in den Helmen sich spiegelnd der Gardes du Corps
Und senken sich nieder, verlöschen im Schnee —
vorüber, vorüber das schluchzende Weh.
Aus der offenen Domtür tönt Orgelgebraus,
ein Palmenwald grüßt in den Winter hinaus.

Alles grün, alles Frühling, wo sonst weißer Kalk,
Lorbeer umlaubt den Katafalk.
Selbst Gärten, die einst unser Sturmschritt geknickt,
heut haben sie Rosen und Kränze geschickt.

„Laßt mich durch, die Gasse mir aufgetan,
laßt mich durch, laßt mich durch, sonst brech ich mir Bahn!
Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
Bei Gravelotte, spät war die Stunde,
der König! rief es in weiter Runde,
und jauchzend hemmten wir seinen Zügel,
bedeckten mit Küssen Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
sein Auge tropft, seine Lippe bebt,
mit ihm, mit ihm hab ich's durchgelebt."

Pietà.

Wie kommt hierher Maria mit dem Leichnam?
Er liegt im Sand, am Ufer hart auf Muscheln,
und unbegrenzt dehnt sich die See hinaus.
Der Abendhimmel zeigt Gewitterstimmung,
und bis zum Wasserspiegel reicht die Wolke,
die einzige, große, schwarze Wolkenmasse.
Ganz schwache Wellen, ohne Mützchen selbst,
die träge spielen, spülen an den Strand
und lassen einen schmutzigen Schaum zurück,
der längs der Küste wie ein Strich hinzieht.

Auf harten Muscheln liegt der Kruzifixus.
Die Füße sind, die noch gekrümmten Hände
mit weichem Tuch umwickelt, daß die Male
der Nägel nicht, die schrecklichen, zu sehn.
Und über ihn neigt sich Maria hin
in ungeheuerm Gram, und kann es nicht
und kann es nicht begreifen, daß wir Menschen
so schändlich ihren Sohn verraten konnten.
War er die Liebe nicht? War nicht sein Trieb,
sein einziger Trieb auf seinem Lebenswege:
Versöhnung, Friede, Herzenslauterkeit?

„O Haupt voll Blut und Wunden", und Maria,
mit ihren Tränen wäscht den Staub sie ab
von seinem Antlitz; und mit ihren Fingern
kämmt, trocknet sie den Bart vom Todesschweiß.

Am Horizont, wo nun die Sonne scheidet,
die hinter dickem Dunste sich verbirgt,
bricht Licht hervor, doch nur zurückgeworfnes.
Und dieses Licht ergießt sich übers Meer
und geht in Streifen schnell darüber hin
und trifft das Ufer und die Leidensgruppe,
bis sich der Himmel plötzlich wieder schließt.
Ein Augenblick ist's dunkelschwerer Nacht —
Da lodert in der Ferne, landeinwärts,
ein Flammenchaos: Städte, Länder brennen,
und wüstes Schreien, Lärm von Schwert und Schilde
dröhnt her, und Roßgestampf und Kriegsmusik;
und gen einander tobt's: In Jesu Namen!

Die Sonne sank, die Dämmerung beginnt;
ein linder Westwind hat sich aufgemacht
und streichelt sanft den spitzen Dünenhafer
und kühlt die Augen unsrer lieben Frau
und küßt die Schmerzenszüge des Erbarmers
und gibt der Woge leichten Plätscherton,
der sich verbündet mit dem leisen Weinen,
das unaufhörlich auf den Heiland tropft.

Otto zur Linde.

*

Da hoben sich die Berge aus den Wurzeln
und war ein langer Zug und Heer
und wandelten auf breiten Füßen,
die Grabaks-Rinder über großes Land.
Grabak ist der Wurm des Sternbaums,
an den Zweigen hängen Sonn und Mond,
Ygdrasil o Baum der Welt!
Einbaum, und die grade Wurzel

steht so tief und hält die Hölle,
hält die Hölle hängend, daß sie nicht fällt.
Grabak ist der Wurm des Sternbaums,
der vier Wurzelarme streckt,
daran hängen in den Wassern
Sonn und Mond und aller Welten Sterne;
Einbaums Widerkrone Zweige rauschten,
als der Wurm die Unterniß durchfuhr.
Grabak biß die Berge, daß sie brüllten
und sich hoben aus dem Schlaf, zu wandeln
alle gen Norden, sich zu stürzen in das Meer.
Da war ein Stampfen auf dem Land,
breithin und langhin ein Heer und Zug.
Und stiegen in die Ebne, in das tiefe Land,
und über Brücke schmal, die Inseln beschreitend
ins Norderland und hochhinauf
die Grabaksrinder bis ans Meer.
Aber Vögel fliegen schneller als Berge und Steinhuf,
da rauschten die Federflügel überm schlafenden Meer:
„Steht auf und baut eine Mauer,
eine wasserhohe Mauer!“
Da standen die Berge dumm vor dem gürtelnden Meer.
Grabak der Wurm kroch unter der Wurzel
und biß das Meer, daß es hoch auf sprang.
Und Wasserberge wandelten,
weiße Grabaksrinder, grüne Grabaksküh.
Da besprang der Berg die Meerkuh.
So aber wurde der Walfisch erzeugt,
der sein Wasserhorn in die Wolken stößt
und nordwärts fährt in das eisige Endland.
Aber die Berge drehten ihre Stirn nach Süden,
vor Grabak zu fliehen, und wurden heiß vom Lauf.
Sie stießen steinerne Hufe auf den Boden,
plump und erschütternd alle Grundfesten,
daß die hängende Hölle an der Kette überschlug,
sich übergoß, und zähes Feuer hinabfloß.
Rasend rannten Grabaks Rinder,
und die Welt begann von untenauf zu brennen.
Blutschwitzende Berge bliesen Dampf aus heißem Maul
und brüllten vor Zorn und besprangen das Südmeer.
Mit breiten Beinen standen goldne Kühe,

stellten die Hufe fest und stöhnten dumpf.
Da ward Leviathan erzeugt,
der Befahrer des brennenden Pechsees.
Und fuhr gen Süden in die lodernde Loskunft.

* *
*

Durch starrendes Eis steuert der Walfisch.
Leviathan lenkt den erstickenden Lauf
durch den lechzenden Wutbrand.
Sie treffen sich feindlich in tosender Mitte,
hoch stößt der Walfisch sein Horn, welthoch;
tief schlägt seinen Schweif Leviathan unter die Hölle.
Sie umschlingen sich tobend,
um die ganze Welt erschüttert der klammernde Kam
Da kroch Grabak furchtsam
in den Kessel der hängenden Hölle
und wartet des Ausgangs in Angst.
Nicht wissend der Weide stehen die Berge
in wirren Haufen, hierhin und dorthin,
Grabaks Rinder ohne Hut und Hirt;
dumm stehen Grabaks Rinder und käuen schweigend.

*

Am Abend

werden in der Kirche die Fliesen kalt.
Da mag die Nacht nicht mehr am Boden liegen,
sie stellt sich auf die Füße und ist bald
die Wendeltreppe des Turms hinaufgestiegen.
Wohl höher — und wo die Mauern und Dächer sich neige
kriecht die Nacht zum Schalloch hinaus ... so hoch.
Nun will die schwarze Katze zur Kugel steigen:
schau, wie sie kriecht, wie sie springt, über Kreuze und Fe
Wo die goldene Kugel die steinernen Taue knüpft
und straff spannt wie ächzende Ankertaue am Schiffe,
da sind Strickleitern und Kreuzmaschen und Kränze;
denen hüpft
die Nacht und bricht kein Zierfteinchen — mit flinkem Gri
faßt sie die Kugel. Die goldene Kugel am Himmel
schwebt so hoch und kann nicht los vom Boden,
die möchte zwischen all den Sternen schwimmen;
aber die sind für den Hahn, für den roten Hahn ganz ob

Der pickt Sterne mit dem hungrigen Schnabel und trinkt
us der weißen Mondschüssel und kennt kein Schwindeln.
lber die Nacht kennt's auch nicht und hei! wie sie springt
anz hoch — nun reicht sie fast an die Wolkenschindeln.
ine schwanke Stiege nurmehr, ein paar Stufen noch,
ier ist das Dach, und schräger oben das Fensterloch.
un schaut die Nacht zur obersten Welt hinaus
nd kann auf die Straße sehen, die geht an der Welt vorüber,
nd liegt tief unten, und führt von hier nach dort.
ber über die Straße ganz nah, da liegt auch ein Haus,
r schaut der Tag durchs Dachfenster zur Nacht herüber.
nd die Nacht spricht mit dem Tag, kein Lärm überschattet
das Wort.
Ei du lieber Tag, bist du da? Sprich mir, kein Lauscher
ist nah." —
Du liebe, liebe Nacht, wie lang schon hab ich gewacht!" —
Komm zu mir." — „Ich kann nicht, die Straße ist breit." —
Ach nun ist keiner dabei, und hilft uns das nicht,
Wir Liebesleute zwei kann keiner zu keinem kommen.
Ist doch ein Herzeleid!"

Die Klage.

Wer doch hört meine pilgernden Rufe der Nacht?
Sie schwanken in wehenden Mänteln über die Tiefe des Leids.
n die Tore der Finsternis tauchen die grauen, entsendeten
Boten.
ine lange Reihe der Riesen durchgräbt das aufschauernde
Meer der Bedrängnis.
chließ deine hängenden Fluten, o Nacht, hinter dem Zug!
tell deine Wand mir vors Angesicht!
ch will mich heben von der Lehne am Berg.
ch will mich stellen auf den Ararat.
ch nehme den Mond von der Kuppe des Himmels.
uf die Dächer der Nacht die Flächen der Hand
ill ich fest aufstützen. Ich will über die Welt weg
reien mein Weh, daß das Echo zerbricht.
h, meine Brust ist ein kreißender Bauch.
us meinem Mund heult die Tuba des Weltgerichts: Wo
Ruh? Wo Ruh?
ngballende Klagen der wallenden Not wälzen ächzende Berge.
er gellende Schrei entriegelt die Hölle.

Zerschellendes Weh stirbt stöhnend auf dumpfem Geröll
der Flut,
die murmelt so träge: Wo Ruh? Wo Ruh?
Weh! Weh! Meine Hammerschläge auf die Dächer der We
da mein Arm aufliegt — sind ein Pochen im Schlafgem
wie von Regentropfen am Fenster.
So will ich steigen tausend Stufen hinab,
zwischen Kellerwänden meine Klage umbauen,
auf Stroh mich betten, ein Bettler bei Ratten und Asse
Meine Not ist tot, wo mein Schmerz verfault, wo mein Zo
am feuchten Kalk erst
Meine Angst brennt Ratten rot im Auge.
Klage, meine Klage, schleich gebückt!
Frage an die niedern Decken; fällt die Antwort dumpf a
Stroh: Wo Ruh? Wo Ru
Daß im Schlafgemach die schwangre Frau bang seufzt: Du! D

Die Sonne geht mit goldnen Füßen.

Die Sonne geht mit goldnen Füßen
auf weißem Schnee durchs schöne Winterland.
Und unter ihrer Sohle sprießen
Grüngras und bunte Blumen; ihre goldne Hand
hält eine Fackel duftend und die hält sie nah
an Sträuch' und Bäume, sieh! da zuckt es auf,
mit tausend Kerzenflammen, Licht an Licht, auf Zweig u
Ästen.
Die Sonne schlägt mit ihrer Fackel
an Fels- und Brunnenschächte, horch! da raunt's
wie tausend Bienenstimmen, Wasserläuten.
Die Sonne geht mit goldnen Füßen
und löst ihr Flammhaar, schüttelt froh
ihr Hochzeitsstrahlenhaar, und aufgescheucht
mit bunten Tönen schwirrt's aus ihrem Haar:
Singsingevögel schwirren aus dem Sonnenhaar.
Die Sonne tanzt mit goldnen Füßen
auf Blumenteppich ihren Hochzeitstanz,
die Sonne schwingt die heiße Fackel
hoch übers Haupt, ihr bräutlich Haar
durchfließt die Wälder und die Wasser,
ist all entbrannt in Bräutejauchzen, was da Leben fand.

Die Sonne trägt in breiten Hüften
des Lebens Frucht, die Sonne schwillt,
und geht mit schwerem Schreiten und mit Fackeltanz,
die Welt ist schwärmend, schwanger, säfteschwer.
Wenn die goldnen Bäche aus den Himmeln strömen,
die Sonnenfeuerbäche, seht! dann steigt herab
der junge Frühling, und er sucht die Sonne.
Die Sonne geht mit goldnen Füßen,
Brautsonne, Mutter, Fackeltänzerin.
Als ich sehnend übers Schneefeld ging,
sah ich hinterm Wald die Sonne.
Wie sie um die Hüften ihren Gürtel hing
und die Fackel nahm ... nun kommt sie bald.
Die Sonne geht mit goldnen Füßen
auf weißem Schnee, nun kommt sie bald.

Ernst Lissauer.

Einsegnung.

(1813.)

Mit Fahnen überspreitet schwarz und weiß,
gebaut aus Trommeln über Trommeln ragt der Feldaltar;
Wehrmänner stehn im Kreis,
Wein und Brot reicht der Prediger dar:

„Geerntete Kraft, gekelterte Glut, —
dies ist des Landes Leib und Blut."

Nachspricht das Wort mit starkem Schall die Schar;
mitspricht ein Trommelrühren dunkel im Altar.

Yorck.

Ein aufrecht Feuer, rings von Erz umschient.
Bisweilen springen
Flammen vor zwischen Schließen und Ringen, —
ein herrscherlich Geblüt; allein er dient.

Freiherr vom Stein.

Macht war in ihm, die Fürsten niederschrak, —
Nacht war die Zeit. Um ihn allein,
von seines Wesens weißem Wetterschein,
war Licht, als sei schon Tag.

Legende von Bach.

Als von Bachens Spiele die Orgel erscholl,
die Wölbung hallte von der Gewalt seiner Hände,
geschah es, daß vor seinem Haupt ein Brausen schwoll,
das zerblies die Wände.
Dumpf hockte sein Leib, die Finger griffen, doch seine Augen sahn:
das All war vor ihm aufgetan.
Weit, ohne Küste und Saum,
rauschte der Raum,
es brüllten, es zischten
die Wellen
in Geifern und Gischten,
in gellen
Schäumen stürzten die Wogen, —
weit, weit kam die Welt, Flut hinter Flut, auf ihn gezogen.
Schon spürte er die antosenden Massen
ihn würgend umfassen,
schon schwebte
schiffhaft die Orgel, in Schlag und Widerschlag der Dom erbebte, —
da zerbrach
Himmel die Kuppel droben,
und eine firmamentene Stimme sprach:
Johann Sebastian,
höre mich nahn,
auf dich wälze ich Welt, wild und verworrn,
Hader und Haß, Taumel und Gram, Jammer und Zorn, —
Welt über dich!

Die Hände liegen breit auf dem Getast,
kraftsammelnd hält er ein zu kurzer Rast, —
fest,
Lipp' auf Lippe hart gepreßt,

schwer
geht er mit großen Schritten auf das Meer.

Hoch langt an ihm die Gischt, es donnert wirbelnde Wut,
brandender Abgrund will ihn niederschlingen,
allein er geht, den Blick weit in die Welt gerichtet über die See,
gelassen hin wie über einen deutschen Schnee.
Und sieh, ihn trägt die Flut,
und horch, nun hebt sie an zu singen,
es tönt Musik empor,
die Wasser schallen unter seinem Fuß im Chor,
der Raum erdröhnt von ihm, es ziehen
erwogen unter ihm die Harmonieen.

Luther.

Droben auf der Wartburg, ruhend von Fährnis und Fahrt,
haust seit Kantate ein Junker, sässig, friedlich, gelahrt.
Bücher verstreut auf der Diele, schweinsledern, mit Schließen
verziert,
breit sitzt er im Armstuhl, stützt das Kinn, meditiert,
vor ihm die griechische Bibel, Alt und Neu Testament,
bisweilen schnellt er vom Sessel, — rennt;
langt einen Band vom Boden, schlägt auf, streicht, klappt,
wirft ihn schwer in die Ecke, trampt, trabt, trappt,
von der Türe zur Wand, vom Bette zum Fensterbord,
jart aus sich bricht er Sprache und wirft auf den Boden
das Wort.
Horcht, feilt, hämmert; lugt, zielt trifft, —
also, bohrend und bosselnd, schreibt Luther deutsch die Geschrift.

Fernhin, zu Füßen des Berges gespannt,
ragend Wälder und Wiesen, blüht das Thüringer Land.
Erstarrte Wellen grünenden Meeres, leuchten die Höhn,
die Werra glänzt, hinter Weiten dämmert die Röhn.

Manchmal am Fenster hält er ein,
innend in Rast;
weit breitet er beide Arme und faßt,
in Fudern packt er die Luft und den Tagesschein,
und wendet sich hin und streut auf die Bögen dicht
den Duft der Hügel, das Wälderlicht.

Rund um die Stube öffnet sich Wandung und Mauer,
Wiesen und Wässer, Wald bei Wald, Berg an Berg, —
ein Fuhrmann rasselt vorüber, zurufend ackert ein Bauer, —
sitzen ratend und helfend um Luthers Werk.

Der Psalm von der Langsamkeit.

Du, Gott, den ich meine, bist kein Gott der Eile,
du, Gott, bist ein langsamer Gott und segnest die Weile.
Unheilige
sind vor dir Hurtige, Flüchtige, Eilige.
Der ich dich bekenne
und im weißen Licht deines Anschauens erbrenne,
mögen sie laufen und wirr sich hasten in der Zeit,
ich sehe ihnen staunend zu in Gelassenheit.

Du hast die Welt nicht wie ein Tagelöhner zusammengeschlagen,
Jahrtausendtage hast du gesessen in Sinnen und Vordichschaun,
dann hast du dich schwer gerührt und begonnen aufzubaun
und gefügt und gefügt in Jahrtausendtagen.

Lang, lang, lang ist das Werden, lang und voll Langsamkeit,
langsam wächst die Wurzel, daß sie zur Krone gedeiht,
langsam wachsen die Gebirge, Lage auf Lage,
langsam wachsen die Völker, Geschlecht auf Geschlecht,
langsam wächst die Sitte, langsam wächst das Recht,
langsam wächst der Völker Gesang und Sage.

Pfingstpsalm.

Du Gott, den ich meine, bist heiliger Geist,
unendlichen Geäders durch die Welt erronnen, —
geisthaft Geblüt, das durch die Räume kreist,
Geist Strauch, Geist Stein, Geist Wind, Geist Mond, Geist Mann und Weib,
Geist aller unsichtbaren Sonnen,
Geist Seele und Geist Leib,
unendlich regend deine Kiemen, Lungen, Füße, Flügel, Flossen,
tönend im Braus der Nordsee und im Schwirren der Motte,

in Firnen und in Zapfen eingeeist,
du Gott, in jeglicher Sekunde ausgegossen,
ich sehe dich, du hast mich aufgeschlossen,
ich rufe zu dir, dem pfingstlichen Gotte,
Gott Geist.

Aber manche hast du mit Gewalt geladen,
manche reicher aus dir selbst gesäugt,
manche hast du liebender gezeugt,
manche randvoll angefüllt mit Gnaden.

Manchen öffnetest du die Gehöre,
daß sie vernehmen Urschall allen Schalls,
Stimme bindest du in manchen Hals,
daß sie dröhnt wie hunderthäuptige Chöre.

Gleich einem Becher füllst du manchen Blick
mit überquillender Gesichte Scheinen,
in manche Seelen sammelst du Geschick,
daß sie tausend Leben leben in dem einen.

Elmsfeuer hast du an manchen Scheitel entzündet,
daß es schimmert weithin blank und heiß
und an allen Orten dich verkündet
und der Flammende es selbst nicht weiß.

Du Gott der Pfingstlichen, der lohenden Umlohten,
der du mit ihren Stimmen selbst dich benedeist,
Apostelgott, du Gott der Boten,
du Sender der Gewalt, Geist Geist!

Wie ein Hirt den weingefüllten irdenen Topf.

Wie ein Hirt den weingefüllten irdenen Topf,
nehm' ich dein großes Frauenhaupt vor meinen Kopf.
Breit leg' ich meine beiden Hände
um seine festen, weichen Wangenwände.
Heiß in mein Blut belebend rinnt belebter Saft.
O unerschöpflich trünkereicher Krug!
Ich sauge aus dir stärkend immer frisches Glück.
Nun bin ich satt, froh, hell, bin doppelt voller Kraft.
Behutsam laß' ich los, sacht stell' ich ihn zurück,
das war ein Zug.

Ekstatische Gesänge.

I.

Am Tag des Rauschs bin ich zur Welt gekommen!

Wenn sich ein Land hingibt in hingegossener Schau,
wenn von dem Jubel meiner Kraft durchglommen
in letztem Glück sich öffnet die geliebte Frau, —
wenn groß Musik, gewaltig an mich fallend,
rücktönt, wie von Gewände widerhallend, —
wenn mir der Äther aufklafft im Gesicht
und, rückwärts überblendet,
mein Antlitz brandet licht, —
im Springquell immer höher steigen die Minuten, —
dann ist's! dann ist die Welt an mich verschwendet
und ich in grenzenlosem Fluten
ergossen rückwärts rausche rückgespendet,
dann auf Sekunden ist die Welt vollendet,
der Kreis des Seins, in meinem Blut vermündet,
schließt in sich selbst, geruhigt und gerundet.

II.

Am Tag des Rauschs bin ich zur Welt gekommen!

Wenn dann der Seele losgebundner Wagen,
die Renner Rauschs steileilend vorgespannt,
auffährt, in blaue Himmel hochgetragen,
von lichterlohem Schweigen heiß umglommen,
von purpurgelben Feuern dicht umbrannt,
dann endlich spürt die Seele Land,
nun endlich, endlich angekommen,
und braust doch unaufhaltsam fort und fort,
von immer tiefern Räumen aufgenommen,
dies ist der Ort, ist aller Örter Ort, —

Am Tag des Rauschs bin ich zur Welt gekommen.

Hermann Löns.

Der späte Mai.

Die roten Blätter rauschen,
der Sommer ist lange vorbei,
es leuchten unsere Augen,
es blüht in uns der Mai.

Wir können die Liebe nicht bergen,
wir sind uns viel zu gut,
es brennen unsere Lippen,
in den Schläfen klopft unser Blut.

Wir reden schüchterne Worte,
wir sehn aneinander vorbei,
scheu wie die erste Liebe
macht uns der späte Mai.

Was zögerst du, was zagst du,
wer weiß, bald fällt der Schnee,
die ungeküßten Küsse,
das ist das bitterste Weh.

Rosenschein.

Die grünen Wälder versinken
in violettem Duft,
ein schwarzer Reiher rudert
durch die tiefblaue Luft.

Das letzte Sonnenglühen
am Himmelsrande loht,
die schwarzen Heidewasser
färben sich rosenrot.

Ich gehe mit sicheren Augen
in die Nacht hinein,
vor mir ist meiner Liebe
leuchtender Rosenschein.

Abendlied.

Rose Marie, Rose Marie,
sieben Jahre mein Herz nach dir schrie,
Rose Marie, Rose Marie,
aber du hörtest es nie.

Jedwede Nacht, jedwede Nacht,
hat mir im Traume dein Bild zugelacht,
kam dann der Tag, kam dann der Tag,
wieder alleine ich lag.

Jetzt bin ich alt, jetzt bin ich alt,
aber mein Herz ist noch immer nicht kalt,
schläft wohl schon bald, schläft wohl schon bald,
doch bis zuletzt es noch hallt:

Rose Marie, Rose Marie,
sieben Jahre mein Herz nach dir schrie,
Rose Marie, Rose Marie,
aber du hörtest es nie.

Das Grab.

Es geht ein Licht im Dunkeln,
Anna, Susanna, wie schön bist du!
Das hat einen trüben Schein;
es fliegt eine weiße Taube,
Anna, Susanna, wo findst du Ruh?
Die weiß nicht aus noch ein.

Es blüht eine Blume im Garten,
Anna, Susanna, wie schön bist du!
Die ist so blaß und bleich;
es klingt ein Lied im Winde,
Anna, Susanna, wo findst du Ruh?
Das ist an Schmerzen reich.

Es liegt ein Grab an der Mauer,
Anna, Susanna, wie schön bist du!
Das hat nicht Kreuz noch Stein;
da hört man ein Kindlein weinen,
Anna, Susanna, wo findst du Ruh?
Des Nachts im Mondenschein.

Es rauscht ein tiefes Wasser,
Anna, Susanna, wie schön bist du!
Es rauscht wohl auf und ab;
es gräbt der Totengräber,
Anna, Susanna, wo findst du Ruh?
An einem neuen Grab.

Karl Maria.

Auf dem Nachhauseweg.

Vom Karpfenweiher — den langen Weg
zusammen nach Hause . . .
Wie liebreizend sie ist! . .
Den Muff dicht unter
die siebzehnjährigen
Brüstchen gedrängt, —
aus ihrem kleinen
Munde kringelt
ihr Atem in die stille,
graue Schneeluft . . .
Die glimmernden Schlittschuh
— zusammengeriemt —
klirren von Zeit
zu Zeit an ihr linkes
Knopfstiefelchen . . .
Wie liebreizend sie ist!
Wir schlendern langsam . . .
Weit und breit — meilentief —
nur beschneite Felder,
voll kleiner, krauser
Krähenfußtapfen; —
schräg links verrinnend,
— isabellenfarb —
ein Abendrotstreifchen . . .
Wir schlendern langsam . . .

Max Mell.

Die Landschaft.

Ich will dir die Landschaft beschreiben,
in der mich ein Großes ergriff;
und nicht länger war hier mein Erleben
als die Lüfte vom Schwingenschlag beben
der Vögel, die sich erheben,
als die Spuren im Wasser bleiben
von einem zierlichen Schiff.

Das Rund von gewaltigen Bäumen
war geballt vor des Himmels Blau.
Die Wiese, blumenbesponnen,
von blitzenden Quellen durchronnen,
lag gebreitet in goldgrüner Sonnen
und drüber war Fußspur von Träumen
wie vom seligen Schritt einer Frau.

Und ich sagte: hier darfst du nicht wohnen,
gib dich hin, und dies sei genug!
Denn es dienten diese Narzissen
einer irrenden Göttin zum Kissen,
und es hängt in den nächtigen Kronen
von Göttern und von Dämonen
noch Feueratem und Flug.

Sicheres Leben.

Da ich so liege auf belaubtem Hügel,
Spür ich mein Leben so, wie dort die Sonne
ganz leise rückt, wie Schatten leise rückt.
Nichts wird geschehn. O wie beruhigt bin ich!
Berge, wie Hunde schlafend und doch wachsam,
der ewige Fluß, Brücke und Hausgebälk,
dem bin ich hingegeben und es wird mir,
als säh ich auf dem Bug der schlanken Straße
ganz weit, ganz klein Tobias und den Engel
mit schönem Schritt in diese Landschaft treten.

Agnes Miegel.

Schöne Agnete.

Als Herrn Ulrichs Wittib in der Kirche gekniet,
Da klang vom Kirchhof herüber ein Lied,
Die Orgel droben, die hörte auf zu gehn,
Und die Priester und die Knaben, alle blieben stehn,
Es horchte die Gemeinde, Greis, Kind und Braut,
Die Stimme draußen sang wie die Nachtigall so laut:

„Liebste Mutter in der Kirche, wo des Mesners Glöcklein klingt,
Liebe Mutter, hör wie draußen deine Tochter singt,
Denn ich kann ja nicht zu dir in die Kirche hinein,
Denn ich kann ja nicht mehr knien vor Marias Schrein,
Denn ich hab ja verloren die ewige Seligkeit,
Denn ich hab ja den schlammschwarzen Wassermann gefreit.
Meine Kinder spielen mit den Fischen im See,
Meine Kinder haben Flossen zwischen Finger und Zeh,
Keine Sonne trocknet ihrer Perlenkleidchen Saum,
Meiner Kinder Augen schließt nicht Tod noch Traum . . .
Liebste Mutter, ach ich bitte dich,
Liebste Mutter, ach ich bitte dich flehentlich,
Wolle beten mit deinem Ingesind
Für meine grünhaarigen Nixenkind,
Wolle beten zu den Heiligen und zu unsrer lieben Frau
Vor jeder Kirche und vor jedem Kreuz in Feld und Au!
Liebste Mutter, ach ich bitte dich sehr,
Alle sieben Jahre einmal darf ich Arme nur hierher.
Sage du dem Priester nun,
Er soll weit auf die Kirchentüre tun —
Daß ich sehen kann der Kerzen Glanz,
Daß ich sehen kann die güldene Monstranz,
Daß ich sagen kann meinen Kinderlein
Wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schein!"

Und die Stimme schwieg. Da hub die Orgel an,
Da ward die Türe weit aufgetan —
Und das ganze heilige Hochamt lang
Ein weißes weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang.

Der Tanz.

Der Schritt der letzten Gäste klang im Flur,
dann wurde dumpf die Haustür zugeschlagen,
und in die Sturmnacht fuhr der letzte Wagen.

Des Hauses junge Töchter blieben nur
allein im Saal, im traumhaft goldnen Glanze
herabgebrannter Kerzen, deren Duft
wie Weihrauchqualm durchzitterte die Luft,
so schwül und schwer noch von dem wilden Tanze.
Die älteste der schlanken Schwestern stand
an dem Klavier, und ihre Lippen sangen
die Walzerweisen, die ihr Herz durchklangen,
bis Ton auf Ton die schmale Rechte fand.

Die müden blonden Zwillingsschwestern kamen
langsam herbei und sangen leise mit,
und wiegten lächelnd sich im Walzerschritt,
als ihre Lieblingsweise sie vernahmen.
Die jüngste aber zog aus ihrem Strauß
langsam der roten Nelke Glut heraus
und steckte sie in ihre Gürtelspange
und raffte schweigend, wie im tiefen Traum,
ihr weißes Kleid und schien's zu merken kaum,
daß sie schon tanzte nach der Schwestern Sange;
mit großen Augen schwebte sie dahin,
langsam und feierlich, als ob sie lauschte,
wie schwer und starr die weiße Seide rauschte
bei jedem Schritt der blassen Tänzerin.

Sie gab nicht acht, daß allgemach verhallten
der Schwestern Stimmen, und sie sah es nicht,
wie leise qualmend auslosch Licht um Licht;
vor ihren Ohren tausend Geigen hallten,
auf ihrem Scheitel lag der Schönheit Glanz
strahlend und heiß, bis rot wie Apfelblüten
die weichen runden Mädchenwangen glühten.

Und immer schneller ward der stille Tanz
und immer wilder. — Ihre Arme hoben
in Seligkeit und Sehnsucht sich nach oben,

um ihre heiße Kinderstirne flog
das langgelöste Haar in blonden Strähnen,
in ihren Augen braunten heiße Tränen,
und tief ihr Haupt sich in den Nacken bog.

Lautknisternd losch die letzte Kerze aus,
die Schwestern riefen fern aus ihrem Zimmer —
hoch atmend aber stand das Kind noch immer,
und horchte, wie der Nordsturm fuhr ums Haus.

Santa Cäcilia.

Langsam und drohend steigt die Wolkenwand,
die Luft ist schwül. Aus angstgepreßten Kehlen
zwitschern die Schwalben. Heidefeuer schwelen
wie Weihrauchbecken qualmend übers Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld
und rüttelt an den weißen Birkenstämmen;
von schwarzer Wetterwolken zackigen Kämmen
posaunengleich des Sturmes Stimme schallt,
und Antwort ruft das purpurdunkle Meer;
mit ehrnen Stimmen singen die Geschwister —
Durch ihrer Orgel heilige Register
spielt die Begleitung, grollend, tief und schwer,
Santa Cäcilia, die blonde Magd.

Auf hoher Wolken Schieferfelsen ragt
hoch eine weiße Burg ins selige Blau.
Um ihre Türme Silbermöwen fliegen,
um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
sich große Lilien, schwer von Duft und Tau.
Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
durch weißer Säle helle Feierstille —
das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle,
naht stumm die Herrin dieser Einsamkeit,
Santa Cäcilia.
Ihre Hände sind,
die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
viel weißer als der Brüstung Marmorquadern.
Gesenkten Hauptes horcht sie auf den Wind,

der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
die blitzend in den Bogenfenstern hängen,
es klingt wie Widerhall von Festgesängen,
ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht,
und wandert götterruhig durch das Licht . . .

Von drunten klingt empor zu ihren Sälen
der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Quälen,
der sich am Fels wie ferne Brandung bricht.
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
die Heilige lächelnd, ihre Finger streifen
die schwarzen Tasten. Durch die Orgelpfeifen
ein Säuseln, wie von Taubenschwingen, geht,
das wächst und schwillt und jubelt auf und grollt;
vom Schlaf gestörte Feuerschlangen recken
sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
und schießen leuchtend nieder.
Weiter rollt
die Fuge, die die weiße Burg durchklingt,
im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen,
und auf und ab die weißen Finger gehen,
und ihre ewig junge Stimme singt . . .

Das Lied der Toten.

Aus dem geborstnen Gefäß, das die Hand des Todes zerschlu
stiegen wir auf wie Rauch, den der flutende Äther trug.
Von des Namens Bann, vom Zwang des Geformten befrei
treiben wir hin im Strom der Lautlosigkeit;
ohne des Schauens Lust, ohn des Verlangens Begier,
ohne der Kälte Qual, ohne der Stunden Maß — ruhen wi
eins mit dem andern vereint, wie das Unbefruchtete harr
wunschlos erfüllt von göttlichen Lebens Allgegenwart.

Aus der Erscheinungen Welt durch der farblosen Nebel Mee
braust der Vergänglichkeit wirbelnde Unrast her.
Zuckt ein Erinnern auf, das wie Kreise im Wasser verrinnt, —
aber vor einem zerreißt es wie Wolken im Wind.
Gleißend in schillernder Schuppen wechselndem Prangen
dehnt sich Staubesversuchung vor Schattenverlangen.

„Herrlichkeit der Erde, die einst ich besessen,
was ist Gott, an deiner Süße gemessen?

Felder in Ähren wispernd, dampfend wie Brot,
Bienenbeuten der Städte, kochend vor Lärm und Not,
Lust des gestillten Hungers, verebbenden Werktags Last,
wenn ich wie ihr versank in atmenden Schlafes Rast,
wenn ich wie ihr in Einsamkeitsschauern gejammert,
wenn ich, lechzend wie ihr, fremdes Leben umklammert:

Mund, den ich küßte, so hast du stammelnd vor Liebe gesprochen,
lügen so seid ihr selig in Wollust gebrochen.
Pochender Pulse Rausch, verströmendes Glück,
lühender Mutterschoß, gib mich der Welt zurück!"

Süßer Erlöser Tod, der die morsche Form zerschlug,
aß uns des reinen Äthers flutende Welle trug.
In dem lautlosen Strom, vom Frohn der Stunde befreit,
reiben wir, eins dem andern untrennbar Geleit.
Ohne zu schaun von ewigem Lichte trinkend,
unschlos in ewigen Friedens Genüge versinkend,
anz geläutert von Furcht, drin das Gezeugte verharrt,
ihn wir erfüllt in Gottes Allgegenwart.

Die Götter Indiens.

Wir sind die Götter Indiens, die von Ewigkeit waren,
de Blüte in unsern Kränzen ist eine Million von Jahren.
Wir wohnen im Schrein am Palmenhain unterm flimmernden Sternenzelt,
ir thronen in der brausenden Stadt, im Nabel der Welt.
Wir träumen in dämmernder Grotten uralt versteinerten Waben
i der Dirnen klirrendem Zymbelschlag, beim Summen der Priesterknaben.
om Weihrauch umqualmt, von Butter gesalbt, beim Brüllen des Muschelhorns
r dürsten nach Blut, in der weißen Glut unseres lechzenden Zorns.
ure hundert Arme gleißen und glühn wie des Sonnenrads Speichen,
f Stirn und Nabel leuchtend sprühn der Gottheit heilige Zeichen.

Unsre tausend Brüste quellen von Milch, unsre Glieder strotzen von Samen,
wir sind's, die am ersten Schöpfungstag aus dem gärenden Urschlamm kamen.
Im dampfenden Dschungel paarten wir uns, wenn der Himmel in Blitzen birst,
mit den schuppigen Kindern der Ströme, und der Wälde trompetendem Fürst, –
wir sahen die Reiche der Welt vergehn wie Frühlingsregen verrinnen,
wir sahen im Lotos den milden Gott, versunken in Sinnen.
Wir haben den stillen Buddha gehaßt, wir hassen den Nazarener,
sein Joch ist sanft, seine Last ist leicht, er ist arm und geduldig wie jener.
Seine weißen Kinder verachten uns, sie verachten die zu uns beten, —
doch der Staub unter ihren Füßen wird sie wie Staub zertreten.
Aus der Erde, die unser Willen hob aus der Südsee strudelnde Tiefen,
sprießt fruchtbar wie der heilige Reis der braune Mann, den wir riefen.
Seltsame Früchte, verderblich und süß, die die blassen Fremden nicht kennen,
sind die Begierden des braunen Manns, die im Blut ihm brennen.
Und ewig wie seine Begier sind wir — Indiens Götter, die ewig waren —
jede Knospe in unsern Kränzen ist eine Million von Jahren.

Alfred Mombert.

Aus „Tag und Nacht".

Schlummerlied.

Leise fällt ein Schnee auf das Land.
Leise fällt ein Schnee auf das Herz.
Bald sind wir zugeschneit.

Wie schön du müde bist,
du junge Frau!

Und rot in weißem Nebel träumt die Sonne,
im Nebel ein feurig Herz.
Es hat sich müd geglänzt,
das hat sich müd geliebt.
Nun will es ruhn; und
schlafen.

Wie schön du schlafen wirst,
du junge Frau.

Winterabend.

Die sinkende Sonne weint blutig auf starren Schnee . . .
Leise leise hör ich dich singen, Sankta Maria . . .

„Mein Mund ist wund und weh, ich hab ihn geküßt.
Mein Leib ist krank und kalt, ich hab ihn gewärmt.
Mein Herz ist hohl und tot, ich hab ihn geliebt" . . .

Leise im Traum hör ich dich singen, Sankta Maria . . .

Aus „Der Glühende".

Nur daß ich wachte.
Nur daß ich eine Fackel trug,
Die zuckend rot den dunklen Gang beblutete,
den steinernen Gang, in dem wir wandelten.
O wie ich wachte!
O jeder Nerv und jeder Zoll ist wach.
Und, während ich hieroben gespannt die Wand beschaue,
fühl ich tiefinnen hinaus — zurück den dunklen Gang! —
und weiß auch: ich fühle — weiß selbst, daß ich weiß! —
Kristalle — Kristalle — leuchtende Kristalle! —
Die Seele erblindet am eignen Glanze! . . .
Der ganze Gang ward von mir ausgewuchert,
ist ein Gewächshaus, drin meine Seele haust —
ist nichts als Ausdruck! Außenform,
die meine Seele launenvoll sich schuf! —
Doch damals ward zugleich ewiger Schmerz geboren:
ward der Gewalt ihr ewiges „Halt!" geboren:

Sie weiß es nicht, warum sie also formte,
warum nicht anders . . .
Und wann ich jetzt die blutende Fackel ans Gewölb stieß,
wußte ich:
Das war in der Seele lange vorher schon getan:
Von einer Urband, die manchmal aus Urtiefen
die blutende Fackel ans Gewölb stößt . . .
Und jetzt lausch ich dem allerspätesten fernsten Echo . . .

Nur: Ich wachte.
Sie aber, düster Volk von Männern,
magre Weiber, greishafte Kinder
schritten schlafend, geschlossene Augen hinter mir,
graue Gesichter schmerzlos stumpf,
etwas seitlich neigten die schweren Häupter.
Nur wann ich manchmal die blutende Fackel ans Gewölb stieß,
glühende Kohlen brannten auf sie nieder,
auf Gesichter schmerzlos stumpf geneigt:
Es zuckte leise darunter —
ach so leise . . .
Eine Spannung —
ach so leise . . .
Ein Wissen, das kaum schon Atmen ist —
ach so leise . . .
Das allerfrühseste fernste Glänzen des Bewußt-Seins —
ach so leise . . .

*

Schlafend trägt man mich
in mein Heimatland.
Ferne komm ich her,
über Gipfel, über Schlünde,
über ein dunkles Meer
in mein Heimatland.

*

Nun ich der Riesen Stärksten überwand,
aus dem dunkelsten Land
mich heimfand
an einer weißen Märchenhand —
Hallen schwer die Glocken.
Und ich wanke durch die Straßen
schlafbefangen.

Aus „Die Schöpfung".

Im Donnersang, da ich erschuf das Meer,
war seine Schöpfung alt, schon tausend Jahre her,
und ich selbst urmitternächtig alt,
und verlor Halt und Gestalt,
verfiel trübsinnig in Traum,
überspritzt von weißem Wogenschaum.
Schreiende Adler, mich beschwirrend,
durch die Höhlen meines Mantels wirrend.

Alle meine Seelen schliefen.
Da hob sich strahlend die Sonne aus den Tiefen.
Ich erschauere,
merkend, wie ich tigerhaft mich belauere:
meine Hand steil zur Wölbung hochgereckt,
und das Himmeldach schon abgedeckt,
die Sonne hinaus zu lassen
in ihre goldnen Gassen.
Und die Hand schafft ohne den Geist,
ich liege von schreienden Adlern bekreist,
es geschieht alles sonder meinen Willen.

Ich liege: stiller Mann im stillen.
Mich überrollt der Luftgeister Gespann,
es fängt ein neues weites Leben an.
Es hebt sich lächelnd die Erde aus den Fluten,
sie ist grün,
ihre seligen Kelche glühn,
mein Auge blickt und blickt,
wie zwischen lichten Birkenruten
eine Meise sich ihr Nestchen flickt.

*

Ich tat große Dinge,
und gab dem Saturn wundervolle Ringe.
Aber da sah ich dann Alles von selber geschehen,
nichts mehr warten und stehen,
mein Geist geriet in Zwang,
hinein in fürchterlichen Zusammenhang,
daß ich wahnsinnig in einer Kette rang.
Seit der Zeit schaff ich nichts Neues mehr.
Sonne und Mond sind mein einziger Verkehr.
Vielleicht noch das Feuer, vielleicht noch das Meer.

Weite Stillen
überwölben meinen Willen.
Unsichtbare Geigen
bereden mich, zu schweigen.

Aus „Der Denker".

In der Nacht überschritt ich den Gebirgpaß
und gelangte an einen See,
da der Mond rot untersank.
Am Ufer stehend,
schöpfend aus der stummen Flut:
hing mein Traumblick
an meiner trankgefüllten Hand.
Da sah ich wie im Spiegel Einen dastehn
am Rande eines ungeklärten Chaos;
dunkel Gewölk war vor seinem Antlitz,
die Hand hielt er hinausgestreckt,
drin ruhte alles uferlose Meer,
aus der Tiefe aufgeschöpft.
Und seltsam war's, daß Jener ganz mir glich,
unzertrennbar, ja schier Eins mit mir.
Nur daß Er fernerher noch,
traumstärker noch
in seine trankerfüllte Hand starrte.

*

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier schweben leichte Wolken dicht drüberher,
die feuchten dir die Stirn und heiße Hände.
Und Wasserstürze singen selig in der Tiefe,
vom Mond durchwühlt.
Besessen hab ich die Welt. Ich sog alle Feuer
in mich hinein, und jedes Glück war mein.

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier ruht der Schlafend-Träumende
zwischen hochgetürmten funkelnden Schätzen;
mitten im Menschlich-Herrlichen.

Aus „Die Blüte des Chaos".

Mein Geist ist draußen auf dem Meer.
Im feuchten Wind auf einem Segelschiff.
Weite Wasser.
Es rauscht.

Ein alter Mann kommt über die Gasse.
Er tritt ein in mein Haus.
Ich hör ihn tappen; auf der Stiege.
An die Stiege schäumt das Meer.
Weiße Möwen umflattern sein Haupt.

Er tritt ein in das Gemach.
Findet mich sitzen im tiefen Hintergrund,
gehüllt in einen alten braunen Mantel.
Er reicht mir eine Hand.
Ich nicke. — Er redet.

Die Schiffglocke läutet.
Es regnet Strich im Süden.
Durch die obern Wolken bricht
Licht in die Ferne — dort am Horizont
fährt ein Segler durch glänzende Gewässer.

Der alte Mann preßt meine Hände.
Er forscht in meinem Antlitz.
Er stiert ins Auge —: findet nicht den Menschen—:
Ein Fisch hebt sein Haupt silbern aus Wogen —:
Meervögel flügeln durchs Gemach:
Prachtweiße Schweber mit hellem Schrei.

*

Als ich erwachte, atmete das Meer
und blickte in den Mond. Bei mir im Boot
saß hoch ein Schatten. Einen silbernen Helm
auf dem Haupt.
— Ich griff nach ihm, ich griff
in leere Luft. Und meine Hand erschien
im Wasser nachgespiegelt, ganz in Silber.

Ich sprach: Du bist so kalt und klar,
es fließt dein Blut in Silberadern,
es schießt die Möwe frei durch deinen Leib,
du wohnst auf glattem Spiegel hier im Mondlicht.
Du willst und hoffest nicht. Du rührst dich nicht.

Er sprach: Du bist so grausig göttlich,
voll ringender Geburten, und ist dein Antlitz
zermalmt und ausgebrannt von Gier und Wahnsinn,
du wohnst in Abendlandschaft, überschüttet
von wüstem Traum-Gestein und großen Spinnen.
Du träumst und stürmst. Du lebst.

Und danach lehnte sich der Schatten zärtlich
an meine Brust. Ich fühlte kühl am Haupt
den Silberhelm.

Aus „Der Held der Erde".

Alles ist hier.
Hier sind Berge, sind ziehende Wolken.
Viele Seen, weite Frucht-Ebenen.

Alles ist hier.
Wälder, Wald-Wiesen, liebliche Weiden.
Täler voll Vogelsang.

Und hier steht mein Zelt:
bei einem klaren Brunnen
rein erbaut aus Element:
aus Äther, Meer, aus Licht;
aus Geist des Menschen.
Da wehen die Winde.
Veilchen und Tulpen beblühen seinen Strand.

Drinnen sitze ich nachts.
Dann ruht die Mond-Sichel
silbernfromm auf meiner Schulter.
Bei mir sitzt die himmlische Tänzerin.
Vollendet ist die Zeit in meinem Herzen.
Draußen ist der Gesang aller Sänger der Welt.

*

Plejaden-Gott: du legtest dich zur Ruhe
mitten in die Glut deiner geliebten Gestirne.
Während du schläfst, drängen sich die Welt-Geister
um dein Lager, sie bestaunen dich,
schütten noch die Gluten fernerer Sonnen
über dich aus, dich zu glückseligen.

Derweilen wandre ich auf der grünen Erde.
Ich sammle die Blumen und die sanften Schilfe
an Wasserfällen und an stillen Weihern.
Jungfrauen stehen hoch auf Felsen,
lächeln herab, und segnen,
da mir Müdigkeit hellschäumenden Frühlings
hold, hold die Lider schließt.

Und wir Beide träumen voneinander.
Aus deinem Traum reckst du die Hände
hin nach dem grünen Blattwerk meiner Erde:
möchtest die Wasser schöpfen, möchtest die Moose sammeln,
möchtest Nebelwölkchen umarmen.
Die Schmetterlinge!
Die schwankenden Baumwipfel!! — —

Ich sitze schlafend unter einer Buche.
An mein Herz pressen meine Hände
einen Strauß der bunten Passifloren;
bis sie plötzlich von der Erde sich lösen.
Du Leuchtend-Ferner beugst dich über mich.
Es wird aber jetzt die Seele von deinen Blicken
ganz durchstirnt, ganz durchgefunkelt,
sie ist Flammen-Trägerin der Geister,
und verflicht sich in das Haar des Morgensterns

Wunderbar vermählt sich alles Welt-All:
Der Plejaden-Gott und der Held der Erde

Christian Morgenstern.

Erdriese.

Grab tausend Klafter
hinab in den Grund,
da weckt dein Scheit
ein hallend Gewölb —:
den Kugelkerker
aus zwölffachem Erz,
darin Erdriese
gefangen.

Hörst du ihn
bei seinem Werk?
Mit Fersen und Fäusten
stampft und stößt er,
wirft mit dem breiten Nacken
sich dumpf an die Wände,
scharrt mit Nägeln und Zähnen . .
lautlos nun,
und nun brüllend
wie zehntausend Stiere.

Gleich einer Espe
zittert der Ball . .
Die Meerunholde
schrecken aus ihrem Spiel
und stürzen den Festen zu . .
Die Feuerhexen
schießen mit sprühendem Brandhaar
aus ihren Küchen . .

Die Acker- und Felsenschläfer
rücken und recken sich:
Städte und Länder
versinken
in Trichtern und Schächten.

Hörst du ihn noch?
Ward er nun still?
Horch!
Er schnarcht!
Wie es brummt und sägt! . .
Nun schläft er, der Alte.

Legende.

Vom Tisch des Abendmahls erhob
der Nazarener sich zum Gehn
und wandte sich mit seiner Schar
des Ölbergs stillen Wäldern zu.

Erloschen war der Wolken Glut;
in Hütt und Höfen ward es licht;
hell glänzten nah und näher schon
die Fenster von Gethsemane.

Aus einer Scheune klang vertraut
das Tanzlied eines Dudelsacks,
und Mägd und Bursche drehten sich
zum Feierabend drin im Tanz.

Und Jesus trat ans Tor und sah
mit tiefem Aug dem Treiben zu . .
Und plötzlich übermannte ihn
ein dunkles, schluchzendes Gefühl.

Und, Tränen in den Augen, trat
er zu auf eine junge Magd
und faßte lächelnd ihre Hand
und schritt und drehte sich mit ihr.

Ehrfürchtig wich der rohe Schwarm;
die Jünger standen starr und bleich, —
Er aber schritt und drehte sich
als wie ein Träumer, weltentrückt.

Da brach auf eines Jüngers Wink
des Spielers Weise jählings ab —
ein krampfhaft Zucken überschrak
des Meisters hagre Hochgestalt —:

Und tiefverhüllten Hauptes ging
er durch das Tor dem Garten zu . .
Wie dumpf Gestöhn verlor es sich
in der Oliven grauer Nacht.

Bestimmung.

Von dieser Bank hinauszuträumen,
wenn ferner Erdsaum, lichtverwaist,
entgegen den gestirnten Räumen,
die Sonne dampfend überkreist! . .

Da fühle deine treue Erde,
wie sie ihr Weltwerk schafft und schafft,
daß jedes Land gesegnet werde
von ihrer Mutter trunkner Kraft!

Und wie du heiß die Arme breitest,
von mächtigem Gefühl erfaßt,
und dein Gemüt zur Menschheit weitest,
die dumpf und dunkel liebt und haßt —

ergreifst du, was du bist, von ferne,
und was du darfst und was du mußt,
und wirst dir deiner guten Sterne
von neuem still und stolz bewußt.

Abendläuten.

In deine langen Wellen,
tiefe Glocke,
leg ich die leise Stimme
meiner Traurigkeit;
in deinem Schwingen
löst sie
sanft sich auf,
verschwistert nun
dem ewigen Gesang
der Lebensglocke,
Schicksalsglocke,
die
zu unsern Häupten
läutet, läutet, läutet.

Nordstrand.

Tiefsinnig blaun die Berge durch die Dämmernacht,
(im Dorf die Glocke scholl soeben zwölf)
vom wolkenvollen Himmel brütend überdrückt,
vom regungslosen Fjorde bleiern eingefaßt.

Und eine Stille! Hämmer schmieden hallend Erz, —
unzählige Glocken läuten Sturm, — Gesang
erfüllt die Lüfte, — Unterweltliches reckt sich dumpf, —
ein Ringen wie von Schatten wälzt sich durch den Raum, —
und aus der Ferne klagt ein langgezogener Ton — — —

Herbstschlacht.

Ich ging den Berg hinauf nach Haus.
Um mich nächtlicher Herbstwindbraus.

Stille und Stoß. Stille und Stoß.
Die Kurortlandschaft ward sterbend — groß!

Ich ging — mir klang wie dumpf Dodona-Erz:
„Dies ist der Herbst, der bricht dir noch das Herz."

Und aber kommt, den Tod in der Faust,
eine neue Windsbraut einhergebraust.

Vierer Trompetenbäume Laub
wird auf ein einziges Mal ihr Raub.

Wie ein Steinschlag vom Bergeskamm
übermuhrt es den breiten Damm.

Wie in Buonarottis Gericht
schaudert's herab durch das fahle Licht.

Noch ein Blatt, noch zwei, noch drei,
gaukelnd, schaukelnd, — dann ist's vorbei.

Ich wate hindurch ... Durch Astgitter Leere
dämmert der Hochalpen schneeige Hehre.

Schon baut der Winter an seinem Nest
hoch droben ... Nun, Herz, sei doppelt fest!

Glockenton nach Mitternacht.

Eine Glocke in stiller Nacht ...
Was mag sie wollen? Was ist geschehn?
Nirgends Feuerzeichen zu sehn.
Nirgends eine Seele, die wacht.

Klingt es nicht, als schlüge sich
dumpf wer an die Brust von Erz:
Schmerz — Schmerz — Schmerz — Schmerz.
Welt, mein Ich, wie quälst du mich!

Doch, sagt Meister Eckehart,
war auch solche dunkle Klage
schon am Anfang aller Tage
Seinem Geiste Gegenwart.

Seinem Geist? O Mund, gib Ruh;
laß mich nicht in Worte fallen.
Einer Glocke nächtlich Lallen
darf mich lehren; doch nicht du.

Die Fußwaschung.

Ich danke dir, du stummer Stein,
und neige mich zu dir hernieder:
Ich schulde dir mein Pflanzensein.

Ich danke euch, ihr Grund und Flor,
und bücke mich zu euch hernieder:
Ihr halft zum Tiere mir empor.

Ich danke euch, Stein, Kraut und Tier,
und beuge mich zu euch hernieder:
Ihr halft mir alle drei zu Mir.

Wir danken dir, du Menschenkind,
und lassen fromm uns vor dir nieder:
weil dadurch, daß du bist, wir sind.

Es dankt aus aller Gottheit Ein-
und aller Gottheit Vielfalt wieder.
In Dank verschlingt sich alles Sein.

Wasserfall bei Nacht.

I.

Ruhe, Ruhe, tiefe Ruhe.
Lautlos schlummern Menschen, Tiere.
Nur des Gipfels Gletschertruhe
schüttet talwärts ihre
Wasser.

Geisterstille, Geisterfülle,
öffnet eure Himmelsschranke!
Bleibe schlafend, liebe Hülle,
schwebt, Empfindung und Gedanke,
aufwärts!

Aufwärts in die Geisterhallen
taste dich, mein höher Wesen!
Laß des Leibes Schleier fallen,
koste, seingenesen,
Freiheit!

II.

Unabläßig Sinken
weißer Wogenwucht,
laß mich, deine Bucht,
dein Geheimnis trinken.

Engel wölken leise
aus der Wasser Schoß,
lösen groß sich los
nach Dämonenweise.

Strahlen bis zum bleichen
Mond der Häupter Firn . . .
Und auf Schläfer-Stirn
malen sie das Zeichen . . .

Taufen gern Erhörten
mit der Weisheit Tau.
Und von ferner Schau
dämmert dem Enttörten.

Sprüche.

Zu allen, ja zu allen möcht ich kommen,
tief übers Einzelmenschliche hinaus.
Als Geist nur aus der Ferne kann man frommen,
ein Mensch ist nur ein Mensch bei sich zu Haus.
Nur in der Ferne wird er wirklich strahlen,
und aus der Nähe wird sein Licht bald blind,
da müssen alle wir dafür bezahlen,
daß wir nicht Geister nur, auch Körper sind.

*

Niemanden haſſen,
jeden belaſſen
in ſeinem Weſen,
in jedem leſen
die ewige Meinung,
das macht geneſen
zum Allumfaſſen,
zur Allvereinung.

*

Geduld, du ungeheures Wort!
Wer dich erlebt, wer dich begreift,
erlebt hinfort, begreift hinfort,
wie Gottheit ſchafft, wie Gottheit reift!

Klara Müller.

Aus „Mit roten Kreſſen".

Mit roten Kreſſen hatt ich mich geſchmückt —
Du haſt ſie jäh an deiner Bruſt zerdrückt.

Mit bleichen Wangen bot ich dir den Gruß —
In Flammenwogen tauchte ſie dein Kuß.

Mit ruhigem Herzſchlag trat ich zu dir her, —
und nun, und nun: ich kenne mich nicht mehr . . .

*

Nun lachſt du mich verſtohlen an
mit dunklem Auge, du fremder Mann;
mit brennender Lippe ſtreifſt du mich —
heiß pocht mein Herz: ich kenne dich!

Aus ſchwüler Träume Zauberſpuk,
aus wüſten Schemen voll Lug und Trug,
aus Frühlingsnächten voll Windeswehn
hab ich dein Bild mir winken ſehn!

Aus düſter flammendem Morgenrot,
das Hagelſchauer den Saaten droht,
aus lohendem Blitz, wenn ein Wetter braut,
hat ſchon dein Auge mich angeſchaut . . .

Nun trittst du selbst in meinen Pfad:
Ich weiß, daß mein Verhängnis naht;
mit brennender Lippe streifst du mich —
wild rast mein Blut — ich grüße dich!

Fabrikausgang.

Bleigraue Schatten zittern durch die Luft,
aus hohen Essen quillt ein blauer Duft.
Durch Steingefüge dröhnt der Hämmer Ton.
Um Erzgeäst schwirrt dumpf die Transmission,
schwirrt stumpf und dumpf, noch eh' die Sonne kam,
bis daß der Tag verglüht in Zorn und Scham,
bis daß die Nacht barmherzig deckt die Qual —
Ein Glockenzeichen gellt im Arbeitssaal.

Da stockt der Lärm — und kreischend geht das Tor:

Ein Jüngling stürmt, ein Knabe fast, hervor;
im staubigen Rock, die Mütze tief im Genick,
ein frohes Leuchten noch im Kinderblick,
staunt er die Welt wie neugeboren an —
da schiebt ihn seitwärts schon sein Nebenmann.

Da drängt's hervor wie flügellahme Brut,
da wächst und wogt des Elends graue Flut:
Mit bangem Blick die blasse Mutter hier, —
zu Hause weint der Säugling schon nach ihr.
Das Mädel dort, Chrysanthemum am Hut,
— in flacher Brust erlogne Liebesglut, —
das frech vertraut dem nächsten Burschen nickt, —
der Mann, der stieren Auges vor sich blickt, —
und nun der Greis, der matt nach Hause wankt
und für den Hungerlohn dem Schöpfer dankt . . .

Des Landes Mark, der Großstadt Kraft und Glut
verschlingt des Elends uferlose Flut.

Mit müdem Schritt, die Stirn gesenkt und schwer,
zur Heimstatt zieht der Arbeit Sklavenheer,
zu kurzer Rast, daß schlafgestärkt die Kraft
beim nächsten Morgengraun aufs neue schafft.
Mit frischer Gier, mit niegestillter Wut
trinkt die Maschine ihres Herzens Blut.

Vorüber ziehn, in seltsam scheuer Hast,
sie an der Arbeitsherren Prunkpalast:
den Tisch, der dort vor Überfülle bricht,
sie deckten ihn; doch ihnen blüht er nicht ...

Zwei Männer nur, den Hammer in der Hand,
bemmen den Blick und starren unverwandt
in all den Glast, der Freude goldenen Sitz;
aus ihren Augen zuckt des Hasses Blitz.
— So blickt der Leu, wenn sich die Schlange regt, —
sie wissen wohl, wohin ihr Fuß sie trägt,
sie schaun ihr Ziel, so sternenlicht und weit ...
Und um sie braut die große Einsamkeit,
die schwere Ruh. —
Vom Himmel dichtgedrängt
die schwarze Wolkenmasse niederhängt,
indes am freien Horizont verloht
sturmdunklen Blicks ein blutig Abendrot.

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Zu jung.

In der Tempête längs des Saals schassiert,
auf jungem Pferd durchs Heidland galoppiert,
die Quart geschlagen und die Quart pariert,
oder den Stierkopf Weins zum Mund geführt, —
was tat ich lieber?

Viel lieber ist mir als der tollste Tanz
weißblonder Schultern matter Seidenglanz.
Und bei der Reitjagd seh ich unverwandt,
wie fest das Kleid um ihre Hüften spannt.

Ein junger Haß macht Hieb und Herzen heiß,
und junge Freundschaft wohl zu zechen weiß,
doch Streicheln ist so hold, und hart der Schlag, —
ich liebe lieber, als ich hassen mag.

Die Hand ist strenger Ritterschaft nicht wert,
sie liegt in Locken lieber, als am Schwert,
sie streifte auch den Wappenring wohl ab
für einen Reif, den ihr die Liebe gab!

Jagdlied.

Die Hohe Jagd hebt wieder an,
ich sag's den Herren allen,
ich sag es Fürst und Edelmann:
Damhirsch und Hirsch muß wieder dran,
den keiner noch im Schuß gewann,
muß fallen!

Die Graugans zieht, die Ente quarrt
im Abendrotglutscheine.
Was dort in zwanzig Enden starrt
und mit gesplißnem Hufe hart
den nachtfrostfesten Boden scharrt,
ist meine!

Aufschreit der Schuß, der Bracke lärmt
durchs Blau des Fingerhutes, —
die Welt, die drüben sorgt und härmt,
und für die kleinen Leute schwärmt,
in Woll und Watte sie sich wärmt,
und wir sind Herrenblutes!

Dreigespräch.

Der Abend sank, des Parks Kastanien rauschten,
ihr Schatten schwankte dunkelnd durch den Saal,
drin wir zu dritt Dämmergespräche führten.
Der eine saß — ein letzter Funken Licht
hing noch im Silberrade seines Spornes
und koste eine alte liebe Hand,
der andre in der grünen Joppe sprach:
„Mich soll einmal des Waldes Erde haben,
tief drin im Walde sollt ihr mich begraben!
Um die Hirschhaut, darein ihr mich legt,
die Buche die feinen Wurzeln schlägt
und hält mich in ihren Armen fest,
wie die Mutter ihr totes Kind nicht läßt.
Dann schnürt des Nachts der Fuchs vorbei,
er wittert und lauscht dem Eulenschrei.
Und fegt der Bock und schlägt mit dem Lauf,
dann weiß ich da unten: Die Jagd geht auf!
Dann hör ich von ferne der Treiber Schrein,
dann kommen die Vettern vom Brandenstein,

von Ranis und Ludwigshof durch den Wald,
und es knackt das Gestrüpp, und die Büchse knallt,
und die Rüden kläffen, das Echo klingt,
in den Buchenkronen der Herbststurm singt,
und fern im Grund, in der Häher Schrei,
da klingen die Hörner so weich und frei,
und das alte Jägerherz jubelt mit Macht:
Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht!"

Der andre in der Lederweste sprach:
„Lacht mich nicht aus und denkt nicht drüber nach!
Mir kam bei meines ‚Sperbers' Galoppaden,
— es war im Großen Preis von Baden-Baden —
einmal ein Wunsch: Hier, hinterm Hindernis,
da trügst du leicht des Grabes Finsternis!
In des Geläufes weichen Sand vergraben,
wo landend ihn der Huf der Gäule schlägt,
da möcht ich meine letzte Stätte haben,
wenn mich der Tod einmal vom Sattel fegt!
Da hör ich über mir wie Regentropfen
in heißem Hetzen harte Hufe klopfen
und hör die Eisen leise klingen,
und hör der Peitschen Sausen und Singen,
und hör das süßeste aller Lieder,
das Lederknirschen der Sättel wieder!
Und wenn da droben das Feld hinschießt,
tief im Grab eine welke Hand sich schließt,
eine Zügelhand, die nicht vergessen kann,
Und ein Reiterherz weint zur Sonne hinan:
Das höchste Glück der Erde
liegt auf dem Rücken der Pferde!" —

Im Saale wird es dunkler. Eine Stimme,
— ach, eine liebe alte Stimme, — sagt:

„Dreifach hat Gott der Frau das Glück geschenkt:
Drei Kinderstuben sieht sie sacht sich füllen,
draus ein Geschlecht den Schritt ins Leben lenkt.

Und dreimal hilft er unsre Tränen stillen,
wenn die Geschwister, wenn die Kinder dann,
und dann die Enkel ihren Weg erfüllen.

Drei Kinderstuben wieder leer — was dann?
Soweit bin ich, und näher wohl als ihr
steh ich der großen Frage: Wo und wann?

So möcht ich denn, ich könnt von meinem Grab
hierher ins Schloß, ins Kinderzimmer sehen,
Ich seh im sonnigen Raume auf und ab
unsres Geschlechtes junge Mütter gehen,
ich seh sie fromm den Erstgebornen stillen,
die Kinderstube seh ich sacht sich füllen,
und immer wieder kommt das große Glück
für meine toten Augen mild zurück.
Die runden Stirnchen und die seidnen Haare,
das süße Ungeschick der ersten Jahre,
der kurzen Händchen unbeholfnes Greifen
nach Vaters Augen und nach Mutters Schleifen,
und dann versucht der kleine Kerl zu gehen
und redet klug, — und niemand kanns verstehen,
die Spiele dann, und dann, ach, wird er groß,
und sitzt nicht mehr auf seiner Mutter Schoß,
und braucht nicht mehr die tausend Zärtlichkeiten,
die Mutterhände selig um ihn breiten.
Und immer schneller wandelt Jahr um Jahr
und nimmt der Mutter, was ihr Liebstes war,
denn ihres Kindes liebste Jahre sind
doch jeder Mutter die, da es noch Kind!
Und diese Jahre möcht ich wieder sehen,
solang noch unsres Schlosses Mauern stehen!" —

Ganz dunkel wars geworden. Überm Park
stand schwer und massig eine Wetterwolke.
Die Eichen grollten im Septemberwinde,
die ersten Blitze warfen kühn und grell
ins Meer der Dunkelheit den Tropfen Tag,
und ein geheimnisvolles Amen rief
aus fernem Land der große Donner her.

Die Mauer-Ballade.

Monteton, wo ist deine Mauer?
Chalençon, wo ist dein Schwert?
Wo ist dein Turm, Tournefort?

Schwerter des Adels, wie schnitten sie glatt und gut,
Schwerter des Adels stumpften im dicken Plebejerblut.

Tourneforts Turm ist schwarz und leergebrannt,
seines Turmhelms seidene Wappenfahne verbrannt.

Und über die Mauer des Schlosses der Monteton
„Vive le son!"
flattern blutige Fetzen des Liedes
„Vive le son des canons!"

Diesseit der Mauer kämpft ein Edelmann,
tollkühn und hoffnungslos und stets voran, —
wozu? — Rot wird der Erde grüner Grund,
bitter, bitter, bitter lacht sein Mund . . .
Jenseit der Mauer heult ein schmutzig Meer
in gierigen, greifenden, feigen Wellen her, —

diesseits, jenseits, — wer wußte am Abend das noch?
Die Mauer lag, die Luft nach Kräutern roch,
Mauerzinne? — ein umgesunkener Friedhofstein,
Klageweiber, die Wolken, weinten Tränen ins Gras hinein

flackernde Leichenlichter: — Turm, Giebel und Balkon,
Bahre der Pflasterstein für den Monteton.
Von den Hunden der Gasse besiegt und todeswund, —
bitter, bitter, bitter lacht sein Mund.

Monteton, wo ist deine Mauer?
Chalençon, wo ist dein Schwert?
Wo ist dein Turm, Tournefort?

Mauer ist uns der Richter, vom König bestallt,
Schwert ist uns des Heeres Kolonnengewalt,
Turm die Kirche, — steil ist der Turm und alt!

Doch in Notre Dame auf dem Hochaltar
ein nacktes Weib bringt schändliche Opfer dar,
eine nackte Dirne lärmt, kreischt und singt,
Gebrüll von Trunkenen wirr den Dom durchdringt.

Und Richter, — ja Richter sind wohl da,
wie sie verruchter kein menschliches Auge sah!
Ein Metzger mit blutiger Schürze sitzt vor,
Der Lüge gehört sein fleischiges Ohr,

Beisitzer: Zuhälter und Pferdeknecht,
Ankläger ein Dieb, — der klagt wohl recht!
Und Spruch auf Spruch, wie die Sichel surrt und droht:
Zum Tod!
Zum Tode alles, was edel und still,
zum Tode Cadore, zum Tod d'Anville,
zum Tode alles, was besser als sie,
zum Tode Clermont und Normandie,
zum Tod!
Spruch auf Spruch die Sichel surrt und droht,
Monteton, wo ist deine Mauer?! —

Die Keller des Temple sind tief, ja tief,
tiefer das Leid, das darinnen zu Ende lief!

Halbfaul ist der Korb, doch die greise Herzogin ruht
nicht stolzer im Thron, als auf dem verworfenen Gut,
und um sie stehen Marschall und Komtur,
die alten Namen des Hofes, die Dames d'atour,
und neigen sich zierlich und lächeln leicht und frei.

Räder donnern oben am Fenster vorbei,
das Pflaster dröhnt,
das Singen tönt:
„Vive le son des canons!“

Das Heulen von Hunden, die ihre Ketten zerrissen,
das Brüllen von denen, die nicht zu feiern wissen,
der Schrei des Gemeinen, der Edles vernichten will, —

aber drunten ist's hell und still.
Keine Stirne wird blaß, keine Wimper bebt,
sie erleben den Tod, wie sie das Leben gelebt!

Eine schreckliche Uhr ist die Kerkertür,
jede halbe Stunde knarrt sie gräßlich,
Le Coucou, der Henker, langarmig, häßlich,
Le Coucou tritt herfür,
der nicht die Jahr des Lebens mehr zählt,
nicht mehr die Monde, bis du vermählt,
Komtesse de Neuilly!
Tief beugt vor der Herzogin sie das feine Knie,
und mit ihr Damen des Hofes drei und viere,
und mit ihr neigen sich tief die Kavaliere,

und sie steht mit lächelnden Lippen da:
„Monsieur le bourreau, votre bras!“

Der Weg durch Paris, der Weg zum Tod, —
Wellen des Liedes fluten heiß und rot
„Vive la carmagnole!“
aber ihnen ist wohl,
sie gehen zum Tod ohne Zögern und Zaudern,
sie gehen dahin und lachen und plaudern,
sie wissen, was sie jetzt zusammenhält,
das ist eine Mauer, hoch wie die Welt,
alle Steine fallen, — steilauf die Mauer strebt
lächelnd sterben sie wie sie lächelnd gelebt. —

Monteton, das ist unsere Mauer,
Chalençon, das ist unser Schwert,
das ist unser Turm, Tournefort!

Konrad Nies.

Ein Herzblutstropfen.

Ein roter Stein in einem goldnen Ring: —
aus wundem Herzen quoll ein Tropfen Blut . . .
ein Funke stob aus früh verlöschter Glut,
den unsichtbare Hand im Steine fing . . .

Tot ist der Traum, der durch das Herz uns ging —
er starb, wie alles stirbt, was schön und gut,
verschlungen von des Lebens wirrer Flut. —
Was glühst du noch, du roter Stein im Ring? . .

Ein altes Märchen durch den Sinn mir webt
vom Ritter, dem, weil er den Freund schlug tot,
ein blut'ger Tropfen stets am Finger klebt. —

Heiß brennt der glühe Stein am Finger mir —
es ist die starre Träne, blutigrot,
um eine Liebe, die erschlagen wir.

Friedrich Nietzsche.

An den Mistral.

Ein Tanzlied.

Mistral-Wind, du Wolkenjäger,
Trübsal-Mörder, Himmels-Feger,
Brausender, wie lieb ich dich!
Sind wir zwei nicht eines Schoßes
Erstlingsgabe, eines Loses
Vorbestimmte ewiglich?

Hier auf glatten Felsenwegen
lauf ich tanzend dir entgegen,
tanzend, wie du pfeifst und singst:
Der du ohne Schiff und Ruder
als der Freiheit freister Bruder
über wilde Meere springst.

Kaum erwacht, hört ich dein Rufen,
stürmte zu den Felsenstufen,
hin zur gelben Wand am Meer.
Heil! da kamst du schon gleich hellen
diamantnen Stromesschnellen
sieghaft von den Bergen her.

Auf den ebnen Himmels-Tennen
sah ich deine Rosse rennen,
sah den Wagen, der dich trägt,
sah die Hand dir selber zücken,
wenn sie auf der Rosse Rücken
blitzesgleich die Geißel schlägt, —

sah dich aus dem Wagen springen,
schneller dich hinabzuschwingen,
sah dich wie zum Pfeil verkürzt
senkrecht in die Tiefe stoßen —
wie ein Goldstrahl durch die Rosen
erster Morgenröten stürzt.

Tanze nun auf tausend Rücken,
Wellen-Rücken, Wellen-Tücken —

Heil, wer neue Tänze schafft!
Tanzen wir in tausend Weisen,
frei — sei unsre Kunst geheißen,
fröhlich — unsre Wissenschaft!

Raffen wir von jeder Blume
eine Blüte uns zum Ruhme
und zwei Blätter noch zum Kranz!
Tanzen wir gleich Troubadouren
zwischen Heiligen und Huren,
zwischen Gott und Welt den Tanz!

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
wer sich wickeln muß mit Binden,
angebunden, Krüppel-Greis,
wer da gleicht den Heuchel-Hänsen,
Ehren-Tölpeln, Tugend-Gänsen,
fort aus unserm Paradeis!

Wirbeln wir den Staub der Straßen
allen Kranken in die Nasen,
scheuchen wir die Kranken-Brut!
Lösen wir die ganze Küste
von dem Odem dürrer Brüste,
von den Augen ohne Mut!

Jagen wir die Himmels-Trüber,
Welten-Schwärzer, Wolken-Schieber,
hellen wir das Himmelreich!
Brausen wir . . . o aller freien
Geister Geist, mit dir zu zweien
braust mein Glück dem Sturme gleich.

Und daß ewig das Gedächtnis
solchen Glücks, nimm sein Vermächtnis,
nimm den Kranz hier mit hinauf!
Wirf ihn höher, ferner, weiter,
stürm empor die Himmelsleiter,
häng ihn — an den Sternen auf!

Vereinsamt.

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach, wie lange schon!
Was bist du Narr
vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied im Wüstenvogel-Ton! —
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein,
weh dem, der keine Heimat hat!

Sils-Maria.

Hier saß ich, wartend, wartend, — doch auf nichts,
jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da, plötzlich, Freundin! wurde eins zu zwei —
— Und Zarathustra ging an mir vorbei . . .

Bei der dritten Häutung.

Schon krümmt und bricht sich mir die Haut,
schon giert mit neuem Drange,
so viel sie Erde schon verdaut,
nach Erd in mir die Schlange.

Schon kriech ich zwischen Stein und Gras
hungrig auf krummer Fährte,
zu essen das, was stets ich aß,
dich, Schlangenkost, dich, Erde!

Der Weise spricht.

Dem Volke fremd und nützlich doch dem Volke,
zieh ich des Weges, Sonne bald, bald Wolke —
und immer über diesem Volke!

Die Sonne sinkt.

1.

Nicht lange durstest du noch,
verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich's an;
— die große Kühle kommt . . .

Meine Sonne stand heiß über mir im Mittage:
seid mir gegrüßt, daß ihr kommt,
ihr plötzlichen Winde,
ihr kühlen Geister des Nachmittags!

Die Luft geht fremd und rein.
Schielt nicht mit schiefem
Verführerblick
die Nacht mich an? . . .
Bleib stark, mein tapfres Herz!
frag nicht: warum? —

2.

Tag meines Lebens!
Die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte
Flut vergüldet.
Warm atmet der Fels:
Schlief wohl zu Mittag
das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
In grünen Lichtern
spielt Glück noch der braune Abgrund herauf.

Tag meines Lebens!
Gen Abend geht's!
Schon glüht dein Auge
halb gebrochen,
schon quillt deines Taus
Tränengeträufel,
schon läuft still über weiße Meere
deiner Liebe Purpur,
deine letzte zögernde Seligkeit . . .

3.

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!
— Lief ich zu rasch meines Weges?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein Glück mich noch ein.
Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit,
müßig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
näher mir süße Sicherheit,
wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch,
schwimmt nun mein Nachen hinaus . . .

Um Mitternacht.

Eins! O Mensch, gib acht!
Zwei! Was spricht die tiefe Mitternacht?
Drei! „Ich schlief, ich schlief —
Vier! „Aus tiefem Traum bin ich erwacht!
Fünf! „Die Welt ist tief —
Sechs! „Und tiefer, als der Tag gedacht.

Sieben! „Tief ist ihr Weh, —
Acht! „Lust — tiefer noch als Herzeleid!
Neun! „Weh spricht: Vergeh!
Zehn! „Doch alle Lust will Ewigkeit —,
Elf! „— Will tiefe, tiefe Ewigkeit!"
Zwölf!

Theobald Nöthig.

Vor dem Christuskopf.

(Gemalt von Gabriel Max.)

Ich war allein im Saal — von außen her
drang nur gedämpft zum Ohr des Marktes Toben,
als wenn von fern man brausen hört das Meer.

Den Sessel nah zum Bilde hingeschoben,
das hell sich hob von dunkler Draperie,
hielt ich mein Auge fromm zu ihm erhoben.

Die bleiche Lippe schien, als hätte sie
sich erst von jenem Schmerzensruf geschlossen:
„Eli, Eli lama asabthani?"

Das Auge hatte Tränen noch vergossen,
bevor sein Lid sich schloß, umflort von Nacht,
auf dorngekrönte Stirn war Blut geflossen.

Den Heiland sah ich, der mit letzter Macht,
indes sein Haupt schon sinkt verscheidend nieder,
den Todesseufzer haucht: Es ist vollbracht!

Schmerzlich bewegt erhob ich mich, und wieder
warf ich den Blick von ferne auf das Bild,
und siehe, offen standen nun die Lider.

Ein Blick traf mich, der unbeschreiblich mild,
ein Lächeln sah ich um die Lippen schweben,
das jede Trübsal, jede Träne stillt.

Mir war, als wollten sie den Trost mir geben:
ich bin die Liebe, hab erlöst auch dich!
Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;
niemand gelangt zum Vater, denn durch mich!

Georg Freiherr von Ompteda.

Reiterschlacht.

„Es geht in die Schlacht! es geht in die Schlacht!
Nun laßt die Trompeten schmettern!
Nun fahret darein wie der Blitz in der Nacht,
mit Leuchten und Donnern und Wettern!
Nun lasset den Rossen den wilden Lauf,
kein Zügel halte ihr Rasen auf!
Nun brauset dahin über Flur und Feld!
Nicht zurückgeschaut! Was fällt, das fällt!
Und reitet zu Boden, was sich euch stellt!
Dem Reitersmanne gehört die Welt!"

Und wir brausten dahin, daß die Erde klang,
der Trompeter blies, daß sein Horn zersprang.
Ein rollender Donner dröhnte durchs Tal . . .
Ein Wutschrei verdoppelt tausendmal.
Mit wildem Gebrüll, in geschlossenen Reihn
ging's wie der Blitz in den Feind hinein.
Ein eherner Wall, in funkelnder Wehr . . .
Verderben und Tod rings um uns her.
Wir rannten zu Boden, was vor uns stand,
und unter den Hufen der Feind verschwand . . .
Die Erde stiebte und hüllte uns ein
in dichte Wolken: der Waffenschein
erlosch in tiefer, in dunkler Nacht,
im Staube, dem Pulver der Reiterschlacht.
Nur rechts und links ein prasselnder Laut,
den Nebenmann hat keiner geschaut.
Ein dumpfer Donner und Waffengeklirr . . .
ein Säbelgeraffel und Klingengeschwirr . . .
ein schwerer Fall . . . ein Wehegeschrei . . .
und Rossesschnauben . . . dann alles vorbei.
Aus der Ferne verklingender Hufesschlag . . .
der Staub verzogen und wieder Tag.
Gefallene Rosse im Kreise herum . . .
viel hundert Reiter am Boden stumm . . .
Nach Siegestaumel die ewige Ruh.
Bluttriefender Lorbeer deckt sie zu.

Gespenstige Stille auf weitem Plan.
Erquickender Frieden nach kurzem Wahn . . .
Wie ein Traum vorüber die Reiterschlacht . . .
Und über das Blachfeld sinkt nieder die Nacht.

Reue der Nacht.

Nun dunkeln wieder die Felder,
rot brennt im Korn der Mohn,
nun schatten wieder die Wälder,
grell schwingt der Grillenton.

Die Sonne blutet. Es funkeln
die Sterne am Himmelszelt.
Es schlägt den Mantel, den dunkeln,
der Herrgott um die Welt.

Zwei scheue Stirnen sinken
und möchten wieder zurück:
der Reue Tränen trinken
sie aus verdorbenem Glück.

Und in dem großen Schweigen,
in tiefer, bedrückender Nacht,
sich zwei zueinander neigen:
„Was hast du aus mir gemacht!"

Winter.

Ruhen still die Toten unterm Schnee
von des Lebens Länge, Lust und Weh,
ruhen noch, wenn frisch das Land begrünt,
Fehl und Schuld und Irrtum längst gesühnt,
ruhen selig, so wie ich und du.
Schließe deine lieben Augen zu!
Unsre Sünde wird mit uns zergehn,
Asche in den Weltenraum verwehn!
Keiner weiß von unserm Glück und Weh:
ruhen still wir Toten unterm Schnee.

Alfons Paquet.

Lied des Mädchens am Fenster.

Ein Wandrer in der Gassen,
der acht mein Fenster gar so wohl,
ich tät ihn gern was fragen,
weiß nit, ob ich's soll.

Herr Wandrer in der Gassen,
ich hab kein Ruh, kein Ruh habt Ihr.
Will mir's doch keiner sagen,
ob Ihr wollt zu mir.

*

In meiner stillen Gassen,
das war vom Mond so hell und bang.
Im Schlummer wollt ich warten,
bis das Fenster klang.

Aus einer stillen Gassen
der Wandrer kam von ungefähr,
in einem silbern Garten
zu herzen mich und trösten sehr.

Im Gespräch mit dem Geliebten.

Kapitän in des Herzogs Garde
ist einer der Freier sogar.
Ein schlanker Savoyarde,
hat kohlenschwarzes Haar.

Sein Antlitz wie gelbes Leder,
sein Auge finstre Glut.
Es schillert die schwarze Feder
auf seinem spitzen Hut.

Auf dem schwarzen Leibrock trägt er
ein violettes Band.
An seinen Degen legt er
so oft die hagre Hand.

Er stellt nach allen Frauen,
wo immer klingt sein Sporn.
In seinen scharfen Brauen
liegt's wie Begier und Zorn.

Da unten klirrt er vorüber,
die Hand am Degenknauf!
O tritt zurück, mein Lieber!
er sieht, er lugt herauf.

Der Wanderer.

Ob ich gleichmütig-traurig wandelte
durch enghohe Gassen unterm grau und hellen Märzenhimmel;
oder erschauernd schritte in Regengüssen,
die herniederwehen über die Waldberge;
ob der Sturmwind ränge mit mir
wie ein Räuber, der mich überfällt in der flachen Ebene; —
was treibt mich an, was wärmt mich doch,
was gibt mir Freude, zu widerstehen?

Daß ich weiß, du lebest,
und deine Gedanken fliehen zu mir
und greifen in meinen schwebenden Mantel
wie Göttern gehorchende Genien
und führen mich an den Händen
hin zu dir, deren Seele mein Haus ist.

Wenn der feurige Abend verkläret den reinen Himmel
und der Wald düstert, nur die runden Wipfel glänzen
und des Tales Seen erblinden in Nebelfloren,
fern schimmert der äußerste noch;
wenn die weißen Schwäne im niedern Fluge, langgestreckt
vorüberziehen, den dunkeln Weihern zu;
wenn über hinschwimmenden Wolken der Ferne
der große Palast der Nacht sich baut
und aus klaren Fenstern grüßet die Freude der Seligen; —
was gibt dann mir Ruhe und milde Kühle
und löset meine Gedanken, und ich entschlafe?

Daß ich weiß, du lebest,
und dieser Arm wird dich herzen
ehe wieder die Sonne sank.
Morgen, ehe die Sonne sank,
zieht der Wanderer in das geschmückte Haus.

Weißer Mond.

Weißer Mond, der die Erde fest anblickt;
ein hoher Sturm zerzaust den Wolkenhaufen,
ein hoher Wind entblättert den bräunlichen Kranz
und führt die silberne Herde vorüber auf ihrer scheuen Flucht
im Antlitz dessen, der Gott vertritt.

Schwarze Wipfel, weit schwankend, ihr gen Himmel gekrümmten,
ihr dünnen Krallen, ihr Dornenknospen, ihr Bäume, jeder ein Springquell,
jeder stark und jeder dunkel in dumpfer Verwilderung!

Planlose Seele eines Tieres, das zum Walde trabt!
Schauernde Seele eines Menschen, der über dem Boden geht, dahingetrieben
mit seinem kleinen spiegelnden Auge; der über das Gras hingeht
mit Erdklumpen unter den Fersen.

Nachsinnen.

Mit der Flut, die hier schwarzgrün zwischen Wiesen und den alten dunkeln Bäumen einschläft,
trägt mich ein Boot; zwei Jünglinge schwimmen vor dem Boot ganz gleichmäßig und behaglich,
ihre hellen Köpfe und Nacken heben sich wenig aus dem Wasser, darunter die gestreckten Leiber bräunlich-grün hingleiten.

Entfernt vor uns ist die schlanke Brücke übers Wasser gebogen wie eine Angelrute.
Dahinter ruht die tiefe tote Fläche mit ihrem blanken Schein.
Das Wehr rauscht leise in das Tal zwischen den Bergrücken
unten im dämmernden Himmelsweiher mit seinen winzigen Goldfischlein oben.

Ernstlich suche ich einzudringen,
klar zu denken über das anmutige Wesen und die Kraft dieser Landschaft, die meine Seele anblickt;
zu antworten der Stille, Bewegung, Haltung dieser Abendlandschaft von Erdboden, Wasser, Laub
und wenig Menschenwesen, die hier nicht die einzig Fühlenden sein mögen;
diesen wunderlich ruhigen Tumult in meiner Seele zu bewältigen.

Fritz Philippi.

Halt mich!

Nachthimmel, hin durch den endlosen Raum
breitet sich dein Kleid
königlich. Deines Gewandes Saum
ist ein Perlengeschmeid.

Und ein Sternlein heißt Erde.

Erde, ich suche dein Ende;
nimmer greifen es meine Hände.
Gewaltige Erde, wie heiße ich? . . .

Halt mich! Ich seh rings mit Gewalt
Unendlichkeiten winken.
Halt mich! Ich müßte ohne Halt
als Nichts im All versinken.

Das Glöcklein beim Gewitter.

Wilde Wölfe laufen durchs Korn.
Wehe, die Wettermeute!
Über dem Tannwald reckt sich die Faust
dräuender Wolken nach Beute.

Da hebt das Glöcklein zu beten an:
Gott schütze uns Haus und Feld und Tann!

Nieder erdab das Unheil fährt,
sausenden Schwungs wie Hammerschlag.
Flammensprühend der Amboß dröhnt.
Grausend schließt die Augen der Tag.

Dem Glöcklein bricht die Stimm vor der Not:
Die armen Leute. Das liebe Brot!

Wo noch früh die Ähre genickt,
liegt ein Grab voll Schlamm und Eis,
liegt zerschlagen, zerstampft im Grund,
was gebaut der Menschenfleiß.

Da ruft das Glöcklein beim Abendstern:
Erhebt die Hände zu Gott, dem Herrn!

Hermann Ploetz.

Abschied.

Vielteure Stätte, die so lang ich nicht beschritt,
dir nah ich heut allein und bring Besuch doch mit,
die andern alle, die ich auch einst war
von meinem dunklen bis zum grauen Haar.

Verhundertfacht komm ich dir so entgegen
auf Stündleinpfaden und auf Jahreswegen —
vom Meer, vom Strande, aus dem Waldesbann,
als Kind, als Jüngling und als greiser Mann.

Ich selber bin es, der mir folgt. Mein Lebenschor
steigt feierlich zum Dünenkopf empor
und macht erst halt
dort, wo am höchsten steht der Recke Wald.

Hier schließt die Schar um mich den Bruderkreis.
Ein Jungchen frisch reicht seinem Nachbar Greis
dankbar die Hände.
Ein Anfang alles und zugleich doch Ende.

Und einer nach dem andern, auf dem Munde
denselben Gruß, verläßt die Runde,
tritt auf mich zu und fragt.
Mein Angesicht
taucht wie in Feuer, und ich fühl Gericht.

Und hundertmal, daß sich mein Knie gesenkt,
und hundertmal, daß mich mein Herz gekränkt,

und hundertmal, daß eine Bruderhand
um meine Stirn das Wort „Verzeihung" wand.

Und jeder schied von mir und wandelte allein
bei eines trüben Tages herbem Schein
den Strand hernieder und ins Meer hinab,
wo ew'ges Leben spielt in seinem ew'gen Grab.

Nur eine Wolke mit geweihten Schwingen,
von Lichte triefend und von feinem Singen,
zog her, stand über meinem Haupte und verschwand
wie eine Sel'ge, die nun Heimat fand.

An dem Heidenteich.

Eine alte Silberpappel an dem Heidenteich
steht im Reich der Wiesenbäume einem Herzog gleich.

Leise senken sich die Kronen, leise hier und dort
singt es in den Blättern, stirbt, erwacht und wandert fort

Eine Messe singt der Chorus; und der Baumfürst tausch
Seel um Seele mit den Seinen, daß es liebend rauscht

Ist ein Lispeln so von allem tief und geisterleis,
was kein Ohr zu fassen und kein Mund zu deuten weiß

Durch die Bäume weht es „Amen". Sie verstehn das Lied
das um mich nur, den Verstoßnen, wie ein Rätsel zieht

Tiefer reichen ihre Wurzeln, höher ragt ihr Haupt,
reiner wächst aus Tau und Sonne, was ihr Traum belaubt

Stiller ist ihr Tag und reifer, und der Herrgott spricht
nur die Sprache dieser Stummen ewig groß und schlicht

Hermione von Preuschen.

Via passionis.

Nach grauen, trüben Tagen, schlaff und still,
und stillen, grauen Nächten, schlaff und trüb,
in die nur matt der Sternenflimmer drang,
kam eine Nacht, umwölkt und schwarz und schwer;
— wie müde hatte all die Zeit gepulst

des Meeres Wogenschlag, und sichtbar kaum,
eintönig, schläfrig, leise, sterbensmatt,
als hätt es seiner Tiefen all vergessen.
Heut aber dunkel, schwer, wie schwarzer Samt,
umhüllt die Nacht die weite Wasserwüste
und sie besinnt sich jählings auf sich selber.

... Am Strande steh ich in den Finsternissen
und lausche bang der Wellen Wutgeheul,
die mich geheimnisvoll aus dunklem Graus
mit weißen Wasserschleiern übersprühn,
indes aus tiefster Tiefe drängt empor,
wie Sang vom Jüngsten Tag, ihr wildes Lied;
und jäh auch ich besinn mich auf mich selbst,
und auch aus meiner Seele gellt ein Schrei,
verzitternd in der schweren, schwarzen Nacht!

Doch wenn im Ost der Tag sich leise hebt,
dann sind wir wieder still, das Meer und ich.

Warten.

Mein ganzes Leben war ein qualvoll Warten,
erst wartete ich sehnend auf die Liebe,
bis ich, durch Bitternis und Seelenpein
sie endlich fand.

... Da ich in ihrem Schatten bebend lag,
fühlt ich, daß mir nach Ruhm ein Sehnen wuchs,
bis daß er kam und küßte meine Schläfen;
doch wartend stand ich noch am Schicksalstor,
auf etwas wartend, dessen Nahn ich fühlte.

Mit schaudervoller Schnelle kam's — das Unheil
riß mir das Herz mit tausend Wurzeln aus ...
Noch immer steh ich wartend vor dem Tor,
das weiter meinen Fuß und weiter rückt.

... Über zertretene Herzen führt der Weg
und tote Jugend, über welke Blumen,
durch Staub und Kot und Jammer führt der Weg
zum letzten Ziel, —
ein lebenslanges Warten ...

Alberta von Puttkamer.

Dramatische Landschaft.

Wie im Zorn zerrißne Wolken hängen
über den verträumten Taxusgängen.
Hin und hin tropft Mondlicht an den Zinnen
eines Schlosses, als ob Tränen rinnen . . .

Mit den königlichen Marmorfüßen
tritt das Schloß ins Meer; die Wogen grüßen
rufend und verlangend an den Mauern,
wo im Schlafe wilde Schwäne kauern . . .

Einer fliegt erschreckt ins Mondgefunkel,
während aus dem letzten Büschedunkel,
fast als ob er dort geschlafen hätte,
murrend fährt der Wind aus seinem Bette.

Wie er aufsteht, wächst er jach zum Sturme;
zischend greift er auf zum Glockenturme,
durch die Mitternacht hin schreien Töne,
als ob einer tief in Qualen stöhne.

Schlafgestört stürmt nun der Wildgeselle
hin ins Meer; — aufjammernd schwillt die Welle; —
Schiffe, die geruht im Mondenglanze,
taumeln nun, gleichwie in trunknem Tanze . . .

In den Lüften dröhnt es wie Posaunen
des Gerichts, und fremde Stimmen raunen,
als ob nun die letzten Dinge kämen.
Aus den Wolken nicken wilde Schemen.

Und im Garten dort die Marmorgötter
rüttelt wild das mitternächtige Wetter —
Ruhiger Schönheit bringt es frühes Sterben
und zerbricht die holde Form zu Scherben . . .

Aus den lebensstarken Eichenzweigen
löst der Sturm sich einen Kranz zum Reigen,
und, hinreißend wie im Liebeswüten,
bricht er dieses reichen Gartens Blüten.

Finster wird's, als ob die Welt erblindet,
und sich nie zurück ins Schöne findet;

es verglimmen alle, alle Sterne —
es erlischt die mondbeglänzte Ferne.

Also stürmt die große Leidenschaft,
blind in ihrer ungebundnen Kraft,
durch das Schöne, das sie wild zerrissen,
sehnsuchts-rastlos hin zum Ungewissen.

Trüber Abend im Süden.

Von meinem Marmorhaus hinab zum See
gehn oleanderduftende Terrassen;
der tiefe Garten schläft so lustverlassen
und geisterhaft in seinem Blumenschnee.

Und doch lag leuchtend rot der Tag am Kai,
der konnte kaum die frohen Schiffe fassen —
nun steht die welsche Stadt mit ihren Gassen
verstummt in einem abendblassen Weh ...

Der halbe Mond, wie ein zerbrochner Ring,
gleißt aus zerwehten Wolken, — und die Nacht
verschattet alles Farbensprühen sacht,

das überschwenglich überm Lande hing.
Und plötzlich stürmt ein Sehnen auf mich ein:
Da drüben könnte Herbst und — Deutschland sein! ...

Horror vacui.

Ein brennendes Sodom liegt hinter mir:
die Flammen rasen in freier Gier —
sie sind wie Fackeln auf meinem Wege,
und doch verwirren sich rings die Stege ...
Und weithin hör ich in lautem Entsetzen
die Rosse der Leidenschaft stampfen und hetzen ...
— Ich möchte die Welt der Menschen verlassen,
auf Höhen die Einsamkeit umfassen;
ich möchte zu Fremdem und kaum Geahnten,
auf Gründe, die niemals Menschen bahnten!
Vor mir die Leere! — ich muß sie durchmessen,
um das wilde Irrlicht des Scheins zu vergessen.
... Es tanzt in Flammen — es will mich locken —
am Weg seh ich grinsend die Lüge hocken.

Ich stürme vorbei, — es peitscht mich Grauen,
ich will nicht zur Rechten, zur Linken schauen.
Find ich die Höhen? find ich die Weiten?
find ich entfliehende Seligkeiten?
find ich ein Bett in vergessener Tiefe,
damit ich das grause Wissen verschliefe?
Ach, daß ich schliefe, um nicht zu wissen
von all den Fragen und Zweifeln und Rissen,
die durch das Leben wühlen und klaffen
und nur die Qual und die Sehnsucht schaffen . . .
Denn das Herrlichste ist dem Gesetz verfallen:
der Tod setzt an alle Schönheit die Krallen,
und hinter dem Leben grinst der Schrecken:
das Gerippe der Leere aus tausend Verstecken . . .

— — — — — — — — — — — — —

Wie Sodom brennt hinter mir kurzes Glück —
es stäubt die Asche — ich schau nicht zurück —
und was da vor mir am Wege lockt,
daß manchmal entzückt noch mein Atem stockt:
an allem erkenn ich das Kainszeichen
des Grauens, dem die Lebendigsten weichen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Vielen sind blind; die Wenigen schauen,
die aber sehn hinter den Dingen das Grauen.
Die Vielen sind taub, — die Wenigen hören,
die aber vernehmen aus Lebenschören,
aus den Harfen der Liebe, die lockend werben,
immer den zitternden Grundton vom Sterben . . .

Albert H. Rausch.

Aus „Lothringische Elegien".

Der Amsel letztes Rufen verklang.
Die Schatten sinken über Frankreichs blauen Hügeln
Den offnen Süden schließt ein flüchtiger Purpur.
O senke noch nicht den Blick ins Buch zurück,
das halbvergessen am Sims des Fensters träumt:
Lothringens schwermütigste Stunde kommt,
sich an dein liebendes Herz zu schmiegen!

Sahst du jemals in anderem Land
so demütig bittendes Abendgrauen?
Und sahst du jemals über Wiesengründen
so lautlos sterbende Lichter?

O umschließe mit tiefem Dank dieses Land,
daß es sich endlich geborgen weiß
in deiner Heimat schenkenden Seele.
Gib Stimme der Schönheit, die leise
sich in dein Erbarmen geflüchtet,
als du, ein Fremder, unwissend, hierherkamst!

Siehe: schon löst sich das Bange des Zwielichts!
Über den Firsten des ruhenden Domes
flimmert ein silberner Stern, und unten im Tale
gehen die Lichter von Sablon auf.

Wehender Wind meines Lebens.

V.

Trog mich mein Auge, oder ist es wirklich wahr?
Auf meiner weißen Mauer liegen die ersten Rosenzweige!
Wenn ich morgens zur Stadt hinuntersteige,
streifen mir kaum geöffnete Blüten das Haar.

Dann muß ich stehenbleiben und aufwärts schauen:
über dem warmen, halb erst gelösten Duft
ruht mein trinkendes Auge im Blauen . . .
Wespen hängen golden im Flimmern der Luft.

Sage mir, wann wir dies alles schon einmal erlebten:
diese Dächer im Tale und diesen schwebenden Dom . . .
dieses heiße, hastige Glitzern im Strom . . .
diese süßen, heimwehvollen Hauche,
die um Frankreichs heilige Hügel webten?

Heinrich v. Reder.

Aus den „Federzeichnungen“ und dem „Lyrischen Skizzenbuch“.

Schneegänse flogen übers Moor
im spitzen Dreieckzuge,
es reichte nicht der Flinte Blei
hinauf zum hohen Fluge.

Ich hört, am Weidenstamm gelehnt,
von fern ihr Gigack-Schnattern,
sie kamen wohl von einem Schmaus
bei Basen und Gevattern.

Sie schwanden rasch aus meinem Blick
im grauen Schneegestiebe —
wie seltsam, daß ich da gedacht
an Thé dansant und Liebe.

*

Ein Urhahn falzte tief im Forst,
er schliff und knappte brünstig;
ich sprang ihn an von Stamm zu Stamm,
der Augenblick war günstig.

Ich zielt und schoß; der Schlaue lag
im Moos zu meinen Füßen;
daß ihn die Liebe blind gemacht,
das mußt er bitter büßen.

Doch seltsam wurde mir zumut,
mein Glück war mir verleidet;
zu sterben in der Liebe Glut,
ich hab ihn drum beneidet.

*

In einem Steinbruch saß ich lang
auf einem Block und sann,
dieweil vom Rande manches Mal
der Kies hernieder rann.

Gerölle schob sich langsam fort,
Luftsprünge machte der Stein,
doch schließlich lagen alle still
am Boden groß und klein.

Da fuhr ich auf. Wozu die Hetz,
Gedränge, Druck und Stoß?
Ich eil hinweg und dachte mir,
dem gleicht des Menschen Los.

*

Verfallen steht im Waldesgrund
am Saumweg eine Schmiede,
draus tönt nicht mehr der Hammerschlag
zum arbeitsfrohen Liede.

Nicht weit entfernt ragt in die Luft
ein lang gestreckt Gebäude,
dort walten im Maschinenraum
berußte Hammerleute.

Mit Nägeln aus der Dampffabrik
ward zu der Sarg geschlagen,
der den verarmten Hammerschmied
zu Grabe hat getragen.

*

Im Wald steht eine Mühle,
ein grau verwettert Haus,
dort drängt aus enger Felsschlucht
der Wildbach sich heraus.

Des Abends sitzt am Fenster
des Müllers junges Weib
und schaut aufs alte Schöpfrad
zu Langerweil Vertreib.

Das Wasser schießt hinunter
und dreht im Sturz das Rad.
Das Weib dreht einen Garnstrang
und sinnt auf böse Tat.

)*

Georg Reicke.

Die heiligen drei Könige.

Der Wintertag liegt auf dem Dörfchen stumm,
die heiligen drei Könige gehen heut um.

Der erste schreitet gebeugt einher,
sein Alter und Krone drücken ihn schwer.

Der zweite führt trippelnd ein Kind an der Hand,
ihn fröstelt im Königs-Bettlergewand.

Der dritte hebt hoch empor sein Gesicht —
er grüßt eines blinkenden Sternes Licht.

Und als sie die dörfliche Runde vollbracht,
hat jeder sich schweigend davongemacht.

Im Armenhaus auf der Ofenbank
schlürft bald der erste den wärmenden Trank.

Sein böses Weib trifft der zweite an,
sie schlägt das Kind und sie schimpft den Mann.

Der dritte hat stumm sich hinausgewandt
und schaut übern Schnee und das dunkelnde Land —

schaut lange hinauf zu den Sternenhöhn,
kann sich und ihr Leuchten doch nimmer verstehn!

Gustav Renner.

Zwei Welten.

Fremd ist mir diese Welt, ihr Tun und Handeln,
fremd ist mir selbst die menschliche Gestalt,
das ganze Erdensein, Form und Gehalt,
Geburt und Tod, der Stillstand und das Wandeln.

Als stammte ich aus fernen, fremden Auen,
so seh ich oft die Menschen an erschrocken,
und alle meine Pulse plötzlich stocken
vor diesem Rätsel, das nicht zu durchschauen.

Und mich erfaßt ein wundersames Grauen,
da ich doch in den gleichen Leib gebannt,
der mir im Innersten doch nicht verwandt —:
Wer füllt die Kluft, wer kann sie überbauen?

Trotzdem.

Und ich liebe dich doch, du mein kühnes Leben!
Ich liebe dich doch!
Reiche mir deine Schalen beide,
gefüllt bis zum Rande mit Lust und Schmerz.
Hebt mich die Freude empor bis zum Himmel,
läßt mich der Schmerz doch wurzeln im Grund.
Warfst du mich nieder ins tiefste Elend,
legtest mich fest in eherne Ketten,
gabst du die Kraft mir doch auch, mich zu retten.
Dich lieb ich, o Leben! die heiße Schlacht
um Sein und Nichtsein, um alles und nichts.
Dich lieb ich, o Leben!
Wenn der junge Tag in die Welt hineinspringt,
die glühende Sonnenfackel in Händen,
entzündend die Morgenwolkenschar,
daß lodernd sie aufflammt in prangender Glut —
dann heb ich aufs neue empor mich vom Lager,
mit dir zu beginnen den Kampf, o Leben,
den heißen Kampf,
den unerbittlichen!
Und ich zwinge dich einst und ich zwinge dich doch,
ich trete dich einst, wie du mich getreten,
und ich setze die strahlende Krone aufs Haupt,
bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
und gehe den Pfad, den ich will!

Ahasver.

Wie einsam ist der Mensch, wie einsam ich!
In all der tausendfält'gen Überfülle,
die die Natur vor deinen Augen ausstreut,
im Schweigen süßer Sternennächte, wenn
der Himmel, wie in trunkenem Geheimnis
erzitternd, in das Herz herniedersinkt,

im heiligen Glanz des Tages, der emportaucht
aus Purpur und so wiederum verhaucht,
der allen Wesen seine Seele leiht,
die regenbogenglänzende, — wie in
dem Jubel der Gewitter, die die Gipfel
der Berge, eisumstarrt, mit Diademen
aus Blitzen krönen, — auf dem Meere, das
ein zweiter sternenloser Himmel, doch
wie jener schön, — in all der schauerlichen
Pracht des Weltalls —: allein bist du, allein,
und Keines, Keines, Keines fühlt mit dir!
Denn was sie sagen, legtest du in sie,
und deine Träne, die herniedertropft,
reicher als alles — denn ihr Glanz ist Seele —,
fängt Keines in der Schale auf voll Mitleid,
und deine Stimme, die der Wind dahinträgt,
sie findet nirgends, nirgends Widerhall! — --

Paul Richter.

Aus „Mason, der weise".

An einem heißen Sommertage
kam Mason, — so erzählt die Sage —
von wenigen Schülern nur geleitet,
auf einen Platz, allwo bereitet
viel Steine wurden und behaun,
ein neues Gotteshaus zu baun.
Von diesen ungefügen Steinen
erwählte Mason sich den einen,
den kantigsten, mit schartigen Ecken
— die Flächen rauh, mit groben Flecken —
nahm einen Hammer, den er fand
zufällig neben sich, zur Hand
und hieb, gleich einem Steinmetz, ein
auf diesen rohen, harten Stein.
„Die Arbeit," sprach er, „meine Brüder,
gilt einem Menschen!" Auf und nieder
der Hammer saust. „Die Ecke fort!
Auch dieser Grat! Die Kante dort,

die wohl schon manchen scharf verletzt,
wird fortgeschlagen, abgewetzt!
Was kann dies Menscheninnre werden!
Doch, ach, die Mühe, die Beschwerden!"
Und dabei mäßigt er den Fleiß
und trocknet von der Stirn den Schweiß.

Die Schüler blicken still, verlegen
zu Boden, ohne sich zu regen.
Ein jeder meint, von Scham erfüllt,
daß ihm des Meisters Arbeit gilt.
Der kühnste endlich bricht das Schweigen:
„O, Meister, wem ist wohl zu eigen
ein Wesen, diesem Steine gleich,
so rauh, so hart, so fleckenreich?
Wer von den Deinen braucht so viel
der Müh' und Arbeit bis zum Ziel?"

Der Meister drauf mit leiser Wehmut:
„Aus Selbsterkenntnis sprießt die Demut.
Der rauhe, mühbedürftige Stein,
der, meine Brüder, der — ist — — mein!"

Rainer Maria Rilke.

Volksweise.

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Wenn ein Kind sacht
singt beim Kartoffeljäten,
klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
weit über Land gefahren,
fällt es dir doch nach Jahren
stets wieder ein.

Aus „Vigilien".

Die falben Felder schlafen schon,
mein Herz nur wacht allein;
der Abend refft im Hafen schon
sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
der Mond, die weiße Lilie,
blüht auf in ihrer Hand.

Aus „Gebete der Mädchen zur Maria".

Schau, unsre Tage sind so eng
und bang das Nachtgemach;
wir langen alle ungelenk
den roten Rosen nach.

Du mußt uns milde sein, Marie,
wir blühn aus deinem Blut,
und du allein kannst wissen, wie
so weh die Sehnsucht tut;

du hast ja dieses Mädchenweh
der Seele selbst erkannt:
sie fühlt sich an wie Weihnachtsschnee,
und steht doch ganz in Brand . . .

*

Nach den Gebeten:

Ich aber fühle, wie ich wärmer
und wärmer werde, Königin, —
und daß ich jeden Abend ärmer
und jeden Morgen müder bin.

Ich reiße an der weißen Seide,
und meine scheuen Träume schrein:
O, laß mich Leid von deinem Leide,
o, laß uns beide
wund von demselben Wunder sein!

Aus dem „Stundenbuch".

Wenn etwas mir vom Fenster fällt
(und wenn es auch das Kleinste wäre),
wie stürzt sich das Gesetz der Schwere
gewaltig wie ein Wind vom Meere
auf jeden Ball und jede Beere
und trägt sie in den Kern der Welt.

Ein jedes Ding ist überwacht
von einer flugbereiten Güte
wie jeder Stein und jede Blüte
und jedes kleine Kind bei Nacht.
Nur wir, in unsrer Hoffart, drängen
aus einigen Zusammenhängen
in einer Freiheit leeren Raum,
statt, klugen Kräften hingegeben,
uns aufzuheben wie ein Baum.
Statt in die weitesten Geleise
sich still und willig einzureihn,
verknüpft man sich auf manche Weise, —
und wer sich ausschließt jedem Kreise,
ist jetzt so namenlos allein.
Da muß er lernen von den Dingen,
anfangen wieder wie ein Kind,
weil sie, die Gott am Herzen hingen,
nicht von ihm fortgegangen sind.
Eins muß er wieder können: fallen,
geduldig in der Schwere ruhn,
der sich vermaß, den Vögeln allen
im Fliegen es zuvorzutun.
(Denn auch die Engel fliegen nicht mehr.
Schweren Vögeln gleichen die Seraphim,
welche um ihn sitzen und sinnen;
Trümmern von Vögeln, Pinguinen
gleichen sie, wie sie verkümmern . . .)

*

Denn Herr, die großen Städte sind
Verlorene und Aufgelöste;
wie Flucht vor Flammen ist die größte, —
und ist kein Trost, daß er sie tröste,
und ihre kleine Zeit verrinnt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
in tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
geängsteter denn eine Erstlingsherde;
und draußen wacht und atmet deine Erde,
sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
die immer in demselben Schatten sind,
und wissen nicht, daß draußen Blumen rufen
zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, —
und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

Da blühen Jungfraun auf zum Unbekannten
und sehnen sich nach ihrer Kindheit Ruh;
das aber ist nicht da, wofür sie brannten,
und zitternd schließen sie sich wieder zu.
Und haben in verhüllten Hinterzimmern
die Tage der enttäuschten Mutterschaft,
der langen Nächte willenloses Wimmern
und kalte Jahre ohne Kampf und Kraft.
Und ganz im Dunkel stehn die Sterbebetten,
und langsam sehnen sie sich dazu hin;
und sterben lange, sterben wie in Ketten
und gehen aus wie eine Bettlerin.

Jeremia.

Einmal war ich weich wie früher Weizen,
doch, du Rasender, du hast vermocht,
mir das hingehaltne Herz zu reizen,
daß es jetzt wie eines Löwen kocht.

Welchen Mund hast du mir zugemutet,
damals, da ich fast ein Knabe war:
eine Wunde wurde er: nun blutet
aus ihm Unglücksjahr um Unglücksjahr.

Täglich tönte ich von neuen Nöten,
die du, Unersättlicher, ersannst,
und sie konnten mir den Mund nicht töten;
sieh du zu, wie du ihn stillen kannst,

wenn, die wir zerstoßen und zerstören
erst verloren sind und fernverlaufen
und vergangen sind in der Gefahr:
denn dann will ich in den Trümmerhaufen
endlich meine Stimme wiederhören,
die von Anfang an ein Heulen war.

Leichenwäsche.

Sie hatten sich an ihn gewöhnt, doch als
die Küchenlampe kam und unruhig brannte
im dunkeln Luftzug, war der Unbekannte
ganz unbekannt. Sie wuschen seinen Hals,

und da sie nichts von seinem Schicksal wußten,
so logen sie ein anderes zusamm,
fortwährend waschend. Eine mußte husten
und ließ solang den schweren Essigschwamm

auf dem Gesicht. Da gab es eine Pause
auch für die zweite. Aus der harten Bürste
klopften die Tropfen; während seine grause
gekrampfte Hand dem ganzen Hause

beweisen wollte, daß ihn nicht mehr dürste.

Und er bewies. Sie nahmen wie betreten
eiliger jetzt mit einem kurzen Huster
die Arbeit auf, so daß an den Tapeten
ihr krummer Schatten in dem stummen Muster

sich wand und wälzte wie in einem Netze,
bis daß die Waschenden zu Ende kamen.
Die Nacht im vorhanglosen Fensterrahmen
war rücksichtslos. Und einer ohne Namen
lag bar und reinlich da und gab Gesetze.

Sankt Georg.

Und sie hatte ihn die ganze Nacht
angerufen, hingekniet, die schwache
wache Jungfrau: Siehe, dieser Drache,
und ich weiß es nicht, warum er wacht.

Und da brach er aus dem Morgengraun
auf dem Falben, strahlend Helm und Haubert,
und er sah sie, traurig und verzaubert
aus dem Knieen aufwärtsschaun

zu dem Glanze, der er war.
Und er sprengte glänzend längs der Länder
abwärts mit erhobnem Doppelhänder
in die offene Gefahr,

viel zu furchtbar, aber doch erfleht.
Und sie knieete knieender, die Hände
fester faltend, daß er sie bestände;
denn sie wußte nicht, daß er besteht,

den ihr Herz, ihr reines und bereites
aus dem Licht des göttlichen Geleites
niederreißt. Zu seiten seines Streites
stand, wie Türme stehen, ihr Gebet.

Legende.

Einst als am Saum der Wüsten sich
auftat die Hand des Herrn
wie eine Frucht, die sommerlich
verkündet ihren Kern,
da war ein Wunder: Fern
erkannten und begrüßten sich
drei Könige und ein Stern.

Drei Könige von Unterwegs
und der Stern überall,
die zogen alle (überlegs!)
so rechts ein Rex und links ein Rex
zu einem stillen Stall.

Was brachten die nicht alles mit
zum Stall von Bethlehem!
Weithin erklirrte jeder Schritt,
und der auf einem Rappen ritt,
saß samten und bequem;
und der zu seiner Rechten ging,
der war ein goldner Mann;
und der zu seiner Linken fing

mit Schwung und Schwing
und Klang und Kling
aus einem runden Silberding,
das wiegend und in Ringen hing,
ganz blau zu rauchen an.
Da lachte der Stern Überall
so seltsam über sie
und lief voraus und stand am Stall

und sagte zu Marie:
Da bring ich eine Wanderschaft
aus vieler Fremde her.
Drei Könige mit Magenkraft,
von Gold und Topas schwer
und dunkel, tumb und heidenhaft, ---
erschrick mir nicht zu sehr.
Sie haben alle drei zu Haus
zwölf Töchter, keinen Sohn,
so bitten sie sich deinen aus
als Sonne ihres Himmelsblaus
und Trost für ihren Thron.
Doch mußt du nicht gleich glauben: Bloß
ein Funkelfürst und Heidenscheich
sei deines Sohnes los.
Bedenk, der Weg ist groß.
Sie wandern lange, Hirten gleich,
inzwischen fällt ihr reifes Reich
weiß Gott wem in den Schoß.
Und während hier, wie Westwind warm,
der Ochs ihr Ohr umschnaubt,
sind sie vielleicht schon alle arm
und so wie ohne Haupt.
Drum mach mit deinem Lächeln licht
die Wirrnis, die sie sind,
und wende du dein Angesicht
nach Aufgang und dein Kind;
dort liegt in blauen Linien,
was jeder dir verließ:
Smaragda und Rubinien
und die Täle von Türkis.

Anna Ritter.

Auf der Schwelle.

Wie regt des Abends
verliebter Hauch
so sanft die Wellen
und Busch und Strauch,
drückt weiche Falten
in mein Gewand
und hebt mir schmeichelnd
das Gürtelband.

Ein Gruß . . . ein Seufzer . . .
ein heimlich Wehn —
ward nichts gesprochen,
ist nichts geschehn,
und dennoch weiß ich
zu dieser Frist,
daß meine Stunde
gekommen ist . . .

Durch meine Seele ein Ahnen geht,
daß auf der Schwelle die Liebe steht.

Das hat die Sommernacht getan.

Die Nacht ist keines Menschen Freund —
was flüsterst du von Treue?
Der Mond verblaßt, der Morgen graut . . .
am Bette sitzt die Reue.

Die Reue ist ein häßlich Weib
und möcht mich wohl verderben —
Reiß mir das Herz nicht aus dem Leib,
ich will ja noch nicht sterben.

Mein Blut ist heiß, dein Mund so süß . . .
o Gott, wie kannst du küssen!
Das hat die Sommernacht getan,
daß wir versinken müssen.

Wunder.

Sorgen trug ich in den Wald hinaus,
Blütenzweige bring ich mit nach Haus —
Was dazwischen hat gelegen,
all das Hin und Her von Lust und Pein,
bis zum vollen, goldnen Frühlingssegen,
soll mein andächtig Geheimnis sein!

Peter Rosegger.

Grab ein!

Grab ein, grab ein
in unsrer Mutter reichen Schrein;
für alle Sorge und Beschwerde
erliegt dein Lohn in treuer Erde.
Grab ein, grab ein.

Grab einen Schuh
mit starker Hand, so findest du
dein Stücklein Brot aus Halmen sprießen,
o, mögest fröhlich es genießen!
Grab einen Schuh!

Grab zwei Schuh ein,
so sammelt sich im Grüblein klein
vielleicht die Quelle frisch und helle,
zur guten Lab für Leib und Seele.
Grab zwei Schuh ein!

Grab drei Schuh ein,
so wird dich einst ein Baum erfreun,
der hier so tief die Wurzel breitet,
und dessen Dach dir Schutz bereitet.
Grab drei Schuh ein!

Grab vier Schuh ein,
so ist's der Grund zum ersten Stein,
wenn emsig du ein Haus dir baust
und hoffend in die Zukunft schaust.
Grab vier Schuh ein!

Grab fünf Schuh ein,
so blitzt vielleicht des Silbers Schein,
und tausend goldne Fäden weben
sich herrlich durch dein ganzes Leben.
Grab fünf Schuh ein!

Grab sechs Schuh ein,
wie leer mag da die Grube sein?
O, nimmermehr, da findest du
das Beste, eine sanfte Ruh.
Grab sechs Schuh ein!

Drei himmlische Schreine.

Drei heilige Räume
unter himmlischen Sonnen
stehen hienieden:
Eine Wiege voll Träume,
ein Bett voll Wonnen,
ein Sarg voll Frieden.

Georg Ruseler.

Die Herzogin und der Page.

Das war die schöne Frau Herzogin,
war so leicht, o zu leicht ihr Sinn!
Trug Otterpelz am Kleide,
am Hals ein blitzend Geschmeide,
und hinter ihr ging ein Page.
Ach, junger Page!

Kein Sternlein leuchtete durch die Nacht;
in Henkers Haus sie schlüpfte so sacht.
„Was willst du, schöne Fraue?“ —
„Daß ich deine Künste schaue!“

Sprach Meister Hans mit düsterm Gesicht:
„Meine Künste, nein, die sag ich dir nicht.
Doch zieh ich den Vorhang dir gerne
von dämmernd verborgener Ferne.“

Da flammten ihre Wangen so rot:
„Dann sollst du mir sagen, wann fällt der Tod
den Mann, der mit greisem Verlangen
meine blühende Jugend gefangen."

Und als sie traten zur Tür hinein —
„Welch leiser Klang aus dem braunen Schrein?"—
„Was kümmert dich Klang und Klingen!
Meine Töchter ihr Brautlied singen."

Sie wollt es wissen, da schloß er stumm
das Schränklein auf und wandte sich um;
da sah sie mit düsterm Prangen
die Beil' und Schwerter hangen.

Ach, zuckte ihr das Herz dabei!
Da schwangen der breiten Schwerter zwei
und klangen auf eigene Weise
seltsam klagend und leise.

Da sprach der Meister mit bleichem Mund:
„Meine Töchter, sie geben mir kund,
daß zweie sterben müssen,
die heimlich sich herzen und küssen". —

Und als ein Mond vorüber war,
da kniete vor einem schwarzen Altar
die wunderschöne Fraue, —
damit der Henker sie traue,
und neben ihr kniete der Page.
Ach, junger Page!

Ferdinand von Saar.

Der Ziegelschlag.

Weit gedehnte, öde Strecken,
schmutzig-gelbe Wassertümpel;
einsam ragt der Schlot des Ofens
über morsche Bretterschuppen.

Fahle Menschen, wie geknetet
aus dem fahlen Lehm des Bodens,

drin sie wühlen, treiben lautlos
Jahr um Jahr hier ödes Handwerk.

Füllen und entleeren Truhen,
mischen, treten, streichen, schlichten,
so des Backsteins ewig gleiche
Form verdrossen wiederholend.

Träge ziehn vorbei die Stunden;
aufgelöst in Staub und Hitze,
oder rings in Kot zerfließend,
scheint die Welt auch hier zu Ende.

Miserere!

Tausendstimmig
und abertausendstimmig
klagt und schreit es empor:
„Herr, erbarme dich unser!
Siehe:
tausendfältig
und abertausendfältig
drückt des Daseins Not uns,
zerfleischt uns unerbittlichen Schwunges
des Schmerzes Geißel.
Und wenn wir hinsinken
und aushauchen
mit dem letzten Odemzug den letzten Seufzer:
emporgewachsen schon
ist wieder ein Geschlecht
zu gleicher Drangsal,
zu gleicher Not . . .
Ende, o ende die Qual —
Miserere domine!“
Aber ungehört
verhallt der himmelstürmende Aufschrei.
Niederscheint gleichgültig die Sonne,
Leben weckend.
Befruchtender Regen fällt,
die Saaten grünen,
es blühen die Bäume und tragen Früchte,
und Ernte um Ernte nähret die Qual . . .

Von Zeit zu Zeit nur,
unerwartet und wie zum Hohn,
sprengen vorüber mit wahllos zerschmetterndem Hufschlag
die apokalyptischen Reiter.

Hugo Salus.

Kammermusik.

Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und der Richter,
es sind immer wieder dieselben Gesichter:
so eine Kleinstadt, es ist ein Graus,
Gott gebe, ich wäre schon wieder heraus.

Aber am Sonntag lädt der Herr Richter
„Auf einen Löffel Suppe" den Großstadtdichter.
Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt, die drei
sind natürlich auch dabei.

Das Essen ist gut, da ist nichts zu sagen,
ihr Minister des Innern ist eben der Magen;
und der Wein nicht übel; nun ja, man spürt,
„man" hat eben in der Hauptstadt studiert.

Dann spricht man und raucht; es geschieht auch zuweilen,
daß Minuten ohne Gespräch enteilen,
dann spricht man wieder. Und dann, auf Ehr,
bringt die Hausfrau Notenständer her.

Und dann, da ich seufze: „Es ist nicht zu ändern!"
sitzen die Alten schon vor ihren Ständern,
ein jeder den Fiedelbogen nimmt,
zwei Geigen, Viola und Cello. „Es stimmt."

Und sie spielen; Beethoven. Erst etwas befangen;
dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,
und herrlich durch das Zimmer ziehn
die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert;
mein Herz wird mild und die Seele erzittert.
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht
die Luft, der fromm die Seele lauscht.

Mir wird, versunken im Anblick der Alten,
als müßt zum Gebet ich die Hände falten:
O Himmel, im Alter bewahre auch mir
die Freude am Schönen, wie diesen hier!

Der seltsame Abend.

Als ich abends in meine Stube kam,
aus den Feldern den Mondschein nach Hause nahm,
sie hatten mir alle Fenster geschlossen,
ich aber war ganz von Mondlicht umflossen.

Und da häng ich den Rock an den Nagel hin,
und der ganze Mondschein war noch darin,
und er schien mir noch immer bläulich zu flimmern
und noch aus dem Dunkel silbern zu schimmern.

Ich strich drüber hin: meine Hand ward weiß!
Und um mich her ein silberner Kreis.
Ich öffne das Fenster, und da kam es in Massen,
das Zimmer konnte das Licht gar nicht fassen.

Ich atmete tief. Da war die Luft
ganz voll mit einem seltsamen Duft,
und ich wußte gleich, beglückt und beklommen,
solcher Duft kann nur aus den Mondgärten kommen.

Und da trat noch die Magd in die Stube herein
und sagte, sie hätte im Mondenschein
nur eben den Krug aus dem Bronnen gehoben,
und er wär mit Talern gefüllt bis oben!

Da ging ich mit ihr in den Garten, zu sehn,
was da wieder für ein Wunder geschehn:
Und da war wirklich das Wasser drunten im Bronnen
zu lauter flüssigem Silber geronnen!

Der Reimkünstler.

Im bunten Gauklerkleide
aus Samt und heller Seide
so tret ich vor euch hin.
Mit meinem Korb voll Worten
beweis ich allerorten,
daß ich ein Künstler bin.

Die Worte stehn, ihr Lieben,
auf Kugeln aufgeschrieben
von Farben aller Art.
Nun seht auf meine Hände,
ich wähle draus behende
stets Farben, gleich gepaart.

Mit meinen raschen Griffen
nicht gleich euch zu verblüffen,
nehm ich erst zwei und zwei;
ich werf sie in die Höhe
und prüfe erst und sehe,
ob ich bei Stimmung sei.

Noch nie so gut, wie heute!
Nun merkt auf mich, ihr Leute,
schaut meiner Bälle Schatz!
Aus einer Hand zur andern
seht durch die Luft sie wandern
und wechseln ihren Platz.

Nun fliegen zehn, nun hundert;
je mehr ihr euch verwundert,
je sichrer meine Hand!
Sie kommen hoch im Bogen
zur andern Hand geflogen,
und keins fällt in den Sand.

Von all dem Kugelschwirren
will's vor den Augen flirren,
und Schwindel faßt euch an?
Ich bitt euch, schaut genauer!
euch faßt ein Wunderschauer,
ihr seid in meinem Bann!

Ihr hört die Kugeln singen,
ihr hört die Bälle klingen,
o, wundersüßer Klang!
Ein Zauber in den Lüften!
Vor Farben, Klängen, Düften
wird euch die Seele bang!

Bewundert meine Stärke!
In solchem Feuerwerke

bin Meister ich allein!
Steht, lauft mir nicht von dannen!
Die Seelen zu entbannen,
kassier ich Groschen ein.

Ihr wollt auch Sinn beim Spiele?
Entfesselte Gefühle,
ein lyrisch Dichterlied?
O, Undank ohnegleichen!
Wahrhaftig, sie entweichen!
und ich bin matt und müd!

Adolf Schafheitlin.

Der Gott.

Zu Theben stand ein Götterbild,
das glänzte im Morgen, wie geisterfüllt.
Wer diesem Gott ins Antlitz gesehen,
um dessen Frieden war's geschehen.

Er wurde die Blicke nicht mehr los,
so geisterstarr, so flammengroß.
In Menschen wußt er sich nicht mehr zu finden,
er fühlte sich langsam geistig erblinden.

Aus Menschendrang, aus Menschenstreit
trieb's ihn zur Bergeseinsamkeit.
Ward da sein Licht ihm wiedergegeben?
Der Riesenberg, er begann zu leben.

Es war kein Wahn, es war kein Spott —
riesenhaft flammte im Morgen der Gott!
In diesem Leuchten zaubertrunken
mit all seinem Leid ist er versunken.

Bergphantasie.

Verrauscht der Traum, der süße Traum,
Der Liebe Seligkeit — Scherben und Schaum!
Was ich glühend gehofft, ist mir nicht gelungen,
die Schale des Glücks, die ich formte, zersprungen.

Du liebliches Wesen, du stilles Gesicht,
das ich einst umschlungen — dich seh ich nicht!
Leer ist das Haus, der Lieb' erdacht;
nun mag es zerfallen, in mir ist Nacht.
der auch die Unendlichkeit nur ein Bann —
Und doch, was die Brust nicht missen kann,
was mir entging, erhascht mein Blick,
nicht für Andre blinkend, den Stern von Glück:
Ein Gestad, wo Seele an Seele sich schließt
und Liebe von Busen zu Busen ergießt! . . .

Wie selig der Golf sich im Lichte wiegt,
der Inseln Geschmeid an das Herz geschmiegt.
Zum Himmel hebt betende Händ er dar
vor Vesuvius' rauchendem Opferaltar.
O Erde, Mutter! Im Flehen so schön,
wirst einst alle Kinder du glücklich sehn?

Ach, Dunst verschleiert das Bild voll Licht:
noch hält kein Tag, was der Morgen verspricht!
Da — Jubeln des Blitzes! Die Wimper scheu
hebt auf die Schwüle und senkt sie aufs neu.
Wo ist der Tag, wo die Ferne, wo
die Küste, so farben- und sonnenfroh?
Wohin ist Neapels lichtblühendes Meer
und der Inselkranz und das fröhliche Heer
der Segel, tanzend im blauen Duft?
Nacht ist die See, ein Alp die Luft!
Frohlockendes Flackern! — Wie taumelnd sich mühn
Gedanken des Glücks: war's Traumerblühn?
Und wieder loht's auf, und ein Feuer umhüllt
Stadt, Inseln und Meer — und erstickt ist's wild.
Und wieder loht's auf, und greller denn je —
Flamme ist aller Himmel Höh!
Und wieder siegt Nacht. Da braust es heran,
ein Riesenbild stürmt durch des Himmels Bahn.
Ein Mantel von Glut, langwallendes Haar
umlodert das Riesenweib wunderbar.
Laut schlägt ihre Lanze den strahlenden Schild;
der Donner antwortet — vernichtungswild:
ein Heer von Donnern! — die Nacht zerreißt —
ein Geistergetümmel aus Wolken kreist.

Bedrückung und Kraft unterm geißelnden Blitz
streiten sich um der Welt Besitz.

Jetzt bebe, was morsch: jetzt hält nur stand
wider die Flamme, was selber ein Brand!
Was jetzt nicht vom Feuer, vom Licht — gewiß
sinkt unter den Streichen der Nemesis,
die daniedermäht die Saat von Leid,
was nicht entsprossen aus Brüderlichkeit!
Unerbittlich ist ihr Gericht;
was reif dem Fall, sengt ihr Gesicht,
wie des heißen Sirokko Wüstenhauch
zu Gerippen entkleidet Baum, Busch und Strauch.
Vorm Zürnen der göttlichen Richterin schwillt
eine Sintflut sausend aufs dumpfe Gefild,
zerklüftet den Weg, reißt mit den Stamm
der Riesenpinie, zerlachend den Damm,
prasselt dahin im wirren Glanz
und tanzt den großen Vernichtungstanz . . .
Da — tun sich die Pforten des Himmels auf?
Eine Welt glüht hinter dem Regen hinauf,
stäubt durch den Flor, einer Insel gleich:
zittert empor — das saturnische Reich?
O du Königin über dem wogenden Streit,
laß, Nemesis, wehen dein Feuerkleid,
nimm mich hinauf durch der Donner Gebrüll,
daß vor irrendem Aug' sich mir enthüll'
die Blume der Schlachten, der Stern im Erglühn,
deine Tochter, o Fürstin: ein Welterblühn,
eines neuen, freien Weltalters Pracht,
— oder schwemme mich hin in die Nacht!

Frida Schanz.

Nichts ward anders.

Und nichts ward anders seit dem Abendgang,
da ihre Seelen frei die Wahrheit sprachen.
Kein Band umschloß sie, und kein Tor zersprang.
Kein Sturm stand auf, und keine Riegel brachen.

Gefestigter und stolzer nur ihr Mut,
und weicher ihrer Lippen feines Schwellen.
Und eine zarte, goldne, tiefe Glut
auf seines Lebens großen dunklen Wellen.

Einschlafen.

Eine Stimme flüstert: Komm herein!
Bleibt vom Tor! gebeut sie meinen Schmerzen.
Leise zieht's mich in den Dämmerschein,
leise brennen große duft'ge Kerzen!

Lagerstätten, thymianumlaubt,
stehn auf Dielen, glatten, mondscheinweißen.
Weiche Schleier wirft es mir ums Haupt,
leise, leise, daß sie nicht zerreißen!

Leise klingt der Harfen goldner Ton,
und es tragen Knaben durch die Halle
Schalen, voll von großem, rotem Mohn, —
leise, leise, daß er nicht zerfalle.

Herbstklage.

Es braust durch den Herbst ein Schmerz,
der klagt schwer, so schwer:
Mutter! Mutterherz!
Warum schlägst du nicht mehr?
Mutterbrust, du bist kalt!
Muttermund, du bist stumm!
Aufstöhnt es mit Sturmesgewalt:
„Mutter, warum?
Warum bist du verstummt,
Mund, der uns zum Leben rief?"

Der Wald steht in Nebel vermummt,
trauernd, tief, tief! —
Schlaf zwingt den brausenden Schmerz.
Doch noch im Entschlafen, schwer,
stöhnt der Quell:
Mutter! Mutterherz!
Warum schlägst du nicht mehr?

Ludwig Scharf.

Der bleiche Verbrecher.

Gott, wie haben sie mich durchs Leben gepeitscht —
nirgends Ruhe, nirgends Rast!
Und wie haben sie mir die wunde Seele zerfleischt,
als wär ich der Erde die schwerste Last.

Gärten und Felder standen trächtig von Früchten,
aber Zäune wehrten, welche zu nehmen:
Wollt ich betteln vor ihren Türen: „Mitnichten!“
sagten sie, „zu betteln mußt du dich schämen.“

Sagten: ich sei verpflichtet, mein Brot zu verdienen
und das tägliche Brot meiner armen Kinder —
sagten alles mit ihren entrüsteten Mienen,
sie, die Lebensergründer und Weisheitsfinder.

Und so haben sie mich durch die Jahre gepeitscht,
die mir ein unbegreiflich Geschick nicht kürzen wollte.
Und ich hab die Last meines Leibes weitergeschleift
und mein Herz beschwichtigt, daß es nicht grollte.

Daß es nicht grollte und keine Klage erhob
gegen die reichen, begüterten Herren der Welt,
daß es sich krümmte und schwieg, wenn der Herbstwind schnob
der ihre faulenden Früchte zur Erde gespellt.

Proleta sum.

Ich bin ein Prolet, vom Menschengetier
bin ich bei der untersten Klasse!
Ich bin ein Prolet! was kann ich dafür,
wenn ich keine Zier eurer Gasse?

Ich lebe stets von der Hand in den Mund,
trag, was ich verdien, in der Tasche:
Ich darf nicht denken, das macht mich gesund —
zur Betäubung dient mir die Flasche.

Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür?
Doch gibt es gleich mir Millionen:
das tröstet mich, wenn die Not vor der Tür,
das tröstet mich beim Fronen!

Wir haben kein Haus, wir haben kein Gut,
wir haben nichts als Fäuste,
mit Schwielen bedeckt, zum Frondienst gut —
wir wissen nicht viel vom Geiste.

Wir sind vielleicht ein erbärmlich Geschlecht,
geboren den Nacken zu beugen —
Wir führen auch unseren Namen mit Recht:
Wir sind nur da, um zu zeugen.

Mit Samensträngen sind wir begabt,
millionenfach uns zu vermehren,
daß ihr, ihr Obern, die Hände habt,
die euch gemächlich ernähren.

Wir denken, denken nicht mehr daran,
daß wir euch könnten erschlagen:
Still ziehen wir unsere Lasten bergan —
wir können ja Lasten tragen.

Wir sind ein erbärmliches, ekles Geschlecht
und werden uns nie ermannen:
Ihr könnt uns getrost an den Wagen der Zeit
als Zugvieh der Zukunft spannen.

Das tote Kind.

Es war ein furchtbar schwerer Tag,
an dem ich qualsatt zusammenbrach.
Er ging vorbei und der Morgen kam,
der mein Kind in erstarrte Hände nahm.
Wie Eis die Stirn, das Köpfchen wie Blei
und die Augen für immer geschlossen, die zwei ...

Und die Sonne brach durch die Nebel durch,
warf Strahlen nach unserer Winterburg.
Und die Alpen standen in roter Nacht,
vom Zwielichtgewölbe weich überdacht ...

Und die Mutter hob sich, gekrümmt und gebeugt,
und sank zu dem Kind, das sie gestern gesäugt.
Und sie küßt ihres Leibes leblose Frucht,
hat nicht mehr geweint, hat ihr Los nicht verflucht.
Sie vergaß ihren Jammer, vergaß ihre Not:
sie sieht nur ihr Kind und den Mörder, den Tod ...

Und ich horche hinaus in den nächtigen Tag,
in die purpurne Nacht, die auf Alpen lag:
und es klingt herüber aus Urgestein
millionenfaches Gestorbensein —
Da rauscht mir die Ewigkeit über dem Haupt:
ich bin nur ein Wurm, der ein Gott sich geglaubt, —
und ich lausche dem Leben, das drüben entschlief, —
und ich recke mich auf und beuge mich tief . . .

Begräbnis.

Mit brennenden Kerzen, mit seiner ganzen Habe,
so trugen die neun Schwestern ihn zu Grabe,
und Einer Kerze brannte besonders hell,
als wollte sie leuchten über des Todes Schwell'.

Die andern wollten nur ihre Trauer bekunden
und hatten zum Leid der Schwester sich eingefunden;
denn wenn von der einen ein Liebling gestorben war,
beteiligte stets sich die ganze himmlische Schar.

So war's auch diesmal, wo sie zu Grab ihn trugen.
Unhörbar leise Trommelwirbel schlugen,
Posaunen bliesen mit gedämpftem Schall
vom Himmel her den Einzug in Walhall.

Ein seiden Knistern wogte durch die Lüfte,
als wär's ein Hochzeitsfest und keins der Grüfte:
weiß-silbern, myrtengrün und himmelblau,
als wär's ein Zug durch eine Märchenau.

Und nur der braune Sarg, der feldwärts schwebte,
gemahnte, daß ein Leben nicht mehr lebte,
daß eine Flamme nicht mehr aufwärts schlug,
die einst ein Genius in Händen trug.

Sie holten ihn aus seiner Dachstuhlkammer,
um nicht mehr anzusehn den Erdenjammer,
und trugen, wechselnd, alle seinen Sarg,
den draußen man in Gottes Fluren barg.

Wie die neun Himmlischen wohl ausgesehen?
Wie Bettlerinnen kamen sie zu gehen!
Doch Einer Kerze flackerte wunderhell,
als wollte sie leuchten über des Grabes Schwell'.

Richard von Schaukal.

Der Gesandte.

Als der Gesandte schied, ging meine Königin
— sie barg es hinterm Fächer, doch ich sah's —
Tränen verwindend zur Fontäne hin.
Die Übereifrige vergaß
das Kleid zu schürzen in dem feuchten Gras.
Er aber, braun und schlank,
voll edler Art,
hat jeden Blick in seiner Macht bewahrt,
hat ehrerbietig sich verneigt und schritt
dem Ausgang zu und nahm in seinem Auge mit
das leise Zucken ihrer schmalen Schultern . . .

März.

Frühling, wie bist du überall,
du Fremdling mit den blassen Wangen,
mit Schritten ohne Widerhall
in süßer Traurigkeit gegangen.

Dein Atem liegt noch in der Luft,
viel scheue Knospen zittern bang,
und ein berauschend weicher Duft
schwebt tälerein und wegentlang.

Mir will die Brust vor Schmerz und Angst,
die liederreiche Brust verzagen:
du bangst in Sehnen und verlangst
nach ihm und kannst es ihm nicht sagen.

Allein.

Als ich an meiner Mutter Sterbebette saß
und bang die Wiederkehr der Atemzüge maß,
stand mir im düstern Zimmer alles stille.
Wo war die Welt? wo war mein Wille?

Ich war mit mir allein, schwer schattete der Tod.
Die schweigend mit ihm rang und deren Hand
ich, ohne daß sie's fühlte, hielt, war fern,
und meine Liebe, die das nicht verstand,
nicht mehr erwidert, kroch in ihrer Not
frierend zurück in ihren Kindheitskern.
Und so ward alles ohne Gegenwart
und nur der Weh-erfüllte Raum verharrte hart.

Sternennacht.

Kühl und grün von unsichtbaren Fernen
schweigend schwebt die Nacht.
Heilige Stille angefüllt mit Sternen.
Wie ein Vogel ist mein Herz erwacht.

Dort im Dunkeln welches weiche Rauschen?
Ewig wallend Wasser, nun auch du?
Laß mich deinem Wunderlallen lauschen,
rastlos Raunen, ach, dich nenn ich Ruh!

In den Bäumen schlummern schon die Winde,
holder Blätterschatten hüllt das Haus.
Sicher gehst du Seele, gleich dem Kinde
schlafend in die Nacht hinaus.

Stille.

Stille, Stille. Nur das leise Ticken
ungehemmter Zeit.
Bis die Seele mit ergebnem Nicken
einst bereit,

aus dem Dunkel eine Hand zu fassen
und zu gehn,
alle ihre Saaten stehn zu lassen,
wie sie stehn.

Alte Weise.

Wie wenn das Vögelchen,
das vor mir hinhüpft,
über die Schulter her
klug zu mir äugelnd,

von einer Fernen mir,
die mir so nah bleibt,
stumm einen stillen Gruß
— weh mir — bestellte?

Sieht ihre Seele doch
all aus der Welt mich an,
ist doch die ganze Welt
in sie versunken.

Vergißmeinnicht.

Vergißmeinnicht hab ich im Fichtenwald gepflückt,
wo Moos bescheiden ihm die alten Wurzeln schmückt.

Und sinnend halt den blauen Strauß ich in der Hand
und blicke auf das holde Wunder unverwandt.

Komm her, mein Kind, und kühle dein Gesicht,
das rosige, in dieser Sterne keuschem Licht.

Johannes Schlaf.

Regen.

Geht ein grauer Mann
durch den stillen Wald,
singt ein graues Lied.
Die Vöglein schweigen alsbald.
Die Fichten ragen so stumm und schwül
mit ihrem schweren Astgewühl.
In fernen Tiefen
vergrollt ein Ton.

Herbst.

Herbstsonnenschein.
Der liebe Abend lacht so still herein.
Ein Feuerlein rot
knistert im Ofenloch und lohl.

So! — Mein Kopf auf deinen Knien.
So ist mir gut;
wenn mein Auge so in deinem ruht.
Wie leise die Minuten ziehn! . . .

Spätherbst.

Prinz Zuckerkant
kommt ins Land.
Seine Pracht schimmert auf gelben Blättern,
an Stamm und Kraut,
auf dunklem Ackerbraun.
Wie heimisch ist sie zu schaun! —
Nun könnt ich hier immer so bei den grauen Weiden stehn
und die blinkenden Tropfen fallen sehn! —

Winter.

Der schönste Cherub kommt;
mit weitweißen,
sanften Schwingen
schimmert er durchs Dunkel:
kalt, starr und grausig
und süß wie der Wille Gottes,
heimatliederumraunt.

Dem Meerkaiser.

Noch einmal bin ich unterwegs an Bord nach Nordland,
noch einmal seh ich auf weiter, freier, funkelnder Sommer-
bucht
der glänzenden Regatta Start in Blau und Funkel
des schönsten Julitages.

Darüber endlos die gigantisch stählerne Mauer
des freien alten Ozeans.

Sie will genommen sein.
Was doch lockt hinter ihr?
O, und was treibt hinaus? Was treibt?
Ja dies: was treibt?

Welchen Ernst gewann und welche Tiefe
das fröhliche Sportbild!

Hinter mir, noch einmal,
das Dröhnen, Brausen, Donnern der Kais und Werfte,
die zahllosen gereckten Riesenarme der Krane,
die rauchgeschwärzten endlosen Reviere der Mauermassen,

Wald der Masten und der Schlote,
ten, Rauschen, Knarren, Brausen, Donnern, Pulsen;
Gedröhn der Hämmer
den Stahlflanken der hochgetürmten Ozeankolosse;
h einmal, erhaben, dies Riesenbild des Hafens und der Stadt,
er liebt, der Kaiser,
Meerkaiser.
lche dunkle Willensbraue
it da am Rand des alten Ozean?
s Brausen, Sieden welcher Idee von Zukünften?

e Liebhaber Nordlands und der Eddaberge,
weltfernen Nordlandfjords
ihrer großen Einsamkeit,
in Vorzeit weiße Lebensströme,
ähltes Volk, Germanen,
eheiße erfrugen
südwärts strömten,
h barbarisch, hell
lechzend harrende,
ze schwüle Sonnenländer hinab;
dherab,
der Urzeitwiege der Kulturen!

mir war: ich sah ihn da
jenem blauen Sommertag,
den rastlos unermüdlichen,
überall ist,
diesem Adlerhelm,
diesem funkelnden Küraß,
seinen beiden Standarten überrauscht,
einer Prachtliebe,
ewußt und so
utungsvoll
kel heißt man's romantisch;
aber heiß es Bewußtheit,
heiß es sinnend Treue und
eutung.

cher Glanz da auf dem Gipfel des Reiches?
dem Thron der schlichten Zollern?
riff: Kaiser!

Wie sinnvoll gewahrt!
Sinntiefes Recht
frei betont, eigen!
Und mir war: ich hörte
durch Braus und Schaum und Glanz und Dröhnen,
durch Pracht und Jubel des fröhlichen Sommervormittag
auf freie Meerweite hinaus
seinen frischen Ruf:
Hurra! Hurra! Hurra!

Ja! Doch: in Seinem Sinn,
Sinn der mein Herz erglühen macht,
der ich den Ozean liebe, die Anfänge
und das Weitere:
Hipp, hipp hurra!

Hipp, hipp hurra!
Welch neuer Reichsruf!
Welch Anheben und welche Zukünfte!
Welche Ziele!
Und dies erst: Sein Ruf!

Dieses kaiserliche Rätsel da oben,
das heute den Philistern zusetzt,
mit seinen Standarten,
seinem Adlerhelm und Küraß,
mit seinem flotten Reiterschnurrbart,
der Kaiser mit dem Wort vom Verkehr:
Hoch! und hipp hipp hurra!

Du: notwendig beharrlich, treu auf Deinem Grund,
von Deinem Grund
vorwärts, über Meere doch gewandt den Blick!
Ja, ich weiß! in Deiner Seele horstet der Gedanke,
daß über weitem freien Ozean,
in Kolonien, die nicht bloß so für Krämer taugen,
die Zukunft eine große Menschheitsfrage lösen will!

Heil solchem ersten und jüngsten großen Zollerngedanken!
Über dunkelbrausendes Gewühl
festländisch sich bereitender Vollendungen hinweg
Heil ihm! Heil!
Ihm des Reiches Kaiser!

Arthur Schnitzler.

Ohnmacht.

In neuen Worten, tiefen, sehnsuchtsbangen,
wie du sie nie gehört, möcht ich dir nahn;
mit neuen Küssen möcht ich dich umfangen,
dich neue Gluten lehren, bessern Wahn.

Ich möchte dich in Seligkeiten hüllen,
darin dich ungeahnter Schauer faßt,
ich möchte dich mit tiefem Leid erfüllen,
wie du's von keinem noch erlitten hast —

Und kann es nicht! Dasselbe bleibt es immer,
es ist im Wort derselbe irre Klang,
im Aug derselbe liebesfeuchte Schimmer,
die gleichen Bitten sind's, der gleiche Dank.

Und wenn mein Arm den Nacken dir umwindet,
irrt er der Spur vergangner Nächte nach,
und wenn mein Mund den deinen bebend findet,
küßt er ihm kaum vergeßne Küsse wach.

Und in den reichsten Stunden, liebesüßen,
umschwelgt uns trunkener Erinnrung Bann;
aus meinem Lächeln und aus meinem Grüßen
schaut ein Gewesnes dich vertraulich an.

Und wenn ich mit dem Blick des Hohns dich quäle,
seh ich im Aug dir ein Gedenken glühn.
Und was ich löschen will aus deiner Seele,
in hellern Farben laß ich dir's erglühn.

Und wenn ich mich gemartert von dir wende,
spielt um die Lippen dir ein müder Zug —
der lächelt stumm: Ich kenn ja auch das Ende,
wie's immer kommt — mit Ekel und Betrug.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Vorüberreitend.

Dort, wo die Wiesen abwärts gehn
zur blauen Bergeskette,
mag tief im rauschenden Walde stehn
die kleine verlaßne Gloriette.

Es liegt das Schlößchen bis an den Hals
im Efeu verstrickt und verloren,
die steinernen Wappen von Mainz und Kurpfalz
bröckeln über den Toren.

Es klettern über den Erker stumm
Wildwein und Feuerbohnen,
vom lecken Brunnen starren dumm
pausbäckige Tritonen.

Einst in den Tannen sang der Wind,
es schwatzten süß die Stare,
im Sonnenscheine stand ein Kind
mit weichem, goldleuchtendem Haare.

Es blühten würzig düsterbunt
die Nelken an den Wegen,
doch heißer schwoll der Liebsten Mund
dem jungen Glück entgegen.

Des Hirsches Brunstruf schnob vorbei,
es war zur Mittagsstunde,
von ferne nur scholl ein Häherschrei
über dem schwülen Grunde,

zuweilen die brütende Flur entlang
zog es wie Taubengirren,
zuweilen murrten die Bäume bang
rauschend in Traumeswirren.

Und um uns schloß im Dämmerschein
der Wald sein goldgrünes Gitter;
da brach ein Windstoß jäh herein,
es kam ein Lenzgewitter . . .

Ich habe verlassen mein Heiligtum,
um trügendes Glück zu jagen —
O goldnes Vlies, o finstrer Ruhm,
wie seid ihr schwer zu tragen!

Mag lachen das Leben königlich
aus allen Türen und Toren,
ich trage Reue und Leid um dich,
die ich verkannt und verloren.

Nun decken die Wälder in Ewigkeit
ein Glück, das ich verscherzte;
o Jugend, wie bist du so weltenweit,
du heilige, nie verschmerzte!

Bald küßt die schauernde Heimatflur
der Lenz, der lachend neue,
doch krächzend um meiner Schritte Spur
flattern die Raben der Reue.

Der Tag bricht an, ein Sturm aus West
wälzt sich über die Hügel,
mit Schüttern und Gleißen, in Stahl gepreßt,
traben Heeresflügel.

Wir ziehen des Wegs zum letztenmal,
und auf dem Schild mit Beschwerde
trag ich ein Kreuz von schwarzem Stahl
zur gelobten Erde.

Nebeltag.

Vorbei nun ist es mit den blauen Tagen,
es senkt der Herbst die graue Schlußgardine;
vom Garten, der einst Rosenpracht getragen,
dringt Grabesduft verblühter Balsamine.

Ein letztes Ideal ward mir zerschlagen,
Brief zuckt auf Brief verflammend im Kamine;
indessen Schauer überm Parke jagen,
pfeift hell der Sturm die Abschiedskavatine.

Mir ahnt es trüb: wer um das Glück der Erden
sein Herzblut gab, den trösten nur hinferne
noch Arbeitslämpchen und Kamingefunkel.

Denn alle Wonnen, die begehret werden,
die Welt, der Ruhm, die Frauen und die Sterne,
sie wärmen nicht und sind im Grunde dunkel.

Auf letzten Bergen.

Ein Bergzug von wildem Gemäuer
an südlichem Meere ragt,
darüber blinkendes Feuer
allnächtlich ein Leuchtturm jagt.

An jene Felsenschranke
wirft, haltlos, der Ozean
manch golddurchzimmerte Planke,
manch morschen Hoffnungskahn.

Das ist Berg Lebensende,
Kap Finisterr genannt,
dort flutet, in Augenblende,
das Weltmeer in Wechsel und Wende
zu Küsten unbekannt.

An steiler Absturzstelle
auf Trümmern von braunem Basalt
winkt eine Gedächtniskapelle
als Gruß und letzter Halt.

Es schirmen buntdüstre Scheiben
ein Bildnis, goldumstrahlt,
das hat zu Sein und zu Bleiben
ein fahrender Künstler gemalt.

Barhäuptig steht ein Ritter,
hält Harfe, hält Eisenschild;
ein Himmel voll Sturm und Gewitter
verdämmert tief im Bild.

Den Ritterfuß umzingelt
dampfschnaubend, blutbefleckt,
ein Drache, sprunggeringelt,
vom Schwerte hingestreckt.

Des Ritters Augen blicken
weit in die Ferne hinaus,
sacht ruht in seiner Linken
ein dürftiger Ährenstrauß.

In Meißelschrift, erhaben,
läuft um des Bildes Rand
der Spruch, aus Stein gegraben:
„Ich fall in Gottes Hand.

Ich habe mein Schwert geschwungen
hoch über den Drachen der Zeit,
es fuhr mit feurigen Zungen
mein Lied zur Ewigkeit.

Ich brach mein Brot den Armen,
den Schwachen schuf ich Lehn,
gib, Herr, auch mir Erbarmen,
gib trostvoll Auferstehn.

Dann rauscht aus Staub und Winden
ein frischer Sensenstreich,
dann werd ich Garben binden;
Herr, dir sei Kraft und Reich."

Wilhelm von Scholz.

Der fremde Wandrer.

Der fremde Wandrer singt ein Lied
von der Not.
Es lauscht ihm der graubärtige Schmied
und sein blondes Weib, — die beiden Jungen
sind spielend wieder fortgesprungen.

Der fremde Wandrer ist grau und blaß
von der Not.
Sein rissiger Mantel ist schwer und naß.
Und, was der fremde Wandrer singt,
hart an die niedern Mauern dringt.

Zwischen des Liedes Töne klangen
Hammerschläge auf Eisenstangen.

Rückschau.

Immer neue Landschaft will
um den raschen Schritt sich runden.
Tal um Tal ist schnell entschwunden,
blaue Berge ziehen still.

In des Wanderns Wälderflut
tauch ich von den Höhen nieder;
doch aus Wandertiefen wieder
lockt ein Gipfel Sonnenglut.

Stand ich dort auf fernem Stein?
Trümmer der verlassenen Runde,
Trümmer der vergangenen Stunde
ragen jenseits noch herein.

In einer Dämmerstunde ...

Ich wohne, wo die Wolken gehn,
stillhoch in einer Dämmerstunde;
waldtiefer Bäume Wipfel stehn
um meinen Tisch in naher Runde,
die gern mein Licht im Abend sehn.

Alt ist der Leuchter, der es trägt,
alt sind die Bäume, die es schauen,
die Flamm ist alt, die sich bewegt
und flattert durch das ewige Grauen,
wenn die uralte Luft sich regt.

Flüsternd umkreist die Dämmerung
mich und mein Licht, das nach ihr greift.
So alt ist alles, ich so jung —
da ist's, als ob ein Wort mich streift,
das rings um mich zur Fülle reift.

„Du bist so alt als alle wir —"
sprach es das Licht, sprach es der Baum,
sprach's der zersprungne Tisch vor mir,
sprach's um mich her der Dämmertraum?
Ich fühl es dunkel jetzt und hier.

Wie lächeln doch die ewigen Dinge,
wenn solch ein Strudel Erdenzeit,
ein Mensch aufwacht in ihrem Ringe,
aufbraust in ihrer Einsamkeit —
wie lächeln doch die ewigen Dinge!

Sie lächeln mich in ihre Ruh —
Nun rag auch ich uralt vom Grunde.
Du Flamme, warum zitterst du?
Bist du ein Wort aus meinem Munde,
rief dich die Dämmerung mir zu? —

Mitternacht.

Licht aus meiner Lampe trinkt die Nacht;
wie es weht in ihren Atemzügen!
Und sie bietet mir in dunklen Krügen
ein Getränk, das tief mich trunken macht.

Schweigend such ich, Nacht, nach deinem Namen —
nicht ein Stern entleuchtet deinem Wein.
Tritt nicht aus dem engen Fensterrahmen!
Sonst verlöscht all irdischer Glanz und Schein.

Sieh, ich bin die einsam stille Wacht
an der Grenze, alle sind mir fern.
Und du rollst um mich, Weltkugel Nacht,
wie um den vergeßnen letzten Stern

Wie du aus dem raunenden Geäst
jetzt am schmalen Leuchtkelch niedersinkst —
ich umklammre meine Waffe fest,
dieses Licht. Oh, wie du durstig trinkst!

Gib noch einmal mir den schweren Krug,
rausche mit den unsichtbaren Bäumen,
brich herein — nach diesem tiefen Zug
öffn' ich willig dir zu allen Räumen.

Wilder rauschst du, deine Wipfel wehn
und umarmen wie Gewölk das Haus,
trinken alles Licht zur Neige aus —
Nacht, in der entseelte Leuchter stehn.

Der alte Mönch.

Ich folgte der Frau Welt auf ihrem Pfad.
Im Frühduft schritt sie durch den blühenden Hain,
sang mir das Leben, daß es wie ein Lied klang,
und rief zum Tanz —

Ich holte sie nicht ein.
Schon stand sie auf den überreifen Feldern,
sang fernen Bergen zu, seltsam und ernst:
es kam wie großer Glockenklang, wie Frieden,
wie Arbeit, Kraft und feiernder Gedanke.
Und heißer naht ich ihr, dem ihr Gesang
noch schöner dünkte, der sich wandelnde —

da wandte sie sich um, der Abend sank,
Herbstblätter fielen, und sie war nur Leid.

Zwiegespräch im Raum.

Wer bist du?

Der Gestaltende,

der Waltende.
Und du?

Bin der Gewahrende.
Mein Leib, das Blut, das in ihm kreist,
mein dunkles Sein, wird mir zu Geist;
was ohne Worte in mir spricht,
wird mir zu Wort, wird mir zu Licht.
Ich bin der Offenbarende.

Was als Gedanke mich durchwallt,
dem geb ich bleibende Gestalt,
dem geb ich dunkles Sein und Blut,
darin es auf sich selber ruht.

So gib mir Blut!

Gib du mir Licht!
Wären wir eins, Gott wäre nicht. —

Brunneninschrift.

Ich bin der Erde kühles Blut.
Hier schöpft von meiner ewigen Flut,
wo sie aus Dunkel kommt und quillt
und rauschend eure Krüge füllt.

Ihr hört, indes ihr schöpft, mein Wort:
ihr tragt nicht Wasser mit euch fort;
den Schatten meines ewigen Fließens.
den Nachhall meines Sich-ergießens
habt ihr in euren schweren Krügen.
Ihr trinkt — da faßt euch Sehnsucht an,
der keine Wanderfahrt genügen
und die kein Sturm verlöschen kann.
Ihr trankt die Flut der ewigen Zeit:
mein ist die tiefste Trunkenheit.

Eine andere Brunneninschrift.

All eures Fragens Sinn ist heißer Durst.
Erwartet keine Antwort. Doch erwartet
vom Quell des Lebens einen kühlen Trunk.

Der Wandrer.

Schwermütig wächst mein Frieden
in Herbst und Einsamkeit.
Mein Weg zur Dämmerzeit
vergraut wie abgeschieden.

Ich fühle mich Gestalt
und Wesen tief vertauschen;
wildfremde Schritte rauschen
durchs Blattgewirr im Wald.

Still geh ich, schattenlos
im Grau, als wandle sich
der lange Weg in mich,
auf dem ich wurde groß.

Daß ich der Wandrer bin,
der diesen Weg gegangen,
sind Worte, die verklangen,
und haben keinen Sinn.

Ewiger Herbst.

Blaudunstige Dämmerung um rote Bäume,
ein gelber Mond darin und Fensterschein.
Warm steht die Luft. Herbstliches Abendsein
blickt rings durch die zerfallenen Wipfelsäume.

Die Blätter rascheln. Sommerspäte Reife
hüllt nebelstill dein Schreiten ein.
Ein leises Fruchtabfallen lädt dich ein,
daß dein Gesicht in alte Herbste streife
und tiefer schaue dieses Herbstes Sein . . .

Herbst breitet sich auf Weg und Beeten aus.
Mit schweren Ästen greift er um dein Haus.
Er folgt dir durch die Tür und bleibt. Verhüllt
von faltigem Vorhang ist ein stilles Zimmer.
Ein Leuchter sendet einsam seinen Schimmer
in hundertfachen Herbst, der dich erfüllt.

Kaum flüchtig blickst du auf das Jahr, das schwand.
Doch Herbste, Herbste sinken auf dich zu —
ein nebelblau umhüllter Wipfelbrand,
ein Blätterfallen bunt und ohne Ruh;
bis an die Brust in Blättern schreitest du:
ein ewiger Herbst ist Leben, Jahr und Land . . .

Alexander Schröder.

Aus „Deutsche Oden".

Vernimm, wir schreiben's ehernen Tafeln ein,
daß du es bist, mitt-mittelstes Völkerherz,
Urland und Stammland und Europens
heiliger, götterbesuchter Herdraum.

Folgt ihr nur äugelnd immer dem Tageswink,
der Wolkenwirrsal über den Himmel führt;
und leichtes Spielzeug schwanker Stunden
tauschet's und werfet's enttäuscht zu Boden!

Wer stillern Sinns beständigen Werts sich freut,
weist solches ab; und innen im Busen treu
verwahrt er Altes, und das Erbe
mehrt er, der Frühern gedenk und Spätern.

Doch ihr, unzüchtig, immer dem andern feil,
habt selber euch aus eigenem Recht gelöst,
habt nicht zum Stehn die Fußbreit Erde,
nicht überm Haupte das Dach gerettet.

Nicht mag das Eigne prunkend wie Fremdes sein;
doch köstlich ist's, und welchem das Herz nicht krank,
der Stolz nicht schielend ward, der Sinn nicht
schief und die reinliche Scham nicht faul ward,

verkennt dies nimmer. Fremdes ist lobenswert.
Doch dünkt mich's schlecht, die eigene Mutter schmähn,
weil irgend dir an andern Weibern
Kleider und Locken und Putz gefielen.

✡

Den schönen Wachstum neiden die andern dir;
doch stehst du heilig mitten im Haß, die nicht
von fremder Nahrung wuchs und friedlich
unter den Völkern zu wohnen dachte.

Auf ihren Inseln sinnet die Schwester dir
verwirrten Hader, bräche mit Listen gern
dein Panzerkleid, auf daß du nimmer
den unersättlichen Plan ihr kreuzest.

Besinne dich: oft prüfet die Seinen Gott
mit Einsamkeit und sondert im Brand Metall
von Schlackengrus. Doch auch im Unglück
wanke dir nimmer der Stolz, o Deutschland.

Wenn ganz zuletzt in schroffer Gebirge Kluft
sich und der Leuen säugende Brut nicht mehr
die Löwin schützt, da undurchdringlich
rings der verfolgende Schwarm sie einschloß:

Noch steht sie auf, noch wirft sie die Vordersten
mit Schlägen nieder, rächet noch Mord mit Mord;
und unter hundert Speeren sinkend,
trotzt sie mit brechendem Blick den Jägern.

Du warst am größten, da du zerschlagen lagst.
Und sei getrost: es hanget Europens Los
an dir; denn ohne Herzensschläge
stockt im erkaltenden Leib das Leben.

Gustav Schüler.

Meine Väter.

Meine Väter sind Bauern, derbtrotziger Schlag,
ich bin ihre Lerche am frühen Tag.
Ich fliege und flattre ob ihrem Korn
und blase der Sehnsucht Himmelshorn.
Sie wissen's nicht, wie die Seele fliegt,
wie marternde Angst auf Knieen liegt.
Sie schlafen die Nächte. Ich grüble in Pein:
Will's noch nicht, noch nicht Morgen sein?
Sie gruben stille Jahrzehnt um Jahrzehnt
und wissen nicht, wie Hoffnung höhnt.
Gott gab den Tau, und jedes Jahr
Speise für seine Kinder war.
Kornblumen blauten und wilder Mohn
flackerte purpurn vor seinem Thron.
Uns aber flackert die Sehnsucht ums Haupt,
die unerhörte Wunder glaubt,
die nach neuen Sonnen suchend geht,
die Tag für Tag auf den Bergen steht,
ragend mit ihrer Siegerstirn
über Adlerhorste und Gletscherfirn:
die trägt die Saat der Ewigkeit
daher in ihrem weiten Kleid.
Die säen wir — die jungen — aus:
Mache der Himmel die Ernte draus!

Klingers Beethoven.

Fäuste, die die Erde aufgerissen,
Augen, die von Gott und Satan wissen.
Und die Stirn wie Eisen, das verknittert
und zerhämmert und in Rost verwittert.
Und der Adler? Hier ist Zeus erstanden!
Mehr als das! Ein Zeus aus Erdenbanden!
Mehr als das! Ein Zeus, der rasend grollte,
der die Himmel niederreißen wollte!
Der aus Felsenschroffen Stufen türmte
und von da die Himmelsfesten stürmte.
Du bist du! Du hast das Meer geschlagen,
eine jede Woge muß dich tragen.

Jede Wolke kannst du meisternd fassen,
dich von ihren Schleppen schleifen lassen.
Jeden Sturm in Wetternächte jagen
und die Blitze gürtend um dich schlagen,
und die schütternden Donner, dir Vasallen,
wie die Löwen vor dir niederfallen.
Du bist du! Denn deine Augen haben
Zeus und Gott und jeden Stern zergraben!

Gebet an den Sonntag.

Allen, die in Trübe irren,
sollst du eine Heimat sein.
Nimm sie aus den grauen Wirren
in dein strahlend Schloß hinein.

Allen Müden, die die schwere,
sorgendunkle Woche brach,
sei mit deinem Seraphsheere
ein entglühter Siegestag.

Allen, die nach Liebe gingen
sechs verarmte Tage lang,
sollst du sieben Leuchten bringen,
sieben Harfen voll von Klang.

Alle, die nach Hause wollen,
nimm an deine weiche Hand.
Zeig du uns die wundervollen
Berge von dem andern Land.

Lied der Toten.

Da wir schweren Abschied nahmen
von der Erde, weggelähmt,
ach, da zitterten die Hände
wie an morschen Stegs Gelände.
Nun wir hier hinüber kamen,
wie ist alle Angst beschämt.

Einer ist des andern Brücke,
einer ist des andern Hand,
eines hier ist alles Sagen:
Höhen sich hinaufzutragen,
bis vor neuem, großem Glücke
keiner mehr sich selbst erkannt. —

Und wir dürfen bei euch bleiben,
die ihr noch dort unten geht:
Geister formen, Hände leiten,
über Saaten Segen breiten,
Worte in die Nächte schreiben,
Wachen, wo die Sehnsucht fleht.

Eines ist des andern Brücke,
eines ist des andern Hand,
bis wir euch hinüberwinken,
bis wir eure Schmerzen trinken,
bis vor großem neuen Glücke
keines mehr sich selbst erkannt.

Ina Seidel.

Die alten Könige.

Im Herbststurm dröhnt es tönend und hohl,
als riefe ein Mann in den Schild.
Die alten Eichen hören es wohl
und rauschen es traurig und wild.
Vom Horste löst sich die flügge Brut
und kreischt in das Wipfelwehn:
die alten Könige tun sehr gut,
sehr gut, jetzt schlafen zu gehn! —

Sitzt einer müde auf goldenem Thron
und lauscht in den gellenden Tag.
Die Lieder klingen ihm alle wie Hohn,
und jedes Wort ist ein Schlag.
Sie sogen sein Mark, sie tranken sein Blut,
sie wollen ihn nicht mehr sehn:
die alten Könige tun sehr gut,
sehr gut, jetzt schlafen zu gehn.

Ein greiser Held, der zu reiten begehrt,
wenn die Schlacht übers Blachfeld braust, —
doch dem grauen Mann zieht das treulose Schwert
hinunter die zitternde Faust.

Er wendet still mit schwerem Mut,
er muß das Raunen verstehn:
die alten Könige tun sehr gut,
sehr gut, jetzt schlafen zu gehn!

Die junge Zeit bringt die Toten zu Grab
und prunkt und feiert dabei,
die junge Zeit nimmt den Herrscherstab
und ruft die Erben herbei.
Die nahn sich lauernd in Neid und Wut, —
er braucht es nicht mehr zu sehn, —
die alten Könige tun sehr gut,
sehr gut, jetzt schlafen zu gehn!

Erde und ich.

Erde, du bist nicht älter als ich,
wir sind in einer Stunde geboren,
als ich dem Mutterschoße entwich,
rolltest du aus ätherenen Toren,
strotzend bunt und dumpf.
So geschah es!
Staunend stand und stumpf
ich und sah es.

Ja, da warst du mir hingerollt,
großer Ball voll Saft und Farbe,
strahlend meerblau, grün und gold,
traubensüß in jeder Felsennarbe;
und so durch und durch mit blanken Erzen
angefüllt, mit Feuer und Kristall
bis zu deinem flüss'gen Lavaherzen, —
Muscheln, Äpfel, Blumen überall!

Erde, als ich dich nun entdeckte,
selig war'n wir alle zwei!
Als ich meine Orpheusseele weckte
und der Wildnis Tiere zog herbei:
die Gazellen und die Schlangen,
Pelikan und Kolibri,
der Magnolie Blüten sangen,
tönend, schwingend aufgegangen,
Löwen blickten sanft auf sie. —

So geschah es.
Niemand kam dazu.
Erde, ich und du!
Und ich sah es. —

Als ich Berge Flammen speien ließ
und das Wort „Oase“ fand,
und dort Dattelpalmen sein hieß
in dem weißen Wüstenbrand!
als ich die Eiszeit erdachte!
und mit meiner Stimme Ton
auf den Inseln Menschen machte
als den einz'gen Robinson!

Erde, o, dann quoll es über
wimmelnd zwischen dir und mir.
Brütend lag ich wie im Fieber
endlos über dir.
Ewige Brahmanen ruf ich,
und mit meinem Hauch
alle deine Völker schuf ich, —
die Chinesen auch. —

Erinnerung.

Ich bin damals um Weihnachten gestorben. In den zwölf Nächten ward ich neu gezeugt. Über dem Bette meiner Eltern hing ich bläulich durchscheinend in der Finsternis, und ward von ihnen nicht geahnt, und sog mich gierig aus der Leere in die Form ...

Dann lag ich wiederum im Mutterschoß und baute meinen neuen Erdenleib und schuf ihn mir zum Bußgewand, indes er nervdurchtanzt und schütternd wuchs. Indes des Vaters Säfte drin sich mit dem Blut der Mutter mischten und der Schwangeren nun Hirn und Herz durchkreisten, daß sie mehr und mehr dem Mann leibeigen werde. — Dumpf läutete ich, — ich, Seele, — nächtelang an ihre Seele.

Fruchtwasser wogte zärtlich heiß um mich,
um meinen nackten Kindesleib. Die Stirn
hielt ich auf meinen knöchern, zarten Knien
und lächelte so süß und überweise,
als sei ich Buddha im lackierten Schrein.
Ich schwamm in Lethe, Lethe tränkte mich
und Lethe spülte mich zutag, als ich
schreiend aus meiner Mutter Leibe fuhr.
Da war ich, — von Vergessen trunken, schwer
mich nur besinnend, ein Gebundener.
Und wieder in den Fesseln meines Bluts
irr ich, wie seit Jahrtausenden. —

Dichter.

I.

runkener Bruder, rede, ich weiß, daß du reden mußt,
weiß, daß die Worte quellen, wie Blut aus verwundeter Brust,
de von Dirnen und Sündern, Laster, Krankheit und Tod, —
weiß, du hebst es gen Himmel, du trittst es nicht in den Kot.

ie werden von dir sagen, deine Stimme atme Pest,
ine Augen trübe das Saufen, dein Dichten sei ein Gebrest, —
werden dir folgen wie Kinder einem Krüppel, der trunken singt,
cht, wie ein Heer der Fahne, die ein Held in Händen schwingt. —

er rede, mein Bruder! Mische in läuternder Glut
e Gifte der Erde mit deinem ewigen Blut.
umle, stammelnder Bettler, — Narr, beschimpft und entblößt!
umle, du wirst einst tanzen, lösender Gott und erlöst.

II.

ablässig begleitet von deiner singenden Stimme,
reit ich durch hallenden Wald, schreit ich vom Hügel zu Tal,
ich verloren durch Menschengewimmel, — die Gassen
d dir ein Echo, ich bin einsam im Volke mit dir.

Über uns wölbt sich der Himmel als eine tönende Glocke
unabläſſig verſtrömt blauend Geſang um uns her.
Und in ſchwarzgoldener Nacht lieg ich beſeligt, ich fühle
aufgelockert mein Herz, keimend den uralten Stein.

Der Berg.

Sein Haupt iſt ſtarr und ganz zerklüftet,
er atmet ſilbern Dunſt um ſich.
O, er iſt alt!
Regenzerweint und eiszerklüftet. —
Er hat die Bruſt voll Wald,
und ſeine Füße ſtehen
tief in der Flut.
Durch ſeine Felſenzehen
ſchwänzelt der Fiſche bunte Brut.

Es birſt ſein Herz im Waſſerfall,
und um ſein ſtrömend Herz herum
gehn klangbeladen ſeine Tiere,
die heil'gen Kühe ſamt dem Stiere,
und iſt er ſelbſt gleich ſanft und ſtumm:
ſie füllen wandelnd mit Getön
ihm auf und ab das Echo ſchön
wie eine Glocke aus Kriſtall.

Einheit.

O, dunkel lieb ich dich, du Baum,
o, dunkel bin ich dein, du Land.
Ich liebe euch, und weiß es kaum,
wie meinen Leib, wie meine Hand.

Denn ihr beginnt, wo ich begrenzt,
und einmal werd ich grenzenlos
und liege ſternenüberglänzt
mit euch in einem Mutterſchoß.

Carl Spitteler.

Der Vater.

Mit einem Trupp entschlossener Gesellen
entwich im Traum ich heimlich übers Weltmeer.
In finstrer Nacht erreichten wir die Heimat.
Die einen hielten mit gespannter Büchse
am Tor der Kirchhofmauer Wacht. Der Rest
versah die Pferde. Nach dem Grab des Vaters
schlich ich hinüber, und mit banger Hast,
verhaltnen Atems fing ich an zu schaufeln.
Ich grub und grub. In bodenlose Tiefen
tauchte der Spaten. Doch vergebens. „Vater,"
rief ich, am Boden hingestreckt, „ich bin's!
Die Pferde stehn bereit! Auf! laß uns fliehn!"

Da stand er plötzlich neben mir; leibhaftig
und wahr, als wär er niemals tot gewesen.
Nur etwas müde. Mit den Händen faßt
er meinen Arm; sein Auge blieb geschlossen
und wie im Traume lallte seine Zunge.
Ich hob ihn rasch aufs Pferd. Und während wir
mit hoffnungsfrohem Mut von dannen sprengten,
begann ich ihm von Völkerkrieg und Frieden
und was sich andres seither zugetragen,
zu melden und zu schildern. Muntrer wurde
sein Angesicht und öfters nickt er lächelnd.

Allmählich aber schlottert er im Sattel.
Der Körper sank, die Hände suchten Stütze.
Unruhig schüttelt er den weißen Bart.
Dann flüstert er mit tonverlaßner Stimme:
„Es wird mir doch zu schwer. Ich möchte ruhn."

Und während ich ihn aus dem Sattel hob,
entdeckt ich plötzlich, daß ihm eine Wunde,
vom Hemd verdeckt, die mächtige Brust zerfraß.
War alles hohl inwendig, gleich als wenn er
unter der Haut nicht Fleisch und Bein mehr hätte.

Und ich begriff, daß ich ihn nie mehr rette.

Der gute Besuch.

Abends, wenn der letzte Strahl vom Gipfel leuchtet,
und der blaue Nebelduft das Tal befeuchtet,
kommen im Verstohlenen mit leisen Schritten,
aus dem Föhrenwald zwei Mägdlein angeritten,
hängen ihre luft'gen Schleier an mein Gärtchen,
springen leichten Schwungs behende von den Pferdchen,
schmiegen sich am Tor behaglich in die Ecke,
allda plaudern sie im sonnigen Verstecke;
während in mein Stübchen durch die Blumentöpfe
beide Rößlein schieben ihre klugen Köpfe.
Plötzlich, wenn die Dämmrung schreitet durch die Tannen
stehn sie hurtig auf und sprengen rasch von dannen.
Was sie sich erzählen, konnt ich nie ermessen,
doch am Zaun die Schleier haben sie vergessen.

Mittagskönig und Glockenherzog.

In weitem Bogen öffnet sich des Waldes Tor.
Auf mächtigem Roß der Mittagskönig tritt hervor.
Ob seinem Anblick stockt der Sonne Siegeslauf,
die Berge recken sich, der Wolkenbaum steht auf,
vom Himmel huldigend, mit fliegender Standarte.

Doch von des Münsterturmes königlicher Warte
sendet der Glockenherzog, seinen Herrn zu grüßen,
von Sangesfluten einen Teppich ihm zu Füßen.
Der Mittag schützt das Auge mit der hohlen Hand,
dann reitet er empor die luftgewobne Wand.
Was ist sein Steg? Der Töne wogendes Gewühl.
Drob schweigt die atemlose Luft erwartungsschwül.

Horch! jauchzend Rossewiehern. Auf ersprungner Zinne
geschieht von Herrn zu Herrn in brüderlicher Minne
der Willkommgruß. Dann hält das Fürstenpaar zu Pferde
im Rundgang um das Münster Umschau auf die Erde.
Von Glockensturm umbrüllt, von Fahnenwind umweht,
und den geschäft'gen Werktag adelt Majestät.

Die Blütenfee.

Maien auf den Bäumen, Sträußchen in dem Hag.
Nach der Schmiede reitet Janko früh am Tag.
Blütenschneegestöber segnet seine Fahrt,
Lilien trägt des Rößleins Mähne, Schweif und Bart.
Lacht der muntre Knabe: „Sag mir, Rößlein traut:
bist bekränzt zur Hochzeit, doch wo bleibt die Braut?"

Horch, ein Pferdchen trippelt hinter ihm geschwind,
auf dem Pferdchen schaukelt ein holdselig Kind.
Solche kleine Fante nimmt man auf den Schoß,
auf die Schulter wirft er's spielend: Ei! wie groß!
Zappelnd schreit die Kleine: „Böser Bube du!
weh! ich hab verloren meinen Lilienschuh."

Rückwärts sprengt er suchend ein geraumes Stück.
Wie er mit dem Schuhe eilends kam zurück,
an des Kindes Stelle saß die schönste Maid.
Da geschah dem Jungen süßes Herzeleid.
Flüsterte die Schöne: „Liebster Janko mein,
hab ein kostbar Ringlein, strahlt wie Sonnenschein.
Bin dir hold gewogen, schenk es dir zum Pfand.
Weh! ich hab's vergessen, badend an dem Strand."

Wie er mit dem Ringlein wiederkehrte: schau!
hing gebückt im Sattel eine welke Frau.
Ihre Zunge stöhnte: „Janko, du mein Sohn,
weh! ein Tröpfchen Wasser! Schnell! um Gotteslohn."

Wie er mit dem Wasser kam zum selben Ort,
war zu Staub und Asche Weib und Pferd verdorrt.

Die Korrektur des Weibes.

Nachdem der erste Liebeswonnesturm verrauscht
und Kuß und Kosen karger ward getauscht,
nicht konnte Adam leider länger sich's verhehlen:
an seinem Weibe schien ihm allerlei zu fehlen.
Dies war zu viel und jenes fand er nicht darin,
und nicht begriff er seinen Rausch zu Anbeginn.

Im Ärger rief der Herr: „So mag er drauf verzichten.
das holde Werk, das er nicht schätzt, ich will's vernichten."
da lief ein Schrei des Schmerzes durch die Cherubim,
und Ariel sprach, der findigste der Seraphim:

„O Herr, die Schöpfung kann des Weibes nicht entbehren.
Gestatt es mir, den Nergler will ich schnell bekehren."

Bei diesen Worten bückte Ariel sich und las
vom Himmelsboden ein gefärbtes Stäubchen Glas.
Das fügt er heimlich hinter Evas Augen ein,
so daß das Stäubchen glänzte durch die Fensterlein.
Und kaum daß Adam den geborgten Schimmer sah,
so jauchzt er: „Haschamajim! Jah! Halleluja!"

Adamsruh.

Nachdem umsonst an Edens Tor mit grimmer Hand
Adam gerüttelt, floh er unstet über Land.
Nicht seines Weibes Tränen, nicht der Kinder Klagen
vermochten, daß an einem Ort er dauernd raste.
Nur immer vorwärts stürmen, immer weiter jagen.
Es war, als ob er jeden festen Wohnsitz haßte.

Da opfert eines Mittags, während Adam schlief,
Eva dem Herrn der Berge, betete und rief:
„Sieh meines Opfers Brodem himmelwärts sich winden.
Wann werd ich Unglückselige eine Heimat finden?
Ist denn im Hause des Allmächtigen keine Kette,
die meinen flüchtigen Gatten fesselt an die Stätte?"

Der Herr vernahm das Wort, erhob die Feuerhand
und schlug den Erstgebornen ihr mit Fieberbrand.
Kein Priester konnt ihn heilen und kein Tränklein laben.
Nach sieben Tagen ward er auf dem Feld begraben.

Und als nun Adam trauernd weitertrieb die Reise,
da bog sich heimlich seiner Füße Spur im Kreise.
Näher und näher kehrt er zu dem Grabe wieder,
stach einen Graben, steckt ein Haus und ließ sich nieder.

Maurice Reinhold von Stern.

Triumphzug der Nacht.

Ein müder Zugstier schreitet schwer und sacht,
vom Flimmerglanz des Mondenlichts umlacht.

Sein warmer Odem haucht durch reifes Korn,
in Rosenketten prangt das Riesenhorn.

Er schreitet still durch Duft und Blütentau,
und wo er rastet, lächelt stumm die Au.

Zu seinen Häupten strahlt ein blauer Stern,
zum Greifen nahe, und doch nebelfern.

So rollt in Ruhe, müde, schwer und sacht,
im Traum dahin das Goldgespann der Nacht.

Im Nebelkleide thront die Königin,
und über Blüten rauscht ihr Schleier hin.

Murmeln der Quelle.

Im Murmeln der Quelle ist Ewigkeit,
ist uferlos träumende Ewigkeit.
Hier steht die Zeit
und ihr goldener Zeiger tastet.
Sie, die sonst hastet,
die Stunde,
steht mit erschrockenem Munde
und lauscht und lauscht,
wie die Quelle rauscht.

Die schöpft und schöpft in das Becken hinein
mit klingendem, goldenem Becherlein
und kichert fein.
Es scheint dies Kichern und Wasserfallen
leise in dich hineinzuschallen.
Du weißt schon nicht, ist es in dir, das Rauschen,
und mußt verwundert nach innen lauschen,
wie dort nun fortklönt der goldene Klang,
der lieb wie von lebenden Lippen sprang.

Im Murmeln der Quelle ist Ewigkeit,
ist labende, kühlende Ewigkeit —
und Vergessenheit!
Es löst sich die Seele im Klingen,
eint sich den Dingen
und dämmert.
Der Schmerz hat nun ausgehämmert.
Du hast die Ruh
und bist nicht mehr du.

Und du bist nicht mehr du, und der Zauber zerrann,
du bist nun die Quelle, der rauschende Tann,
du selbst bist die lachende Erde.
Jauchz nur mit Quelle und rauschendem Wald,
wie jung ist die bräutliche Welt von Gestalt
und wie lieblich des Lebens Gebärde!

Leo Sternberg.

Zwischen zwei Welten.

Zwischen Mond und Sonne unterschied ich nicht,
und die Nächte waren gleich den Tagen.
Um die wehe Stirn den Dornenkranz der Fragen
— morgens, wenn die Sterne schwanden, löschte ich das Licht.

War vertraut mit jedem Baum im Lande,
jedem Halm im Felde, jedem Säuselwinde,
mit dem mitternächtigen Gesinde,
der verwunschnen Schar im traurigen Tiergewande.

Und verlernte meine Sprache drüber
und mit Menschenwesen zu verkehren.
Und ich lebte mit den Geisterheeren,
zu den Wolken sprechend, die da ziehn vorüber.

*

Saß ein Wasserweib am Uferrande,
sang und sehnte sich nach einem Menschenknaben.
Und die Tiefe will sie nicht mehr haben.
Und verwehrt sind ihr die Menschenlande.

Hoher Westerwald.

Im Schneewasser badet die Goldammer dort
und trocknet sich lang auf dem Block von Basalt,
wo die kohlschwarze Flechte, die blättrige, dorrt;
wo die Schneewächte hohl den zerfressenen Bord
der eisigen Wildwasser immer umschalt.

Im flachen Schnee sind Inseln, tundrengrün,
wo der dürre Hase sitzt, das Fell vom Nebel naß,
kurzstielige Blümchen, mit Schnee in den Augen, blühn.
Wildfährtengewimmel erzählt von allnächtlichem Glühn ...
Und es tropft von den Stämmen auf brandgelbes Stockland
und Gras.

Gewölk raucht über den Weg — — jetzt kommst du hinein,
wo der Graurabe neben dir geht auf der Heide, binsenbebuscht.
Dein härener Hut und Mantel bereifen sich fein.
Wacholder noch schattet vorbei; dann hörst du den Falk nicht
mehr schrein.
Nur taub noch spürst du, wie das Weiße buscht ...

Wo bist du, Größeres, als ich bin.

Wo bist du, Größeres, als ich bin,
du Wille, mächtiger, als ich will?
Bist du's, du flammender Frühlingsrausch?
Ich gebe gern mich dir in Tausch —
O, komm!

Ich schritt auf Gletschern ... Schnitt den Schaum
des Meeres bis zum fernsten Saum ...
Mit Tod und Teufel rang ich ... Blut
und Wunden ... Und für all die Glut
— nur Sieg!

Was stürmte ich die Sterne an,
wenn nichts kommt, wo ich knieen kann!
Erfüllt die Welt sich nur in mir?
Fluch! Was empfange ich dafür!
Nichts! Mich!

Ach, wie ein Mädchen, welches liebt,
die Augen schließt und sich ergibt,

so nimm mich hin, o nimm mich hin!
Wann kommst du, Größeres, als ich bin?
O, komm!

O, selig, wenn du dich enthüllst!
Ach, mit mir machtest, was du willst!
Beschließe — folgen werde ich ...
Zerbrich mich — lächeln werde ich ...
O, Glück!

Was liegt an mir! Dann wird es still,
du Wille, mächtiger, als ich will!
Dir strömen meine Quellen zu ...
Denn dein ist alles, was ich tu ...
O, du!

Drei weiße Wolken.

Drei weiße Wolken flogen
zusammen durch den Raum;
die waren wie Maßliebchen
mit blutigrotem Saum.

Denn in den Schmerz der Liebe
waren sie eingetaucht,
einst Seufzer, die drei arme
Mädchen hinaufgehaucht.

Sie flogen durch den Judasbaum —
da schwammen sie wie rosa Schaum;
sie flogen unterm Monde hin —
da schimmerten sie pfauengrün ...

Sie schmolzen feuergolden
im West und morgens früh ...
und wer sie sah, der seufzte,
so lieblich waren sie.

Sie landeten im Himmel,
gleich vor den Thron gestellt;
denn was aus Schmerz geboren,
verklärt die ganze Welt.

Nach dem Tod.

„Ich will meine Mutter sehn, noch einmal sehn!"
— Da deckte mir der Tod ihr Antlitz auf . . .
Wie? Eine Krone hatte sie,
und ich sah es nie?
Sie trug einen goldenen Kronenreif im Haar?
— „Weißt du nicht, daß deine Mutter eine Königin war?"

— Zu ihren Füßen liege ich
und fasse mich ins Haar:
Warum, warum hab' ich nie gesehn,
daß meine Mutter eine Königin war!
— Zu ihren Füßen weine, weine ich . . .

Dunkelheit.

Ich weiß, es ist dasselbe Sehnen,
in dem du dich verstrahlst, verzweigter Baum,
wenn ich die wilden Bergeslehnen
ersteige und breite die Arme hoch in den Raum.

Zerklüftete Wolken dunkeln über uns beiden.
Wie du verästelt bin ich in das Licht,
hinaufgebäumt, — gewunden . . . Ohne unser Leiden
wäre die Erde nicht.

Dies ist noch alles Nacht . . .
So wie der Behemot
sich aufwirft aus den Wassern, als Gebirge ragt
— doch einst kommt Gott.

Georg Stolzenberg.

Aus „Neues Leben".

Nun ist es Herbst.
Ich wandre durch das Sterben.
Und fühle,
wie ich selber sterbe.

arze Blumen starren am Weg, welke Blätter fallen auf mein Haupt.

Du schöne Zeit! mein altes Glück!
Komm!
Tröste mich wieder!

Durchsonne mich!

Wenn sie vor Fremden heimlich mir die Hand berührte,
Seligkeit mich lähmte ...

Wenn du nur mich ansahst,
ich blühte!

Ach, jener Tag, an dem ich einst geweint
vor Liebe!

Kalt
schneidet der Wind
mitten durch mein Herz.

*

Onkel, wir wollen in den Wald gehn
und eine schöne weiße Blume pflücken.

Aber deine Füßchen trugen dich nicht mehr ...

Heute
liege ich allein unter den Tannen.

Meine Hand streichelt eine Sternblume.

*

Durch die dunkle Nikolausnacht, aus schneegebeugtem Tann,
klingelt ein Schlitten;
knirrt über Steine
und rumpelt über die Brücken.

Mitten auf der weißen weiten Heide
hält er an.

Aus dem Himmel
schießt goldener Glanz.
Hallende Harfen, jauchzende Engel,
herabpurzelnde Holzpferdchen, Schreipuppen, Trompeten,
Ruten und Marzipanherzen!

Lachend
streicht Knecht Ruprecht seinen langen Bruschebart.

Weiter trappelt der Hirsch;
der Stern vor seiner Stirn strahlt, blau flimmert sein Atem.

Lulu von Strauß und Torney.

Der Verfahrer.

„Der Schiffsraum aber barst mit schwerem Knall,
in greller Lohe Bug und Deck und Masten,
hoch bäumt nach Backbord sich der alte Kasten, —
die Bö posaunt, — ein grauer Wasserschwall, —
Schreie, — Gebete, — wetternde Befehle, —
ein Stoß, ein Sturz, — Gott gnade meiner Seele! —
hinunter. Schwarze Nacht auf allen Sinnen. —

Maat, noch ein Glas! Das Garn ist lang zu spinnen.
Tief unten war's. Da sah ich, was ich sah.
Es ist kein Tag, und auch nicht Nacht ist da.
Grün glimmt der Sand. Gesunkner Schiffe Planken,
ein Riesenmast, der fahle Splitter streckt.
In Blasen quirlt es auf aus bleichen Ranken,
die flutend in lebend'gem Spiele schwanken
wie lange Arme, lauernd ausgereckt.
Am Wrackholz Muscheln, die mit Riesenklappen
lautlos nach Beute in die Strömung schnappen,
und Fische stehn zu Haupt in fahlem Glänzen
und schlagen mit den schleierzarten Schwänzen.

Da unten wandert es. Ein ruhlos Heer,
tausendmaltausend, ohne Zahl und Ende,
blicklos die Augen, blauerstarrt die Hände,
watend im Sand, die Füße bleiern schwer.
Verlorne Fahrer ohne Weg und Pfad,
Blaujacken, graue Kerle, blasse Weiber,
in matten Armen schlaffe Kinderleiber,
gesunkner Schiffe Volk mit Mann und Maat,
verschollne Trachten, längst vergeßne Namen, —
alle, die gingen und nicht wiederkamen.

Ich sah sie alle. Schemenhaft und blaß
sah ich sie ziehn, wie durch betautes Glas,
mir nah vorüber. Einer winkte stumm,
da ging ich mit. Ich wußte nicht, warum.
Endlos der Weg. Er wuchs vor unsern Schritten.
Die müden Füße taumelten und glitten.
Wer strauchelnd fiel, dem half der nächste auf.
Ein Weib schlug hin. Ich bog mich, zuzupacken,
da hing sie bleiern sich an meinen Nacken.
Abgründe blauten bodenlos herauf,
und über uns im Grau, dem lichtlos matten,
zogen wie Wolken großer Wale Schatten.

Da sah ich Einen an, der vor mir ging,
dem schwer und schlaff der Kopf vornüber hing,
und kannte ihn: den Peter Jens, den langen,
der nachts bei Dover über Bord gegangen!
Ich zog ihn leise am zerfetzten Hemd,
und meine Stimme klang mir fern und fremd:
„Wo geht ihr hin?“ Er sah mich glanzlos an.
„Wir suchen, suchen, suchen!“ sprach er dann.
„Was sucht ihr, Jens?“ Ein Wort nur sprach er: „Land!“
Da hoben alle rings, die mit uns schlichen,
matte Gesichter, gramvoll und verblichen,
und scheues Jammern lief entlang dem Sand.

Mir aber war's, als wuchs mir jäh die Kraft.
Ich wandte mich und rief mit starkem Schalle
in diesen Strom der Totenwanderschaft:
„Faßt Mut! Mir nach, mir nach! Gott führt uns alle!“
Mein toter Herzschlag zuckte auf und schlug, —
vorwärts und vorwärts in die fahle Stille
riß mich ein großer unbekannter Wille, —
und endlos hinter mir der dunkle Zug.

Ich kannte nicht die Zeit, die dann verging;
bisweilen schien das Dunkel sich zu hellen,
das farblos lastend uns zu Häupten hing,
und aus des Sandes bleich erstarrten Wellen
wuchs es wie Land, ganz nah vor unserm Blick,
zum Greifen nah, — dann wich es jäh zurück.

Der großen Tiefe fratzenhafte Brut
folgte uns lauernd nach in trägem Heer.
Verloren in der ungeheuren Leere,
erfror die Hoffnung, losch der letzte Mut:
Erlösung gibt es nicht. Kein Morgen graut.
Wozu die Qual? — In taumelndem Ermatten
Blieben sie liegen unter ewigen Schatten.
Wo bist du, Gott? — Mein Schrei war ohne Laut.

Da brach's herein: Ein Punkt! Ein jäher Schein!
Der Spalt riß auf! Das quoll in goldnen Fluten!
Himmel und Erde stand in Glanz und Gluten —
Erlösung! Heil! Ein Sturm ins Licht hinein! —
Ich schleuderte das Weib hinauf zum Strand
und schrie mit letzten Kräften taumelnd: „Land!"

He, Steuermaat, ein Schluck! Mein Glas ist leer.
Was weiter war? Sonst nichts. Ich weiß nichts mehr.
Sie haben mich — die Nacht war schlimm gewesen —
in Schottland an der Küste aufgelesen.
Mein Schiff? Das Wrack? Gott weiß es, wo das blieb.
Was in der Nacht mit mir zu Lande trieb,
war kalt und tot. Nun hat es seine Ruh,
drei Handvoll Erde und ein Kreuz dazu,
Gott hab es selig.

Manchmal in der Nacht,
wenn's um die Koje ächzt und knarrt und kracht,
und oben in den Rahen pfeift die Bö,
und an die Achterluken klatscht die See,
dann kommt es wieder. Wandern, immer wandern,
lautlos und ruhlos, mit den tausend andern.
Viele sind da, die seh ich ziehn seit Jahren.
Und immer neue. Jede Nacht in Scharen.
Bisweilen einer, den ich gut gekannt,
der nickt mir zu und gibt mir stumm die Hand.
So manchen von den stillen Kameraden
hab ich ein Stück geschleppt und aufgeladen.
Ich sehe alle, die die See genommen.
Und auch die andern seh ich: die noch kommen!
Manch junges Blut, das heut hier oben lacht
und sich ums Sterben keine Sorgen macht.

He, singt eins, junges Volk! Was sitzt ihr stumm?
Was morgen kommt, wer schert sich heute drum?
Kopf hoch und lustig, das ist Seemannsbrauch!
An jedem Tag, daheim und in der Fremde,
trägt unsereiner ja sein Totenhemde, —
und der da oben kennt die Tiefen auch!"

Hermann Sudermann.

Meinen Eltern.

(Zum 16. November 1887.)

Frau Sorge, die graue verschleierte Frau,
herzliebe Eltern, ihr kennt sie genau;
sie ist ja heute vor dreißig Jahren
mit euch in die Fremde hinausgefahren,
da der triefende Novembertag
schweratmend auf nebliger Heide lag
und der Wind in den Weidenzweigen
euch pfiff den Hochzeitsreigen.

Als ihr nach langen, bangen Stunden
im Litauerwalde ein Nest gefunden
und zögend standet an öder Schwelle,
da war auch Frau Sorge schon wieder zur Stelle
und breitete segnend die Arme aus
und segnete euch und euer Haus
und segnete die, die in den Tiefen
annoch den Schlaf des Nichtseins schliefen.

Es rann die Zeit. — Die morsche Wiege,
die jetzt im Dunkel unter der Stiege
sich freut der lang verdienten Rast,
sah viermal einen neuen Gast.
Dann, wenn die Abendglut verblichen,
kam aus dem Winkel ein Schatten geschlichen
und wuchs empor und wankte stumm
erhobenen Arms um die Wiege herum.

Was euch Frau Sorge da versprach,
das Leben hat es allgemach
in Seufzen und Weinen, in Not und Plage,
im Mühsal trüber Werkeltage,
im Jammer manch durchwachter Nacht
ach so getreulich wahr gemacht!
Ihr wurdet derweilen alt und grau,
und immer noch schleicht die verschleierte Frau
mit starren Augen und segnenden Händen
zwischen des Hauses armen vier Wänden,
vom dürftigen Tisch zum leeren Schrein,
von Schwelle zu Schwelle aus und ein —
und kauert am Herde und bläst in die Flammen
und schmiedet den Tag mit dem Tage zusammen.

Herzliebe Eltern, drum nicht verzagt!
Und habt ihr euch redlich gemüht und geplagt
ein langes schweres Leben lang,
so wird euch bei der Tage Neigen
ein Feierabend vom Himmel steigen.

Wir Jungens sind jung — wir haben Kraft,
uns ist der Mut noch nicht erschlafft,
wir wissen zu ringen mit Not und Mühn,
wir wissen wo blaue Glücksblumen blühn;
bald kehren wir lachend heim nach Haus
und jagen Frau Sorge zur Tür hinaus.

Margarete Susman.

An Leopardi.

Du bist's allein, dem meine Seele glaubt,
schwermütiger Verkünder der Verneinung.
In meiner tiefsten Seele liegt ein Tal,
wohin kein Sonnenstrahl sich je verirrt,
ja, wo das Mondlicht selbst das Dunkel flieht
der tiefen Nacht.
Mit bangem Fuß enteilet dort die Hoffnung;
nur schluchzend an zerbrochnen Tempelstufen
liegt noch der Schmerz und neigt das schwere Haupt.

Und durch die schwarzen Tannen rauscht der Sturm
sein trauriges vernichtendes Warum? —
Und eine, eine Antwort weiß ich nur:
Vergehn und Sterben. —

Du bist's allein, dem meine Seele glaubt,
schwermütiger Fremdling, mir so tief verwandt;
denn auch in deiner Seele war die Nacht.
Ich glaube keinem jener Überwinder,
die mit den frevelnden Titanenhänden
keck nach der nie erreichten Sonne greifen,
aus ihrem ewigen Gold ein Diadem
um ihre Stirn zu flechten; — keinem jener,
die stolz mit diesem ewigen Glanz dem Tod
noch einen Lebensschimmer leihen wollen; —
aus ihren bleichen Fingern rinnt das Gold,
indem sie sterben. —

Ich glaube dir, der alle Lebensgüter
geliehen weiß vom Tod. Und so wie du
vergeß ich nie das schauernde Warum,
das durch der Tannen dunkle Kronen rauscht.

*

Wie du das Glück liebst — mit der heißen Liebe
der Unglückseligen — brennend — unauslöschlich,
so liebt die Nacht den schönen frohen Tag,
der vor ihr flieht —
so der Verbannte sein verloren Land,
wenn er im Dämmerschein hinüberstarrt
nach ferner Küste, die der Nebel deckt —
so Luzifer des Himmels lichtes Reich
und Gott, der ihn verstieß.
Sie alle suchen, die doch längst entsagten —
und da der Geist mit klarer Stimme spricht:
unwiederbringlich ist's und unerreichbar —
da flüstert tief in wunder Brust das Herz:
ich find es doch.

A. K. T. Tielo.

Johannisnacht.

(Kurische Nehrung.)

Es hatte flüsternden Zauber entfacht
über Dünen und Dorf die Johannisnacht,
um Rossitten ein Gluthauch irrte —
Sakut, der reichste der Fischerwirte,
saß spät noch am Fenster mit seinem Weib
und leerte umflackert die Flasche:
„Hörst Du's? — im Stalle wiehert es sacht!
Auf! daß ich ein Wunder der heiligen Nacht
endlich als Greis erhasche!

Wisse! Oft hat die Johannisnacht
den Pferden Weisheit und Rede gebracht —
und heut in heimlicher Stunde
von unsern zwei Rappen erlausch' ich die Kunde,
wo schimmernd der Schatz in den Dünen ruht!" —
Sie hielt ihn zurück: „Dich umgarnen
böse Geister — Gott hat uns bedacht
mit Korn und Fischen — die gleißende Nacht
will ein Opfer — o laß dich warnen!" —

Doch er riß sich los, und es wieherte sacht!
Und er schob sich hinein in die flimmernde Nacht,
und still an des Stalles Pfosten
lehnt er auf schattigem Lauscherposten;
und die Rappen im Dunkel auf knisternder Streu
spitzten die Ohren und sannen —
und es bebte der Alte: dumpf und verwacht
die Uhr überm Dorfe schlug Mitternacht —
Und die Rappen zu raunen begannen . . .

Er bekreuzte sich — was raunte das Paar?
und es sträubte sich feucht sein weißes Haar.
Er horchte am Türspalt und horchte gut —
sie raunten von ihm, dem Michel Sakut,
und es war eine falsche, finstere Mär:
„Noch giert er nach goldener Habe —
Und ruht bald in säuselnder Pappelwacht,
unterm Kreuze wird ihm ein Bett gemacht,
und es ruht sich gar kühl im Grabe" . . .

Da verstummten die Rosse.
Ihn packte die Wut,
und er schwang ein Beil: „Der Michel Sakut
steht heute wie morgen seinen Mann —
und ihr fahrt dem Herrn in die Grube voran
für eure dreimal verdammte Mär!“ —
und er drängte zur dunkeln Kufe —
Da bäumten sich beide Hengste mit Macht,
ihn umwogte rauschende Mähnenpracht,
und es trafen ihn schmetternde Hufe — —

Er stürzte zusammen! —
Die rasende Jagd
der Rappen schäumte hinaus in die Nacht
auf Nimmerwiedersehen.
Auf den Blutenden warf sich mit Weinen und Flehen
in grauen Strähnen sein zitterndes Weib:
„Er stirbt! So muß er entsühnen
Gier und Grimm — die Johannisnacht
holte ihr Opfer“ ...
Und fern hat's gelacht
über den dämmernden Dünen! —

Heinrich Vierordt.

Orangenernte.

Da ich, fast zögernd, erstmals im Orangenhain
die goldne, saftgeschwellte Frucht vom Zweige brach,
mit hohler Hand umspannend den elastischen Ball:
beschlich mich ein unsäglich wonniges Gefühl,
als tasteten die Finger, voller Schönheitsdurst,
um eines Mädchenbusens sanft gewölbtes Rund.

Am Heiligenbild.

Jeden Abend, wenn's Nacht wird,
schleicht sie heran
und zündet das Lämpchen
vorm Marienbild an.

Es rasselt das Kettlein,
es flackert das Licht,
durch die dunkle Gasse
glänzt ihr Gesicht.

Und sie stellt einen Strauß
von Blumen davor
und stammelt und seufzt
ihr Gebet empor:

Ach, heilige Mutter,
mir ist so schwer!
Geleit meinen Schatz
übers Tyrrhenische Meer.

Die Zikaden.

In der Gondel steuernd nach Torcello,
hatt ich noch zwei kleine Passagiere
zu der Morgenseefahrt eingeladen,
dürre, braune, winzige Passagiere:
silberstimmig zirpende Zikaden
in dem messingdrahtgeflochtnen Käfig!
Zu den vielen angebornen Grillen
hab ich diese käuflich noch erstanden
auf dem Grillenmarkt an dem Rialto.

Nun, so singt doch, luftige Kornfeldwesen,
Zirperinnen, Wiesennachtigallen,
wohnend sonst auf blühenden Apfelbäumen,
Götterlieblinge von alters her schon!
Hoffe doch, ihr werdet mir nicht seekrank!
Oder liebt ihr stillere Vergnügung,
grüne Blätter duftenden Salates
mit großmäuligem Behagen schlingend?

Horch, sie singen! und ich lehne lässig
in den Lederkissen meines Bootes;
unter mir das träumerische Plätschern
der Lagune, meine ich: zu liegen
tief in Gras und flüsterndem Getreide.
Vor der schläfrig halbgeschloßnen Wimper
gaukeln Pfauenaugen und es tönen
sommersonnige Zikadensänge.

Karl Vollmoeller.

Aus „Parzival".

Als Parzival im ersten Morgengrauen
das Roß gelenkt vom heiligen Schloß des Gral
und durch den finstern Wald hinab ins Tal,
gedankenschwer und ohne aufzuschauen,
kam er zu einem See, blank wie geschliffener Stahl.

Rings blühten wilde Gärten. Heiß und lüstern
umdufteten ihn große Orchideen,
und hier zuerst zwang ihn sich umzusehen
einer fremden Frau geheimnisvolles Flüstern:
Er sah das Schloß im Morgensonnengolde stehen

die goldene Sonnenburg von Munsalvaesche.
Und da geschah es, daß ein heißes Schauern
sein Auge bannte an die roten Mauern.
Er hielt, gestützt auf seiner Lanze Esche

und starrte stumpfen Blicks, in dumpfem Trauern
und dunkel ahnend den verscherzten Thron
zur goldenen Sonnenburg von Munsalvaesche.

Erst als die Nacht hereinbrach, ritt er irr davon.

* *

Und man erzählt: An einem Siegesabend
— der Brand der Schlösser leuchtete zum Mahl —
hab er, in Händen das Gesicht vergrabend,
mit wenig Treuen das Gelag verlassen.
So kam er spät durch wirre Hafengassen,
wo grell behängt, geschminkt und leichenfahl

vor niedern Türen müde Weiber winkten;
und jede neben sich ein kleines Licht.
Rings Brunst des Schiffsvolks auf zerfaulten Lagern.
Ihn fror. Da, wo die letzten Lämpchen blinkten,
rührt an sein Kleid und kniet und weint und spricht
die letzte, ärmste, hagerste der hagern:

„O Parzival! — Ein kleines Pfand und Zeichen!"
Er hielt erbarmend. „Bleichste der Bleichen,

wie kennst du mich?" Am Himmel glitt ein Klingen
und wie ein dünner güldener Harfenton.
„So bitte." Und sie stöhnend: „Einen Sohn . ."
Ein langer Blick. Er winkt. Die Treuen gingen.

* *

Nun wird mein Leben mit jedem Tag
stiller und bläßer.
Kaum daß ich noch Stunden vernehmen mag
wie unterirdischen Tropfenschlag
verlorner Gewässer.

Wie dämpft sich das Laute mit einemmal.
Wie ist das Gewimmel
der bunten Tage verhüllt und fahl
und Morgen und Mittag vom steten Opal
ewiger Abendhimmel?

Und wie ist es, daß Dinge jetzt einfach geschehn,
die unfaßbar deuchten:
Schwarze Teiche mir im Vorübergehn
und Frauen, welche ich nie gesehn,
ganz plötzlich leuchten?

Und Zerrißnes sich bindet? Und sagt mir, was
macht jetzt meine Lider
von lange vergessenen Tränen naß?
Ganz alte Worte, die ich vergaß,
finde ich wieder.

O mein Gott, die Zeit ist Wunders voll:
es fallen und steigen
die Wasser uralter Liebe, und bald
wird Altes zu Neuem und Neues alt —
Mich schläfert eigen.

Es spinnt sich ein dunkel verworrener Traum
vom Unbekannten
hinüber zum unbekannten Raum:
dazwischen leb ich und hab es kaum
einmal verstanden.

* *

Ich sah den Helden durch die Städte reiten,
den Panzer schwarz von Staub, gesenkt den Speer,
und solchen Blicks, als käme er von weiten
entlegnen Fahrten und von fernen Streiten.
Die Eisen seines Rosses klangen schwer

hinab die kühle Straße der Platanen.
Rings um ihn fielen Rosen, Anemonen
und winkten Wimpel und geschwellte Fahnen ...
und Frauen von Balkonen und Altanen
und Mädchen von Altanen und Balkonen.

Die steile Sonne schien mit weißem Feuer,
ein Leuchten milden Ruhms floß ihm voraus,
und hinter ihm entfernt und ungeheuer
stieg dunkler Rauch verschollner Abenteuer.
Das Volk in Trunkenheit von Haus zu Haus

rief schluchzend im Gebet um seinen Segen,
ein Greis flocht zitternd ihm den Eichenkranz,
ein Frühlingstaumel flog auf allen Wegen
und aller Wesen Liebe ihm entgegen.
Doch seiner blauen Sterne steter Glanz

blieb unverrückt am Rand der Fernen hangen
mit einem innern Leuchten, wie der Blinden,
und ganz im Anschaun letzten Ziels befangen. —
Und Kinder, die ihm singend nachgegangen,
sahn ihn zuletzt im Zauberwald verschwinden.

Tristia.

Reichtum und Schönheit und ihr weißen Hände,
die ihr dies Leben lenktet und zerbracht —
wie seid ihr fern .. Und nur in tiefer Nacht
(Seele, o Seele) spielt um trübe Wände

von irrer Leier und gebrochenen Strophen
ein letzter Klang und sterbendes Parfüm,
ja sieh, dies Herz pocht nicht mehr ungestüm
von bleichen Wundern dämmriger Alkoven

(Seele, o Seele) und vom Trug des Ruhms.
Schon winken überm Fluß von toten Matten
stiller und näher die erhabenen Schatten —
Seele, o Seele, sieh: des Heiligtums

leuchtender Berg erhellt auch diese Pfade,
und aus der wirrsten deiner Wirrnis bricht
blühend und schimmernd dir ein Jahr der Gnade. —
Seele, o Seele, sieh das ferne Licht

die Kerkerwand in Gold und Abend kleiden,
vernimm zu Häupten nächtiger Flügel Schwung: —
Seele, o Seele, preise deine Leiden —
Seele, o Seele, denk der Dämmerung.

Christian Wagner.

Wachtraum.

Ist mein Leben ein Traum Rückliegendes schauend, und fahr ich
nicht vom Schlummer empor beim Donner der Mörser, dem Klange
schwedischer Hörner, sowie der Trompeten Geschmetter? — Im Kornfeld
wimmelt's von Bayrischen, selbst Rotmänteln. — Längshin der Straße
schwedische Plänkler in Gelb, Leibfarbe des Königs. — Er selbst sitzt
drüben im Kirchlein vielleicht. Halb windverwehet ertönt das:
„Eine feste Burg" fernhin durchs weite Gelände.
Also der wachende Traum. — Ausweichend der rasselnden Fahrpost
seh ich Cyanen und Mohn als wallende Mäntel und Fußvolk,
Labkraut gelbliches, stehn als die Leibschar schwedischen Königs . . .

Das gefeite Haus.

Hauslaubrosetten auf dem Dache feien
Leutholdens Haus auf seinem Hof, dem freien.

Weinranken hie, daneben Efeureben
das alternde Gemäuer dicht umweben.

Und Vordach, Stall, mitsamt dem Ziehebronnen
von Holderzweigen schattend ist umsponnen,

und Mann und Weib und Kinder sind am Mahle,
zwei schwarze Katzen schlürfen aus der Schale.

Vom Birnbaum in dem Hofe plaudernd spähen
neugierig nieder dort ein Paar der Krähen.

Dazwischen tönt das lärmende Geflatter
der Hühner und der Tauben aus dem Gatter.

Dazwischen noch das fröhliche Gesinge
der Lerchen, Finken und der Emmerlinge.

Denn was da kam geflogen und geschwommen
ward hier im Hause gastlich aufgenommen.

Zur Winterszeit stand offen stets die Tenne
den Vöglein aus dem Wald, der Gans und Henne.

Doch als die Seuche durch das Dorf gewütet,
von Engelswachen ward dies Haus behütet:

Am Fenstersims da standen beieinander
so waffenprächtig Nelk und Oleander. —

Ob auch der Tod gewandelt in den Gassen,
die heil'ge Wacht hat ihn nicht eingelassen:

Am Fenstersims da standen noch beisammen
ihn abzuweisen sel'ge Rosenflammen. —

Artur von Wallpach.

Hartung.

Julfriede, stille Weihnachtszeit.
Frau Berchta klopft ans Haus verstohlen
und lockt mich auf des Schneeschuhs Sohlen
ins Eisschloß der Bergeinsamkeit.

O Hochwelt, menschenrein und frei!
Bereifte Tannen stehen Wache,
Eislanzen dräun am Felsenbache
und warnend gellt der Geierschrei.

Ein Reh stapft übern Glitzerharst,
rupft hungernd an den Fichtensprossen,
sichert und flieht wie angeschossen,
weil fern das Eis im Weiher barst.

Den Blick vom Sonnengolde hell
trägt Hochschau über weite Tale.
Umgost vom letzten Abendstrahle
geht meine Fahrt lawinenschnell.

Vom Firnstaub Haar und Bart zerzaust,
den Alpenhang hinab, die Matten
stürz ich mich in der Ebne Schatten,
mein Schicksal in der eignen Faust.

Heiliges Land.

Dreitausend Meter! Pickel schlage
die letzten Stufen in das Eis!
Schon rötet sich dem jungen Tage
der Zackenfirne Flammenkreis.

Allmächtige Stille! Tiefstes Schweigen,
du legst die Wasser selbst in Bann.
Wie labst du, der dem Land der Feigen
und der Geschwätzigen entrann.

Rings Fels und Firn. Nur zwischen Flechten
verfilzt von Sickerschnee und Frost,
am Fuß geschmolzner Gletscherwächten
die letzte Soldanelle sproßt.

Nimm auf mich, Neuland, unbetreten,
von Menschennutzgier nie entweiht
und übersegnet mich, den Späten,
Urväterland, Urväterzeit!

Jagdtag.

Hoch im Gebirge ein Septembertag,
die Bracke läutet durch Gesenk und Schlag
mit glockenhellem Hals; ein Schuß fällt wo
ganz fern, ein Todverbellen siegesfroh.

Ein Stück wirft auf, äst weiter, windet, äugt
mit scharfen Lichtern. Lautlos vorgebeugt
lauert der Jäger, latschenüberbuscht.
Ein Ästchen knackt — vertan ist's und verpfuscht.

So lang noch oben wie ein König stolz
der kruckenstarke Pechbock steht im Holz,
der Lärchwald scheidend prunkt in goldner Glut,
wallt beidnisch wild das deutsche Jägerblut.

Frank Wedekind.

Liebesantrag.

Laß uns mit dem Feuer spielen,
mit dem tollen Liebesfeuer;
laß uns in den Tiefen wühlen,
drin die grausen Ungeheuer:

Menschenherzens wilde Bestien,
Schlangen, Schakal und Hyänen,
die den Leichnam noch beläst'gen
mit den gier'gen Schneidezähnen.

Laß uns das Getier versammeln,
laß es stacheln uns und hetzen,
und die Tore fest verrammeln
und uns königlich ergötzen.

Konfession.

Freudig schwör ich es mit freier Stirne
vor der Allmacht, die mich züchtigen kann:
Wie viel lieber wär ich eine Dirne
als an Ruhm und Glück der reichste Mann!

Welt, in mir ging dir ein Weib verloren,
abgeklärt und jeder Hemmung bar.
Wer war für den Liebesmarkt geboren
so wie ich dafür geboren war?

Lebt ich nicht der Liebe treu ergeben,
wie es andre ihrem Handwerk sind?
Liebt ich nur ein einzig Mal im Leben
irgendein bestimmtes Menschenkind?

Lieben? — Nein, das bringt kein Glück auf Erden.
Lieben bringt Entwürdigung und Neid.
Heiß und oft und stark geliebt zu werden,
das heißt Leben, das ist Seligkeit!

Oder sollte Schamgefühl mich hindern,
wenn sich erste Jugendkraft verliert,
jeden noch so seltnen Schmerz zu lindern,
den verwegne Phantasie gebiert?

Schamgefühl? — Ich hab es oft empfunden;
Schamgefühl nach mancher edlen Tat;
Schamgefühl vor Klagen und vor Wunden;
Scham, wenn endlich sich Belohnung naht.

Aber Schamgefühl des Körpers wegen,
der mit Wonnen überreich begabt?
Solch ein Undank hat mir fern gelegen,
seit mich einst der erste Kuß gelabt!

Und ein Leib, vom Scheitel bis zur Sohle
allerwärts als Hochgenuß begehrt ...
welchem reinern, köstlichern Idole
nachzustreben, ist dies Dasein wert?

Wenn der Kniee leiseste Bewegung
krafterzeugend wirkt wie Feuersglut,
und die Kraft, aus wonniger Erregung
sich zu überbieten, nicht mehr ruht;

Immer unverwüstlicher und süßer,
immer klarer im Genuß geschaut,
daß es statt vor Abscheu dem Genießer
nur vor seiner Riesenstärke graut ...

Welt, wenn ich von solchem Zauber träume,
dann zerstiebt zu nichts, was ich getan;
dann preis ich das Dasein und ich bäume
zu den Sternen mich vor Größenwahn! -- —

Unrecht wär's, wollt ich der Welt verhehlen,
was mein Innerstes so wild entflammt,
denn vom Beifall vieler braver Seelen,
frag ich mich umsonst, woraus er stammt.

Aufschrei.

Was ich getan, das läßt sich nicht bessern,
es läßt das Gewissen sich nicht verwässern.
Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand
und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Mut versiegt, es wachsen die Schmerzen,
und öd und trostlos wird es im Herzen.
Ich bin verstoßen, ich bin verdammt,
ringsher von Rachegluten umflammt.

Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge,
wenn ich verkappt in den Himmel ginge!
Verschlossen ward mir die Seligkeit,
ich schliche mich ein im Schellenkleid.

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.
Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,
allein das Herz, das Herz in der Brust
ist sich unendlicher Schuld bewußt.

Wilhelm Weigand.

Seltsame Stunde.

Nur frage nicht mein dunkles Herz!
Du weißt, was meine Augen sagen: —
Ich habe allzulang getragen
den bitter unfruchtbaren Schmerz
in dumpfen Tagen.

Mich schreckt ein fallend Rosenblatt,
mich schrecken windverwehte Töne
und deiner Augen Märchenschöne,
der ich auf dunkler Lagerstatt
mich selber höhne!

Nein, frage nicht! Schau nie zurück!
du weißt, wie dunkle Mächte walten.
Mit zitternd scheuen Händen halten
darfst du mein Glück,
mein scheues Glück! . . .

Val d'Ema.

Als ich den blumigen Klosterhof betrat —
der fromme Pförtner ließ mich gleich allein —
und warmer Duft verborgner Veilchen und
die süßen Hauche schneeigster Narzissen
den Lauschenden weich streifend überschlugen
und tiefste Stille leuchtend mich durchdrang, —
da war es plötzlich mir, als sei ich längst
gestorben und ein einzig Lauschen nur
auf diese Stille, und ein wonnig Sinken
in eine süße, seidne Himmelsbläue . . .

Wie lang ich so, in mich versunken, stand,
ich weiß es nicht — Zeit war wie Ewigkeit!
Ein glockenklarer Vogelruf der Höhe
rief mich zurück, und wie ein jäh Entzücken
durchdrang mich neu die Stille, die, verwandelt,
das Schweigen sehnsuchtsbangsten Lebens schien,
des wilde Wogen hier, im Frühlingswind
verglänzten in der Blumeneinsamkeit,
daß meine Seele nur noch tiefer fühlte
des Lenzes wundersamste Atemnähe.

Brandung.

O sonnenbraune Inselsommertage,
voll Grillenzirpen und voll Meereslage!
Mir singt vom Hang der silbernen Oliven
die Sonnenflut herauf aus nahen Tiefen.
Der Brandung Schaumgeschmeid seh ich zerfließen
im amethystnen Duft der Bergesriesen:
Ein gischendes Zerrinnen gelber Mähnen,
ein Spielen ungezählter Gottestränen.
Es will in Schaumgetos und Flutenwalten
sich Zug auf Zug und Bild um Bild gestalten.

Da naht's heran — ein Sturm von weißen Rossen,
und hebt das Haupt und ist im Licht zerflossen.
Sie steigen wieder, schäumend und verstohlen,
mich in die Sonnenflut hinabzuholen.
Dort naht ein Boot ... Durch lichtazurne Schäume,
durch seliges Gebraus, in heilige Räume,
auf lichten Tiefen über schwanken Wegen
entgleitet's, tiefem Abendglanz entgegen,
in einzig Leuchten, eines Abgrunds Ferne ...
Und Sterne steigen, Sterne, nichts als Sterne!

Traumland.

O goldbeglänzte Bucht des Abendschweigens!
Lautloses Perlenspiel des blühenden Schaums ...
Ein Friede alle Tiefen rings
und alle Höhn
voll heiligen Lichtes,
das zögernd scheidet
von stillsten Meeren.
Unnennbar tiefe Stunde!
Ein wundersames Tränenglück,
das seine Tiefen selbst nicht kennt
und nur mein Aug
mit Glanz erfüllt,
schmerzseligen Staunens übervoll,
schweigt hell in mir
und lauscht — — und lauscht ...

Versunken alles! —
Tag und Lärm und Welt!
O goldbeglänzte Bucht des Abendschweigens!

Emil Rudolf Weiß.

Schwerer Sommertag.

Schwermütiger Tag voll Rauschen,
voll Fragen und voll Lauschen
und voller Stille traumhaft bang —
nie stand der Garten trüber,
nie kam vom Wald herüber
geheimnisvollerer Gesang.

Die Irislilien schwanken
auf Stengeln, grünen, schlanken,
und neigen ihre Häupter still.
Wie eine irre Frage
klingt eines Vogels Klage
jäh auf — und schweigt mit einmal schrill.

Schwermütiger Tag voll Rauschen,
voll Fragen und voll Lauschen,
welch ein Geheimnis birgst du bang?
Nur dunkler wird und schwerer
und wie von Hoffnung leerer
des Waldes rätselhafter Klang.

Aus „Der Wanderer".

Ich vergaß das Liebeslied . . .
Und der Wald geht schwer im Brausen,
hier will meine Sehnsucht hausen —
ich vergaß mein dunkles Lied!
Tief in die lebendige Nacht!
tiefer! Aller Tag ist draußen!
Atem! Atem! Dieses Brausen!
und mein Herz ist voll und lacht!
Tiefer! Wie die Erde riecht!
Und die Wipfel wuchten nieder!
Dankend zittern meine Glieder,
dankend, daß die Erde riecht!
Hier ist meine Sehnsucht rein,
und ich muß die Welten lieben
und die Wolken, die da stieben!
und dies alles, es ist mein!

Ich vergaß das Liebeslied ...
und vergaß — vergaß das Leben.
Sturm in diesem Sturm verbeben!
Atem! meine Seele flieht! —

*

In hoher Öde wächst der Wald nicht mehr.
Zu meinen Füßen brausen die Wipfel unermeßlich!
Die Tiefe dampft herauf mit den großen Wolken.
Herauf! Herauf! Ich gehe im Sturme heimwärts!

Mein Herz brennt trunken von meiner Einsamkeit!
So kämpfen die Berge bei mir! verhüllte Gipfel!
Herab! Herab mit meinem schweigenden Lachen
werf ich mit dem sausenden Regen mich in die Tiefe!

Und liegt mein Blick wie das ferne Liebeslächeln
der Sonne bleich im jäh entschleierten Tal,
als eine Gnade — eine süße Kunde
dahingegeben — ein flüchtiges Geschenk.

Getürmt der Felsweg! Ich lieb ihn und frage nicht:
Wann steig ich nieder für immer? Ich singe die Öde,
die ewige Heimat der immerwährenden Wandrer!
Wandernd ewig geh ich ewig heimwärts!

Oskar Wiener.

Lied des Hörigen.

Girsik, der Holzknecht, legte
die Eisenart ins Moos; —
sein dumpfes Herz bewegte
ein Traum und rang sich los,
sein dumpfes Herz erlebte
ein Heiliges und schrie,
sein dumpfes Herz erbebte
vor dieser Melodie:
Feuer in den Forst zu legen,
daß die roten Zungen lecken,
daß ein fahler Funkenregen
niedersaust auf Stamm und Stecken;

daß die greisen Eichen krachen
und im Sturz sich überschlagen
und im Fallen neu entfachen
einen Glanz von tausend Tagen:
bis die letzten Stämme ächzen,
jäh zerspalten und geborsten,
und wie toll die Raben krächzen
und verbrennen mit den Horsten.

Kronenkind.

Mich hat in fahler Nordlichtnacht
ein wetterharter Schmied gemacht;
bin eine Marterkrone,
bin eine Königskrone.
Mein Schläfenring ist kantenscharf;
als ihn der Schmied ins Feuer warf,
da flüsterten ganz leise
die Flammen eine Weise:
In einer Köhlerhütte
weint eine alte Frau;
ihr Sohn hat sie geschlagen,
ihr Sohn ist roh und rauh.
Und alle Leute sagen,
er sei seit frühen Tagen
ein finster wildes Kind,
und daß zwei Eisenengel
seine Paten sind;
daß seine Köhlerhände
seltsam rot,
und daß sein böses Auge
jedem droht,
und daß er keinen Herrn
und keinen Meister kennt,
und daß auf seiner Stirne
die Kronennarbe brennt.

Ernst von Wildenbruch.

Die Nachtigall.

Du süße Nachtsängerin, Nachtigall,
du Trost der schlaflosen Kranken,
wie weckst du mit deinem holdseligen Schall
mir sehnend Herz und Gedanken.

Verborgen singst du dein wonniges Lied,
umdämmert von nächtlicher Hülle,
wie ein Sänger, der still sich den Menschen entzieht,
beseligt durch eigene Fülle.

Vielleicht, wenn einer vorübergeht,
wenn er hört die Töne rauschen,
daß er träumend verloren im Dunkel steht,
dich zu suchen, zu horchen, zu lauschen.

Vielleicht, wenn er kehrt zur Kammer zurück,
daß er spricht: wie ist mir geschehen?
Meines Herzens Dunkel, mein Leid und mein Glück –
dieser Fremdling ließ mich's verstehen.

Weihnacht.

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm,
der Winter-Tod geht schweigend um;
er zieht das Leilach weiß und dicht
der Erde übers Angesicht —
Schlafe — schlafe.

Du breitgewölbte Erdenbrust,
du Stätte aller Lebenslust,
hast Duft genug im Lenz gesprüht,
im Sommer heiß genug geglüht,
nun komme ich, nun bist du mein,
gefesselt nun im engen Schrein —
Schlafe — schlafe.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer,
ihr Mantel fegt die Erde leer,
die Erde wird ein schweigend Grab,
ein Ton geht zitternd auf und ab:
Sterben — sterben.

Da horch — im totenstillen Wald
was für ein süßer Ton erschallt?
Da sieh — in tiefer dunkler Nacht
was für ein süßes Licht erwacht?
Als wie von Kinderlippen klingt's,
von Ast zu Ast wie Flammen springt's,
vom Himmel kommt's wie Engelsang,
ein Flöten- und Schalmeienklang:
Weihnacht! Weihnacht!

Und siehe — welch ein Wundertraum:
Es wird lebendig Baum an Baum,
der Wald steht auf, der ganze Hain
zieht wandelnd in die Stadt hinein.
Mit grünen Zweigen pocht es an:
„Tut auf, die sel'ge Zeit begann,
Weihnacht! Weihnacht!"

Da geben Tür und Tore auf,
da kommt der Kinder Jubelhauf,
aus Türen und aus Fenstern bricht
der Kerzen warmes Lebenslicht,
bezwungen ist die tote Nacht,
zum Leben ist die Lieb erwacht,
der alte Gott blickt lächelnd drein,
des laßt uns froh und fröhlich sein!
Weihnacht! Weihnacht!

Anton Wildgans.

Die armen Mädchen.

Ich will ein Lied von den Mädchen singen,
von den Mädchen des Volkes, die blaß und müd,
von ihren Reizen, die bald vergingen,
von ihren Seelen, die nicht mehr schwingen —
ich will ein Lied von den Mädchen singen,
um deren Schläfen das Leiden blüht.

Sie haben ihre Kindheit verbracht
in Zimmern, die keine Sonne beschienen,
sie lebten in Höfen wie in Kaminen,
wo trübe der Tag und stickig die Nacht.

Einmal waren auch ihre Hände
biegsam und anzufühlen wie Flaum,
aber die niedrigen Gegenstände,
ätzende Lauge und beizender Schaum
schufen sie rissig und schwielig, kaum
mehr zu erkennen als Mädchenhände.

Manche freilich, die haben Füße,
so ohne Makel und unversehrt,
als wär ihrer Brüste, die längst verheert,
verhaltenes Blühen und junge Süße
in diese armen verachteten Füße
ganz leise gesunken und eingekehrt.

Tiefer Blick.

Oh, du kannst einsam sein, daß Gott erbarm,
und es dich mitten in dem Fliegenschwarm
der Menschen jäh befällt wie Scham und Grauen.
und manchmal mußt du vor den Spiegel gehn
und voller Angst nach deinem Bilde sehn,
um in ein Antlitz, das dich kennt, zu schauen.

Und Freunde kannst du haben, Weib und Kind,
und so allein sein wie ein Baum im Wind,
der zitternd steht auf namenloser Heide;
und mit den Freunden hast du viel verbracht,
und mit dem Weibe schläfst du jede Nacht,
und jenes Kind ist deiner Seele Weide.

Sie aber fassen deine Rede kaum,
als sprächest du aus einem irren Traum,
der nicht Bewandtnis hat in ihrem Leben;
zu deiner Freude sind sie fremd und kühl,
für Drangsal ohne Mitgefühl,
Neugier ist alles, was sie zögernd geben.

Da wirst du selbst dir mählich unbekannt
und wie ein minderer Komödiant,
der jede Miene einlernt und Geberde;
nur manchmal hörst du's rauschen innerlich
und hältst erschrocken inne: „Bin das ich?" —
So einsam kann man sein auf Gottes Erde.

Glück des Alleinseins.

Glück des Alleinseins, All- und Einessein!
Wie sehnte sich der Jüngling einst nach Paarung!
Und jetzt der Mann, in tiefster Icherfahrung,
kennt nur das eine klare Glück: Allein.

Ganz anders wachst du auf, gehst in den Tag,
wenn des Alleinseins gnadenvolle Stille
dein erstes Schaun empfängt, kein fremder Wille,
wenn auch verschwiegen, deinen kreuzen mag.

Du prüfst die Stimme, siehe, und sie klingt,
horchst auf dein Herz, und brav ist es am Werke,
der Atem geht, treu blieb des Armes Stärke,
Gehöres Lust, Aug', das zur Sonne dringt.

Du warst gewohnt, dies, weil es immer war,
kaum zu beachten unter deiner Habe;
doch nun auf einmal ahnst du: eine Gabe!
Und es ist Glück und mehr denn wunderbar.

Stand nicht der Strauch dort all die Jahre lang
an jenem Weg, den du so oft gegangen,
in andrer Ich, Gesetz und Lust befangen,
stand er nicht dort in Herbst und Blütendrang?

Und nun urplötzlich wirst du sein gewahr
und knieest hin und streichelst seine Zweige,
als ob sich Gott in diesem Busch dir zeige —
Glück des Alleinseins, Gabe wunderbar!

Und Er, der schwieg, als du zu ihm geschrien,
daß dir, auch dir ein Menschenherz gebühre,
tritt aus dem Busch, auf daß er dich berühre,
und alle seine Engel sind um ihn.

Und löst von deinen Sinnen alles Bann
und deutet dir die Fülle der Gesichte,
und seine unvergänglichen Gedichte
befiehlt er einer armen Menschenhand.

Bruno Wille.

Entzauberung.

Dort drüben liegt sie — riesenbreit erstreckt —
und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt —
die steinern fahle Stadt — von hunderttausend
Tagwerken murrend und erbrausend.
Ein Dunst umhüllt die Dächer rußig, bleiern:
der Schlote Ausgeburt — die noch nicht feiern.
Und doch schon murmeln von der Vesperstunde
die düstern Türme mit dem Glockenmunde.

Wie dort der Häuserwall, der Vorstadtrumpf,
aus fünfgezeilten Fenstern stumpf
hinüberstarrt — zum braunen Ackergrund,
wo, schmutzigrot die Mauern,
zwei qualmende Fabriken kauern.
Horch, die Maschine heult das Vesperzeichen!
Da rinnt aus dem Fabrikentor
ein langer Zug von Arbeitsvolk
den Ackerweg dahin — zur Stadt.

Und sieh, die Häuserstirnen rötet matt
der Abendwolken Widerschein.
Auf einmal quillt der Feuerball herein
aus einem Wolkenriß und überflutet
die Landschaft, daß sie golden glutet.

O Zaubertat! Die Stadt mit ihrem Dunst
liegt nun verklärt, von Purpurduft umflossen,
ein Berg, um den in ungestümer Brunst
aus grauem Dorn blutrote Rosen sprossen.

Und sieh nur, wie die Scheibenzeilen strahlen,
mit rotem Blitz das Sonnenfeuer malen!

Wie alle Häuser, alle Fensteraugen,
mit heißem Durst die Purpurquelle saugen
und saugend immer lichter sich verklären!
Als ob sie fluchbeladene Schlösser wären,
die für ein karges Weilchen von der bösen
Verwünschung sich erlösen!

Und sie betrachtend voller Staunen,
hör ich die Häuser gramvoll raunen:

„Verwunschene Schlösser, verfluchte Mauern,
ach wohl, das sind wir! Müssen ja trauern
in düstrer Öde jahraus, jahrein,
hilfloses Grauen im lahmen Gebein.
Durch Kerkerräume Gespenster poltern,
viel arme Menschenseelen zu foltern,
mit teuflischen Zangen, mit Dürsten und Fasten,
mit knechtischen Ketten, unmenschlichen Lasten.
Auf faulem Stroh die Armut kauert,
verzehrt von Fieber und frostdurchschauert;
das Auge irrt,
es ringen die Hände;
doch fledermausig
die Sorge schwirrt
um unsre grausig
verdammten Wände ...
Fluch und kein Ende! —
Nur manchmal naht die Gnadenstunde,
wo die purpurne Sonne mit küssendem Munde
die Stirn uns rührt — und an jenen gemahnt,
den unsre Seele erschauernd ahnt:
den Strahlenbräutigam wundervoll,
den starken Helden — der kommen soll,
aus gespenstischer Not, aus Nacht und Ketten
auf ewig uns zum Lichte zu retten." —

So klagten die Verfluchten. Und der Scheiben Rot
ward düster und erstarb in matten Funken.
In Stumpfheit lag die Stadt zurückgesunken:
ein Schlackenhaufen,
schwarz — und kalt — und tot.

Wurzelgenossen.

Tief in der Öde
träumt eine Klause,
umwogt von ewigem
Föhrengebrause.

Des Waldes Bäume
sind treue Seelen,
die kein Geheimnis
dem Klausner hehlen.

Er lauscht versunken
in frommes Staunen,
wie Wunderstimmen
aus Wipfeln raunen:

„O Klausner, wir alle
sind Wurzelgenossen,
dem einen heiligen
Busen entsprossen.

O Bruder Klausner,
finde dich heim,
wo uns alle vereint
der selige Reim!

Ja reimt euch Seelen —
bis jauchzend schallt,
eine Riesenorgel,
der Weltenwald!"

Der Klausner lauscht —
und lallt die Weise
zur Geige nach,
inbrünstig leise . . .

O süße Öde,
träumende Klause,
umwogt von ewigem
Föhrengebrause!

Pilgerfahrt.

Durch dunkle Grabzypressen haucht
geheimnisvolles Raunen.
Aus weißen Fliederdolden taucht
der Mond mit scheuem Staunen.
Und sieh, vom frischen Grabe
hebt sich der Marmelstein,
die Höhlung klafft — ein bleicher Mann
ersteht im Silberschein.

An seine wirre Stirne greift
der Tote schlummertrunken;
und wie sein Blick die Tafel streift,
da stutzt er, bohrt versunken
das Aug in seine Grabschrift
und starrt — bis an sein Ohr
ein Hahnenschrei vom Dorfe gellt;
da fährt er jäh empor.

Zum Dörflein heimwärts will er gehn,
wie ehedem, und — zaudert
und bleibt am Friedhofzaune stehn,
von fremder Scheu durchschaudert:
„O Pilger, laß, was drüben liegt,
wo sattsam du gegangen!
Auf neuen Pfaden weide
geläutertes Verlangen!"

Bei Büschen, Hügeln, Dorf und Au
verweilt sein Aug mit Grüßen —
ade — und schwimmt in Tränentau.
Und wie er nun dem süßen
Trostliede lauscht der Nachtigall,
da sucht er eine Gruft
und küßt von weißer Rose
erinnerungsvollen Duft.

„Zur Rüste, Pilger! Was so schwer
dir lastet auf dem Herzen,
tu ab von dir — und schürfe leer
dein Herz von Schutt und Erzen!

Was du gelebt — so Schutt wie Erz —
sei nun gerecht gerichtet
und hier auf deiner Tafel,
zwei Hüglein, aufgeschichtet!"

Er wiegt das Haupt in stummem Weh;
das gilt dem Schlackenhügel.
Doch aus dem andern, rein wie Schnee,
formt er zwei Schwanenflügel.
Die fügt er an die Schultern
und spannt sie hehr und breit,
ein kühner Weltensucher,
zur Sternen-Unendlichkeit.

Ernst Zahn.

Wohnstatt.

Es hat mich Gott hineingestellt
in eine kleine stille Welt,
dem Tale fern, dem Himmel nah:
bescheid dich, du sollst hausen da!

Da lag ein Flecklein Mattengrund,
ringsum ein grauer Bergwall stund,
der trug, ein dräuend düstrer Bau,
ein kleines Stücklein Himmelsblau.
Ich sah mich um: So mag es sein!
ein einsam Nest! ich füg mich drein.
Und legte hin den Wanderstab,
wo mir der Herrgott Wohnstatt gab.

Dann hub ich so mein Leben an,
viel mehr als Arbeit war nicht dran.
Es kam der Tag und ging so hin,
und dem, was jung an mir, erschien
er bitter arm an Zeitvertreib.
Da kam ins Haus mein junges Weib,
da hellten sich die Stuben bald
als wie durch zaubrische Gewalt,

da wuchs herein so Jahr um Jahr
von Kindern eine frohe Schar.
Und seltsam, wie seit dieser Frist
des Herrgotts Wohnstatt anders ist!

Wohl ragt der Bergwall himmelnah.
Doch wie, daß ich ihn düster sah?
Er ist nur traut, er ist nur fest,
die sichre Mauer um mein Nest.
Auf seinen weißen Türmen loht
des Morgens Gold, des Abends Rot
und über ihm das Stücklein Blau,
das ist wie eine Blumenau,
die nachts vor meinen Blicken steht
mit goldnen Blüten übersät.
In ihrem Leuchten, friedevoll,
mein Gott und Herr, wie wohnt sich's wohl!
Mein Gott und Herr, die Zeit halt auf,
sie hat so viel zu steten Lauf,
und ungern säh' ich nah'n die Frist,
da hier meines Wohnens ein Ende ist.

Die Heimkehr der Eidgenossen 1515.

Von Marignano zogen sie her,
das Antlitz heimwärts gewendet,
die Schwerter schartig, zerkrümmt den Speer,
und die Ehre, die Ehre geschändet.

Wild loderte dem der Blick und grimm
von Kampfwut, mühsam verbissen,
der schwankte, ein finsterer Pilgerim,
den Leib von Wunden zerrissen.

Dort murrte einer im schwarzen Bart:
„Verfluchte welsche Erde!"
Ein anderer höhnte: „O stolze Fahrt!
zum Schafstall kehrt die Herde!"

Doch als der Gotthard vor ihnen stand
mit Firnen und Felsenstiegen,
da klang vom Berg ein Horn ins Land,
da sahn sie die Heimat liegen.

Da wurde die Straße wie nie so hart
der stillen Schar der Geschlagnen,
da senkten sie Banner und Hellebard,
die stolz im Kampf getragnen.

Dann stöhnten sie wie das Tier in Qual
und wußten sich nicht zu fassen,
daß sie den Schlachtruhm zum erstenmal
einem anderen gelassen.

Und zogen, von Scham die Seele wund,
ein zu des Gotthards Toren
und setzten den Fuß auf Heimatgrund
wie verfemt und verloren.

Stefan Zweig.

Brügge.

Hier sind die Häuser wie alte Paläste,
der Abend hüllt sie in traurigen Flor.
Die Straßen sind leer wie nach einem Feste,
wenn sich die Schar der lärmenden Gäste
schon fern in die schweigende Nacht verlor.

Die prunkenden Tore mit rostigen Klinken
sind längst nicht mehr zum Empfange bereit,
verstaubt und verwittert die Kirchturmzinken,
die in den trüben Nebel versinken,
tief in das Meer ihrer Traurigkeit.

Und in den Nischen an dunkelnden Wänden
da lehnen Gestalten aus bröckelndem Stein,
und schweigend, in heimlichen Wortespenden,
sprechen sie leise die alten Legenden
in die tiefe Schwermut der Straßen hinein.

Stille Insel.

Bretagne.

Glocken über die Fluren
hör ich vom Lande wehn
und kann schon die Konturen
der runden Türme nicht mehr sehn.

Die Nacht, das Meer, zwei blaue Bänder,
durchstickt mit Sternengold,
haben die Ränder
der Insel in ihre Falten gerollt.
Alles wird Ferne und
sinkendes Schweigen.
Wortlos neigen
die Winde sich nahe an meinen Mund.

Weit und wie ohne Wiederkehr
scheint dies alles, das mir entgleitet,
die braunen Hügel, das blinkende Meer,
die Bäume, die winkend im Hafen stehn,
die Glocken, die über die Wasser wehn.
Und ich bin schon bereitet
ins Dunkel, das sich drohend verbreitet,
mit ihnen zu gehn.

Da weht von den späten
Gehöften zwischen den Hügeln, die
mit leisem Schritt in den Abend treten,
noch eine schüchterne Melodie.
Und süß beklommen höre ich, wie
Kinder zu Gott in das Dunkel hinein
um Schlaf und gütige Träume beten.

Singende Fontäne.

Blauer Blick des Mondenscheines
kühlte meines Zimmers Wand;
da hört ich die Stimme eines,
der im Dunkel unten stand.

Und wie ich die Scheibe staunend
zu dem Garten niederbog,
war es Singen, süß und raunend,
das zu mir ans Fenster flog.

Keinen sah ich. Nur im Dunkeln
blinkte das erhellte Spiel
der Fontäne, die mit Funkeln
in die Stille niederfiel.

Unruhvoll und doch beständig
schien das silberne Getön
wie ein lautes Herz lebendig
durch die Brust der Nacht zu gehn.

Und ich fragte: „Warum rauschst du
heute mir zum erstenmal?“ —
Und ich horchte: „Warum lauschst du
heute mir zum erstenmal?

In das heiße Gold der Tage,
stumm im Steigen, Lied im Fall,
durch den Samt der Nächte trage
stet ich den erregten Schwall

meiner eignen Überfülle,
und du, der mir nahe ruhst,
wirst erst durch den Gruß der Stille
unsrer Brüderschaft bewußt?

Hast du nie denn an der Schwelle
des Erwachens wirr gefühlt,
daß dir eine lautre Welle
nächtens durch dein Herz gespült,

daß mein Singen dich durchwebte
und im Schlafe aufwärts schwoll,
bis es Blut im Blute lebte
und an deine Lippen quoll,

bis als Lied der eingeengte
Schauer einer fremden Lust,
die ein Traum in dich versenkte,
wild aufbrach aus deiner Brust?

So in dein Geschick verflechte
ich mir meines Lebens Spur,
und bin doch im Kreis der Mächte
eine leise Stimme nur.

Eines von den stummen Dingen,
die den Wesen zauberhaft
und geheimnisvoll durchdringen
und von deren steter Kraft

nur verloren-leise Kunde
manchmal deine Seele faßt,
wenn du dich hinab zum Grunde
eines Traums getastet hast." —

Immer ferner schien der Schimmer,
immer dunkler Wort und Sinn,
doch mein Herz lauschte noch immer
nach der weißen Stimme hin,

die vom Garten, bald wie Trauer,
bald wie Lächeln, wundersam
über Bäume, Busch und Mauer
schwebend an mein Lager kam,

und an meine Brust sich schmiegend
ihrer Worte Wiege schwang,
bis ich, schon in Schlummer liegend,
Glanz nur fühlte und Gesang.

Mädchen vor dem Bildnis einer Bacchantin.

Wie sie sorglos vor die weiße
Büste der Bacchantin kam
und sie den im Stein noch heißen
nackten Körper ohne Scham

jedem wild entgegenreichen
sah, da fühlte schaudernd sie
aus dem Herzen ein Erbleichen.
Leise zitterte ihr Knie

und ließ kraftlos die Erblaßte
an dem Bilde, dessen Schrei
unzähmbarer Gier sie haßte
und doch fühlte, nicht vorbei.

Aber dann, in den Geberden,
wie sie sich dem Bilde bot,
war ein jähes Ähnlichwerden:
Beide stumm und keine tot

schienen wie aus Spiegelflächen
über eine Welt sich nah,
nur ein Gleiches auszusprechen. —
Marmorn stand das Mädchen da,

bis dann wieder die entfärbte
Wange voll mit Blut sich sog,
Lächeln wirr die schmalgekerbte
feine Lippe überflog.

Aus den scheu verhängten Lidern
brach von Trunkenheit ein Glanz,
und der Gang in ihren Gliedern
zuckte leise wie zum Tanz.

Biographische Notizen*).

(Die bibliographischen Angaben beziehen sich nur auf Gedichtwerke.)

Friedrich Adler, geboren am 13. Februar 1857 zu Amschelberg in Böhmen, lebt in Prag.
Gedichte 1893. Neue Gedichte 1899. Vom goldenen Kragen 1907.

Wilhelm Arent, geboren am 7. März 1864 zu Berlin, gestorben.
Lieder des Leides 1882, Neue Folge 1883. Poetische Erstlinge 1883. Gedichte 1884. Aus tiefster Seele 1885. Elsa-Kopenhagen-Faustst immungen 1889. Lebensphasen 1890. Phantasus 1890. Durchs Kaleidoskop 1891. Liebfrauenmilch 1891. Violen der Nacht 1892. Irrflammen 1893.

Ferdinand Avenarius, geboren am 20. Dezember 1856 zu Berlin, gestorben im September 1923.
Wandern und Werden 1881, 2. Aufl. 1897. Die Kinder von Wohldorf 1886, 5. Aufl. 1911. Lebe! 1893, 8. Aufl. 1910. Stimmen und Bilder 1897, 6. Aufl. 1911.

Paul Barsch, geboren am 16. März 1860 zu Nieder-Hermsdorf bei Neiße, lebt in Breslau.
Auf Straßen und Stegen 1885. Fliegende Blätter, 2. Aufl. 1889. Über der Scholle 1905, Neuausgabe 1920.

Hans Benzmann, geboren am 27. September 1869 in Kolberg, lebt in Steglitz bei Berlin.
Im Frühlingssturm! 1894. Sommersonnenglück 1898. Meine Heide 1903, 11. Tausend (Neue Ausgabe) 1913. Eine Evangelienharmonie 1909, Neue Ausgabe 1923. Balladen und Legenden 1914. Für Kaiser und Reich 1914. Ausgewählte Gedichte 1919.

Alexander Freiherr von Bernus, geboren am 6. Februar 1880 in Lindau a. Bodensee, lebt auf Stift Neuburg bei Heidelberg.
Aus Rauch und Raum 1903. Leben, Traum und Tod 1904. Maria im Rosenhag 1909, 2. Aufl. 1911. Sieben Schattenspiele

*) Die biographischen und insbesondere die bibliographischen Notizen können keinen Anspruch auf Vollständigkeit und absolute Richtigkeit machen, da viele Dichter eine genaue Antwort auf die von der Redaktion gestellten Fragen schuldig blieben. B.

1910. Vorabend, Auswahl aus den Erstgedichten 1910. An Caroline Günderode, Hymnen 1911. Der Tod des Jason, Mysterium 1912. Liebesgarten, Gedichte und Spiele 1913. Die gesammelten Gedichte 1917. Gesang an Luzifer 1923. — Umdichtungen: Die Fragmente des Petronius und vier Liebeselegien des Ovid 1908. Englische Dichter: Band I John Keats, Gedichte 1911. Der Kelch des Lebens; englische Dichter des 19. Jahrhunderts 1923.

Otto Julius Bierbaum, geboren am 28. Juni 1865 in Grünberg in Schlesien, gestorben am 1. Februar 1910 in Dresden.
Erlebte Gedichte 1892. Nemt, Frouwe, disen Kranz 1894. Der bunte Vogel 1897, 1899. Irrgarten der Liebe 1901. Das seidene Buch 1903. Der neubestellte Irrgarten der Liebe 1906. Maultrommel und Flöte 1907. Gesammelte Werke 1912 ff.

Karl Bleibtreu, geboren am 13. Januar 1859 in Berlin, lebt in Zürich.
Lyrisches Tagebuch 1884. Welt und Wille 1886. Lieder aus Tirol 1888. Kosmische Lieder 1890.

Emanuel von Bodman, geboren am 23. Januar 1874 in Friedrichshafen am Bodensee, lebt in Gottlieben bei Konstanz.
Stufen 1894. Erde 1896. Neue Lieder 1901. Der Wandrer und der Weg 1907. Mein Vaterland 1914. Gesammelte Werke 1924

Josef Adolf Bondy, geboren am 23. Juli 1876 in Prag, lebt in Nicolassee bei Berlin.

Rudolph Borchardt, geboren am 9. Juni 1877 in Königsberg i. Pr.
Jugendgedichte 1920. Der Durant, ein Gedicht aus dem männlichen Zeitalter 1920. Die halbgerettete Seele 1920. Poetische Erzählungen 1923. Schöpfung aus Liebe 1923. Vermischte Gedichte 1923.

Felix Braun, geboren am 4. November 1885 in Wien, lebt in Wien.
Gedichte 1909. Das neue Leben 1913. Das Haar der Berenike 1919.

Carl Busse, geboren am 12. November 1872 in Lindenstadt in Posen, gestorben am 3. Dezember 1918 in Zehlendorf bei Berlin.
Gedichte 1892, 6. u. 7. Aufl. 1909. Neue Gedichte 1895, 3. u. 4. Aufl. 1909. Heilige Not 1910, 2. Aufl. 1911.

Walter Calé, geb. am 8. Dezember 1881 in Berlin, gestorben am 3. November 1904.
Nachgelassene Schriften 1907.

Michael Georg Conrad, geboren am 5. April 1846 in Gnodstadt bei Würzburg, lebt in München.

Salve Regina! 1892. Am hohen Mittag 1917.

Hermann Conradi, geboren am 12. Juli 1862 zu Jeßnitz in Anhalt, gestorben am 8. März 1890 zu Würzburg.

Lieder eines Sünders 1887. Gesammelte Werke 1911.

Maximilian Dauthendey, geboren am 25. Juli 1867 in Würzburg, gestorben im Herbst 1918 auf Java.

Reliquien 1900. Singsangbuch 1907. Insichversunkene Lieder im Laub 1908. Der weiße Schlaf 1909. Lusamgärtlein 1909. Weltspuk 1910. Des großen Krieges Not 1915.

Jakob Julius David, geboren am 6. Februar 1859 in Weißkirchen in Mähren, gestorben am 20. November 1906 in Wien.

Gedichte 1892.

Richard Dehmel, geboren am 18. November 1863 in Wendisch-Hermsdorf, gestorben am 8. Februar 1920 in Blankenese bei Hamburg.

Erlösungen 1891, 23. Aufl. 1922. Aber die Liebe 1893, 31. Aufl. 1923. Die Verwandlungen der Venus 1893, 30. Aufl. 1922. Lebensblätter 1895, 23. Aufl. 1922. Weib und Welt 1896, 23. Aufl. 1923. Zwei Menschen 1903, 71. Aufl. 1923. Schöne wilde Welt 1913, 9. vermehrte Aufl. 1922. Gesammelte Werke in 10 Bdn. 1906 u. ff., 6. Aufl. in 3 Bdn. 1913, 21. Aufl. 1923.

Felix Dörmann, geboren am 29. Mai 1870 in Wien, lebt daselbst. Neurotica 1891. Sensationen 1892. Gelächter 1896.

Hedwig Dransfeld, geboren am 24. Februar 1871 in Hacheney bei Dortmund, lebt in Werl in Westf.

Erwachen 1903.

Willrath Dreesen, geboren am 14. Mai 1878 in Norden in Ostfriesland, lebt auf der ostfriesischen Insel Langeoog.

Meer, Marsch und Leben 1904. Eala freya fresena! Balladen 1905, 2. Aufl. 1906. Gedichte 1910.

Hans Heinrich Ehrler, geboren am 7. Juli 1872 in Mergentheim an der Tauber, lebt in Stuttgart.

Lieder an ein Mädchen 1912. Frühlingslieder 1923. Die Liebe leidet keinen Tod 1915. Gedichte 1919.

Karl Engelhard, geboren am 16. August 1879 in Brotterode, Thüringen, gestorben am 22. Juli 1914 in Hanau.

Kling=hinaus 1905. Weltkind, Gesänge des Lebens und der Liebe, 2. Aufl. 1906. Heilwag, eddische Lieder 1906. Kinder=land, Kindergedichte 1906, 2. Aufl. 1910. Katten=Loh, hessische Balladen 1908, 3. Aufl. 1910. Sprüche des Hohen, nach dem Hâva-Mâl 1909. Nornengast, Balladenharfe 1910. Sonnen=sohn, Lieder des Lichtes in drei Ringen, nachgelassene Gedichte 1924.

Otto Ernst (Otto Ernst Schmidt), geboren am 7. Oktober 1862 in Ottensen, lebt in Großflottbeck bei Hamburg.

Stimmen des Mittags 1901, 3. Tausend 1903. Gedichte 1911 (der Gedichte 1888 4. Aufl. und der Neuen Gedichte 1892 3. Aufl.). Siebzig Gedichte 1907, 30. Tausend 1919. Gesammelte Werke 7. Bd. 1922.

Hermann Eßwein, geboren im Mai 1877 zu Mannheim.

Franz Evers, geboren am 10. Juli 1871 zu Winsen a. d. Luhe, lebt in Berlin.

Fundamente 1892. Eva. Eine Überwindung 1893. Sprüche aus der Höhe 1893. Die Psalmen 1894. Königslieder 1894, 2. Aufl. 1895. Deutsche Lieder 1895. Hohe Lieder 1896. Para=diese 1897. Der Halbgott 1900. Erntelieder 1901. Ausgewählte Gedichte 1911. Nachtwandel der Liebe 1911.

Emil Faktor, geboren am 31. August 1876 in Prag, lebt in Berlin. Was ich suche 1899. Jahresringe 1908.

Otto Falckenberg, geboren am 5. Oktober 1873 in Koblenz, lebt in Fürstenfeldbrück bei München.

Morgenlieder 1899.

Gustav Falke, geboren am 11. Januar 1853 in Lübeck, gestorben am 8. Februar 1916 in Großborstel bei Hamburg.

Mynheer der Tod 1891, 2. Aufl. 1900. Tanz und Andacht 1893, 2. Aufl. 1900. Zwischen zwei Nächten 1894, 2. Aufl. 1903. Neue Fahrt 1897, 2. Aufl. 1903. Mit dem Leben 1899, 2. Aufl. 1903. Hohe Sommertage 1902, 2. Aufl. 1903. Frohe Fracht 1907. Gesamtausgabe 5 Bände. 1912.

Ludwig Finckh, geboren am 21. März 1876 in Reutlingen, lebt in Gaienhofen am Bodensee.

Frauc, du Süße 1900. Rosen 1906, 4. Aufl. 1910. Mutter Erde 1917.

Arthur Fitger, geboren am 4. Oktober 1840 in Delmenhorst (Gr. Oldenburg), gestorben in Bremen 28. Juni 1909.

Fahrendes Volk 1875, 4. Aufl. 1894. Winternächte 1881, 3. Aufl. 1887. Requiem aeternam dona ei 1894. Ein Alexanderlied 1907. Einsame Wege, ausgewählte Gedichte 1909.

Cäsar Flaischlen, geboren am 12. Mai 1864 in Stuttgart, gestorben am 18. Oktober 1920.

Nachtschatten 1884. Vom Haselnußroi 1892. Im Schloß der Zeit 1894. Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa 1898. Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens 1900. Neujahrsbuch, Spruchgedichte 1908. Zwischenklänge 1908. Von allen Büchern Neuauflagen. Außerdem: Gesammelte Dichtungen 1921. Von Derhoim und Draußе, Dichtungen in schwäbischer Mundart 1924.

Irene Forbes-Mosse, geboren am 5. August 1864 in Baden-Baden, lebt in Florenz.

Mezza Voce 1901. Peregrinas Sommerabende 1904. Das Rosentor 1906.

Bruno Frank, geboren am 13. Juni 1887 in Stuttgart, lebt in Feldafing bei München.

Die Kelter, gesammelte Gedichte 1921 (alle früheren Sammlungen zurückgezogen).

Paul Friedrich, geboren am 2. Oktober 1877 in Weimar, lebt in Berlin.

Sonnenblumen 1896. Im Lebenssturm 1901. Tiefe Feuer 1906, 2. Aufl. 1912. Solitude 1912. Karneval 1913. Fahnen und Wunden 1915. Belgische Sonette 1916. Ixion 1920.

Otto Frommel, geboren 1871 in Heidelberg, lebt in Heidelberg.

Wandern und Weilen 1898. Flutwellen 1902. Im farbigen Reigen 1909. Der stille Christ und die Seele 1917.

Alice Freiin von Gaudy, geboren am 10. März 1863 in Berlin, lebt in Gnadenfrei in Schl.

Mein Sonnenschein 1888. Seelen, Psychodramen 1897. Balladen und Lieder 1900. Lebenshöhen, neue Balladen und Lieder 1912. Das eiserne Halsband und andere Legenden 1913. Kriegsdichtungen 1916.

Albert Geiger, geboren am 12. September 1866 zu Bühlerthal bei Bühl in Baden, gestorben am 15. Januar 1915 in Karlsruhe i. B.

Im Wandern und Stehenbleiben 1893, 2. Aufl. 1906. Duft, Farbe, Ton 1894, 2. Aufl. 1906. Gedichte 1900, 2. Aufl. 1906. Gott und Leben 1905. Ausgewählte Gedichte 1906. Ferienidyll in der Schweiz 1906.

Franz Karl Ginzkey, geboren am 8. September 1871 in Pola in Österreich, lebt in Salzburg und Wien.

Ergebnisse 1901. Das heimliche Läuten 1906, 8. Tausend 1923. Befreite Stunde 1915, 7. Tausend 1922. Balladen aus dem alten Wien 1923, 1.—3. Tausend. Es war einmal. Illustrierte Balladen 1922. Lieder 1913, 9. Tausend 1918. Vom Gastmahl des Lebens, Gedichtauswahl 1921 (vergriffen).

Maria Eugenie delle Grazie, geboren am 14. August 1864 in U.-Weißenkirchen, lebt in Wien.

Gedichte 1882, 5. Aufl. 1904. Italienische Vignetten 1892. Sämtliche Werke 1903/04.

Martin Greif, geboren am 18. Juni 1839 in Speyer, gestorben am 1. April 1911 in Kufstein.

Gedichte 1868, 7. Aufl. 1903. Neue Lieder und Mären 1902. Gesammelte Werke, 2. Ausg. 1909.

Leo Greiner, geboren am 1. April 1876 in Brünn, lebt in Charlottenburg.

Das Jahrtausend 1900. Das Tagebuch 1906, 2. Aufl. 1912.

Eduard Grisebach, geboren am 9. Oktober 1845 in Göttingen, gestorben am 22. März 1906.

Der neue Tanhäuser 1869, 21. Aufl. 1902.

Hanns von Gumppenberg, geboren am 4. Dezember 1866 in Landshut in Bayern, lebt in München.

Das teutsche Dichterroß, in allen Gangarten vorgeritten (Parodien), 11. und 12. Aufl. 1920. Aus meinem lyrischen Tagebuch 1906. Schauen und Sinnen 1913.

Heinrich Hart, geboren am 30. Dezember 1855 in Wesel, gestorben am 11. Juni 1906 in Tecklenburg.

Weltpfingsten 1872. Gesammelte Werke, Berlin, 1907 ff.

Julius Hart, geboren am 9. April 1859 in Münster i. Westf., lebt in Zehlendorf bei Berlin.

Sansara 1879. Homo sum 1890. Sehnsucht 1893. Triumph des Lebens 1899. Stimmen in der Nacht 1899.

Otto Erich Hartleben, geboren am 3. Juni 1864 in Clausthal am Harz, gestorben am 11. Februar 1905 in Salò in Oberitalien.
Pierrot lunaire 1892. Meine Verse 1895. Von reifen Früchten 1902. Der Halkyonier 1903. Meine Verse (Gesamtausgabe) 1905.

Karl Hauptmann, geboren am 11. Mai 1858 in Obersalzbrunn in Schlesien, gestorben am 4. Februar 1921 in Schreiberhau.
Aus meinem Tagebuch 1900, 2. vermehrte Aufl. 1910.

Franz Held (Franz Herzfeld), geboren am 30. Mai 1862 in Düsseldorf, gestorben 1900 in Tirol.
Gorgonenhäupter 1887. Groß-Natur 1892. Trotz alledem! 1893. Tanhusaere recidivus 1894.

Karl Henckell, geboren am 17. April 1864 in Hannover, lebt in München.
Poetisches Skizzenbuch 1884. Quartett 1886. Strophen 1887. Amselrufe 1888. Diorama 1889. Gründeutschland 1890. Trutznachtigall 1891. Zwischenspiel 1894. Gedichte 1898. Neues Leben 1900. Gipfel und Gründe 1904. Mein Lied 1905. Schwingungen 1906. Im Weitergehen 1911. Weltmusik 1918. Gesammelte Werke 1921. 2. Aufl. in 5 Bänden 1923.

Franz Herold, geboren am 15. Februar 1854 in Böhmisch-Leipa, lebt in Wien.
Wachsen und Werden 1892. Spuren 1893. Fremde und Vaterland 1895. Ernte 1908. Stilleben 1914.

Gustav Herrmann, geboren am 3. April 1871 in Leipzig, lebt in Leipzig.
Vineta 1908. Und doch 1915. Lebensfahrt 1918.

Hermann Hesse, geboren am 2. Juli 1877 in Calw i. Schwarzwald, lebt in Bern.
Romantische Lieder 1898. Gedichte 1902. Unterwegs 1912. Musik des Einsamen 1915. Ausgewählte Gedichte (?).

Walther Heymann, geboren am 18. Mai 1883 in Königsberg i. Pr., im Weltkrieg gefallen am 9. Januar 1915 bei Soissons.
Der Springbrunnen 1907. Nehrungsbilder 1909. Kriegsgedichte und Feldpostbriefe 1915. Die Tanne 1917. Fahrt und Flug 1919.

Peter Hille, geboren am 11. September 1854 in Erwitzen in Westfalen, gestorben am 7. Mai 1904 zu Schlachtensee bei Berlin.
Gesammelte Werke 1904.

Fridolin Hofer, geboren am 26. Oktober 1861 in Meggen am Vierwaldstätter See, lebt in Römerswil bei Luzern.

Stimmen aus der Stille 1907, 2. Aufl. 1923. Im Feld- und Firnelicht 1914. Daheim 1918, 2. Aufl. 1923. Neue Gedichte 1924.

Camill Hoffmann, geboren am 31. Oktober 1878 in Kolin in Böhmen, lebt in Berlin.

Adagio stiller Abende 1902. Die Vase 1911.

Hugo von Hofmannsthal, geboren am 1. Februar 1874 in Wien, lebt in Rodaun bei Wien.

Ausgewählte Gedichte 1903. Gesammelte Gedichte 1907. Verschiedene neue Ausgaben. Gesammelte Werke 1924.

Arno Holz, geboren am 26. April 1863 in Rastenburg in Ostpreußen, lebt in Berlin.

Buch der Zeit 1885. Phantasus I und II 1898 und 1899. Die Blechschmiede 1901. Dafnis, Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert 1905. Von allen mehrfach neue, veränderte und vermehrte Ausgaben.

Wilhelm Holzamer, geboren am 28. März 1870 in Nieder-Olm bei Mainz, gestorben am 28. August 1907 in Berlin.

Zum Licht 1897. Spiele 1901. Carnesie Colonna 1902. Gedichte, aus dem Nachlaß herausgeg. von Nina Mardon-Holzamer 1912.

Ricarda Huch, geboren am 18. Juli 1864 in Braunschweig, lebt in München.

Gedichte 1894. Neue Gedichte 1907.

Ludwig Jacobowski, geboren am 21. Januar 1868 in Strelno in Posen, gestorben am 2. Dezember 1900 in Berlin.

Aus bewegten Stunden 1888, 2. Aufl. 1899. Funken 1890. Aus Tag und Traum 1896. Leuchtende Tage 1899, 2. Aufl. 1903. Ausklang 1901.

Frida Jung, geboren am 4. Juni 1865 in Kiaulkehmen im Kreise Gumbinnen, lebt in Insterburg.

Gedichte 1899, 16. Aufl. Neue Gedichte, 12. Aufl.

Laurenz Kiesgen, geboren am 3. Dezember 1869 in Köln a. Rh., lebt daselbst.

Himmel und Erde 1893. Maisegen 1904, 2. vermehrte Aufl. 1911. Deutsche Lieder 1915.

Karl Ernst Knodt, geboren am 6. Juni 1856 in Eppelsheim in Rheinhessen, gestorben 1917.

Aus meiner Waldecke 1900. Aus allen Augenblicken meines Lebens 1902. Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben 1905. Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit 1910. Vom Bruder Tod 1913.

Timm Kröger, geboren am 29. November 1844 in Haale bei Rendsburg, gestorben am 29. März 1918.

Das Gedicht (S. 219) ist aus der Novelle „Die Wohnung des Glücks" entnommen.

Julius Kühn, geboren am 10. Juni 1887 in Bad Köstritz (Thür.), lebt in Koburg.

Welt und Wille 1911. Beseelte Düfte, Parfümsizilianen 1912. Die Brücke 1913, 2. Ausgabe 1914. Das wandernde Jahr 1920. O Täler weit, o Höhen! 5. Aufl. des Thüringer Skizzenbuchs 1921. Seraphische Legende, Gedicht an eine Tänzerin 1922. Die Ampel 1923.

Isolde Kurz, geboren am 21. Dezember 1853 in Stuttgart, lebt in München und Forte Dei Marmi.

Gedichte 1889, 4. u. 5. Aufl. 1906. Neue Gedichte 1905. Die Kinder der Lilith 1908.

Hedwig Lachmann, geboren 1870 in Stolp in Pommern, gestorben am 21. Februar 1918.

Im Bilde 1902. Gesammelte Gedichte 1919.

Friedrich Lienhard, geboren am 4. Oktober 1865 in Rothbach im Elsaß, lebt in Weimar.

Lieder eines Elsässers 1895, 2. Aufl. 1897. Nordlandslieder 1899. Burenlieder 1900. Gedichte (Gesamtausgabe) 1901, 2. Aufl. 1906. Lichtland, Neue Gedichte 1912. Lebensfrucht (Gesamtausgabe aller Gedichte) 1915, 9. Aufl. 1923.

Detlev Baron von Liliencron, geboren am 3. Juni 1844 in Kiel, gestorben in Alt-Rahlstedt am 22. Juli 1909.

Adjutantenritte 1884. Gedichte 1889. Der Heidegänger 1891. Neue Gedichte 1893. Ausgewählte Gedichte 1896. Poggfred 1896. Kampf und Spiele, Kämpfe und Ziele 1897. Nebel und Sonne 1900. Gedichte, Ausw. f. d. Jugend, 10. Aufl. 1901. Bunte Beute 1903. Balladenchronik 1.—3. Aufl. 1906. Gute Nacht 1909. Sämtliche Werke 1901 ff. Gesammelte Werke

1911 ff. Neue Ausgabe der Gesammelten Werke 1922; hiermit liegen die einzelnen Gedichtbände in 11.—13. Aufl. vor.

Otto zur Linde, geboren am 26. April 1873 in Essen a. d. Ruhr, lebt in Gr. Lichterfelde.

Gedichte, Märchen und Skizzen 1901. Fantoccini 1902. Die Kugel (Eine Philosophie in Versen) 1909, 2. Aufl. 1923. Ges. Werke Bd. I: Thule Traumland 1910, Bd. II: Album, und Lieder der Liebe und Ehe 1910, Bd. III: Stadt und Landschaft 1911, Bd. IV: Charontischer Mythus 1913, Bd. V: Wege, Menschen und Ziele 1913, Bd. VI: Das Buch „Abendrot" 1920.

Ernst Lissauer, geboren am 10. Dezember 1882 in Berlin, lebt in Wien.

Der Acker 1907, 2. Aufl. 1910. Der Strom 1912, 2. Aufl. 1920. „1813" 1913, 7. Tausend 1913. Bach 1916, 2. Aufl. 1920. Die Ewigen Pfingsten 1919. Der inwendige Weg 1920. Bruckner (in „Gloria Anton Bruckners") 1921. Flammen und Winde 1923.

Hermann Löns, geboren am 29. August 1866 in Kulm in Westpreußen, gefallen am 26. September 1914 vor Reims.

Mein goldenes Buch 1901. Mein blaues Buch 1910. Der kleine Rosengarten 1911. Neuauflagen von sämtlichen Bänden. Sämtliche Werke, 8 Bde., herausgegeben von Friedrich Castelle, 1923 (hierin weitere Sammlungen von Gedichten, auch Jugendgedichte).

Karl Maria (?)

Verse 1897.

Max Mell, geboren am 10. November 1882 in Marburg a. D., lebt in Wien.

Das bekränzte Jahr 1911. Gedichte 1919. Die Osterfeier 1921.

Agnes Miegel, geboren am 9. März 1879 in Königsberg i. Ostpr., lebt ebenda.

Gedichte 1901, 12. Aufl. 1923. Balladen und Lieder 1907, 14. Tausend 1924. Lieder und Spiele, 4.—6. Tausend 1923.

Alfred Mombert, geboren am 6. Februar 1872 in Karlsruhe, lebt in Heidelberg.

Tag und Nacht 1894, 3. Aufl. 1922. Der Glühende 1896, 3. Aufl. 1921. Die Schöpfung 1897, 3. Aufl. 1921. Der Denker 1901, neue Ausgabe 1920. Die Blüte des Chaos 1905, neue Ausgabe 1920. Der Sonne-Geist 1905, 2. Aufl. 1923. Der himmlische Zecher 1909, neue Ausgabe 1922. Der Held der Erde 1919.

Christian Morgenstern, geboren am 6. Mai 1871 in München, gestorben am 31. März 1914 in Meran.

In Phantas Schloß 1895, 12. Tausend. Horatius travestitus 1897, 4. Aufl. Auf vielen Wegen 1897, 9. Tausend. Ein Kranz (mit Ein Sommer vereinigte Ausgabe) 1900 u. 1902, 12. Tausend. Galgenlieder 1905, 84. Tausend. Melancholie 1906, 18. Tausend. Einkehr 1910, 13. Tausend. Palmström 1910, 49. Tausend. Ich und Du 1911, 16. Tausend. Wir fanden einen Pfad 1914, 29. Tausend. Palma Kunkel 1916, 36. Tausend. Epigramme und Sprüche 1919, 17. Tausend. Der Gingganz 1919, 21. Tausend. Über die Galgenlieder 1921, 10. Tausend. Klein-Irmchen 1921, 6. Tausend.

Klara Müller, geboren am 5. Februar 1861 in Lenzen bei Belgard in Pommern, gestorben am 4. November 1905 in Wilhelmshagen bei Erkner.

Mit roten Kressen 1898, 2. Aufl. 1899. Sturmlieder vom Meer 1901.

Börries Freiherr von Münchhausen, geboren am 20. März 1874 in Hildesheim, lebt auf Schloß Windischleuba bei Altenburg, Thür.

Gedichte 1896. Balladen 1900, 3. Tausend 1907. Juda 1900, 12. Tausend 1922. Ritterliches Liederbuch 1903, 3. Tausend 1907. Die Balladen und Ritterlichen Lieder 1908, 77. Tausend 1923. Das Herz im Harnisch 1911, 35. Tausend 1923. Die Standarte 1916, 30. Tausend 1922. Schloß in Wiesen 1921, 30. Tausend 1922. Ferner Auslesen und Sondersammlungen aus diesen Werken.

Konrad Nies, geboren am 17. Oktober 1862 in Alzey, Rheinhessen, lebt in San Franzisko, Kalifornien.

Funken 1891, 2. Aufl. 1902. Aus westlichen Weiten, Neue Gedichte 1905. Deutsche Gaben 1900. Rosen im Schnee, 2. Aufl. 1906.

Friedrich Nietzsche, geboren am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen, gestorben am 25. August 1900 in Weimar.

Scherz, Lust und Rache und Lieder des Prinzen Vogelfrei (Die fröhliche Wissenschaft) 1887. Gedichte. Zarathustra.

Theobald Nöthig, geboren am 25. Juni 1841 zu Weißholz im Kreise Glogau, lebt in Grevesmühlen in Mecklenburg.

Lichter und Schatten, 4. Aufl. 1889.

Georg Freiherr von Ompteda, geboren am 29. März 1863 in Hannover, lebt in Meran.

Von der Lebensstraße 1890, 2. Aufl. 1895.

Alfons Paquet, geboren am 26. Januar 1881 in Wiesbaden, lebt in Frankfurt a. M.

Lieder und Gesänge 1902. Auf Erden 1906, 2. Aufl. 1908. Held Namenlos 1912. Limo 1913. Fahnen 1922. Drei Balladen 1924.

Fritz Philippi, geboren am 5. Januar 1869 in Wiesbaden, lebt ebenda.

Aus der Stille 1901. Menschenlied 1906. Die heimliche Stimme 1915.

Hermann Ploetz, geboren am 31. Oktober 1870 in Cretlow bei Cammin (Hinterpommern), lebt in Stettin.

Das Licht 1907. Wein und Brot 1920.

Hermione von Preuschen, geboren am 7. August 1857 in Darmstadt, gestorben am 12. Dezember 1918.

Regina vitae 1888. Via passionis 1895. Noch einmal Mors Imperator 1897. Vom Mondberg 1900. Astartenlieder 1902. Flammenmal 1904.

Alberta von Puttkamer, geboren am 5. Mai 1849 in Glogau, gestorben am 19. April 1923 in Baden-Baden.

Dichtungen 1885. Akkorde und Gesänge 1889. Offenbarungen 1894. Aus Vergangenheiten 1899. Jenseit des Lärms 1904. Mit vollem Saitenspiel, Dichtungen 1912.

Albert H. Rausch, geboren am 5. Mai 1882, lebt in Friedberg in Hessen.

Nachtlänge. Inschriften, Botschaften. Gedichte aus den Jahren 1908—1909, 1910. Vigilien. Dichtungen 1911. Sonette, Toskanische Sonette. Hessische Sonette 1912. Kassiopeia. Hymnen, Elegien, Oden aus den Jahren 1909—1919, 1919.

Heinrich Ritter von Reder, geboren am 19. März 1824 in Mellrichstadt, gest. am 15. Februar 1909 in München.

Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren 1854. Gedichte 1859. Federzeichnungen aus Wald und Hochland 1885. Wotans Heer 1892. Rotes und Blaues Blut 1893. Lyrisches Skizzenbuch 1893. Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren 1893. Mein Wanderbuch 1895. Gedichte, herausgegeben von Artur Kutscher, 1910.

Georg Reicke, geboren am 26. November 1863 in Königsberg i. Ostpr., gestorben am 7. April 1923.

Winterfrühling 1901.

Gustav Renner, geboren am 17. Oktober 1866 in Freiburg i. Schl., lebt in Wilmersdorf bei Berlin (?)

Gedichte 1896. Neue Gedichte 1898. Gedichte (Gesamtausgabe) 1904. Ahasver, eine Dichtung, 1902.

Paul Richter, geboren am 6. Juli 1873 in Berlin, lebt in Stettin. Mason, der Weise. Allegorische Dichtung 1909. Von der Insel deiner Seele 1912. Meine Wege 1913. Stille Wasser 1914. Eiserne Herzen, Ged. aus großer Zeit, 3. Aufl. 1918. Weihe den Werktag! 1919. Im ewigen Ring 1919. Gunderot, der Dichter und Dulder. Lyrische Nov. 1919. Meiner Väter Scholle, Melodien eines Sommers 1922.

Rainer Maria Rilke, geboren am 4. Dezember 1875 in Prag, lebt in der Schweiz.

Leben und Lieder 1894. Larenopfer 1896. Traumgekrönt 1897. Advent 1898. Mir zur Feier 1899; seit 1909 u. d. G.: Die frühen Gedichte 1909. Das Buch der Bilder 1902. Das Stundenbuch 1906. Neue Gedichte 1907. Der neuen Gedichte anderer Teil 1908. Requiem 1909. Marienleben 1913. Sonette an Orpheus 1923. Duineser Elegien 1923.

Anna Ritter, geboren am 23. Februar 1865 in Koburg, gestorben am 8. November 1921.

Gedichte 1898, 27. Aufl. 1913. Befreiung 1900, 13. Aufl. 1913.

Peter Rosegger, geboren am 31. Juli 1843 zu Krieglach-Alpel in Steiermark, gestorben am 26. Juni 1918.

Zither und Hackbrett, Gedichte in steirischer Mundart 1869, 5. Aufl. 1907. Gedichte 1891. Mein Lied, Gedichte, 10. Tausend 1911.

Georg Ruseler, geboren am 11. Januar 1866 zu Obenstrohe bei Varel i. Großh. Oldenburg, gestorben am 6. Mai 1920.

Gedichte 1895. Der Wunderborn (Niedersächsisch-friesische Balladen) 1904. Nachgelassene Gedichte.

Ferdinand von Saar, geboren am 30. September 1833 in Wien, gestorben am 24. Juli 1906 in Wien.

Gedichte 1882, 2. Aufl. 1887. Wiener Elegien 1893, 3. Aufl. 1894. Nachklänge 1899.

Hugo Salus, geboren am 3. August 1866 in Böhmisch-Leipa, lebt in Prag.

Gedichte 1897, 2. Aufl. 1901. Neue Gedichte 1899. Ehefrühling 1899, 5.—8. Tausend 1906. Reigen 1900, 2. Aufl. 1902. Ernte 1903, 2. Aufl. 1904. Neue Garben 1905. Die Blumenschale 1907. Glockenklang 1911. Das neue Buch 1920. Klarer Klang 1922.

Adolf Schafheitlin, geboren am 31. März 1852 in Pernambuco in Brasilien, gestorben 1917.

Der Schwalbe nach 1889. Lazzaronesken 1890. Gedichte, 2. Aufl. 1899. Saturnische Phantasien, 2. Aufl. 1899. Die Titanen, 2. Aufl. 1902. Lyrischer Erntegang 1901. Ausgewählte Gedichte (inkl. Saturn. Phant., 3. Aufl.) 1905. Die Götterfarce, 2. Aufl. 1906. — Die Gedichte Schafheitlins sind 1910 in dreiteiliger Gesamtausgabe unter dem Titel „Gedichte eines Lebendig-Begrabenen" erschienen. Außerdem „Helios-Phantasien" und „Ausgewählte Lyrik" 1912.

Frida Schanz (Frau Frida Soyaux), geboren am 16. Mai 1859 in Dresden, lebt in Berlin.

Gedichte, 2. Aufl. 1894. Vierblätter, 5. Aufl. 1894. Neue Gedichte 1894. Ährenlese 1894, 4. Aufl. 1896. Unterm Eschenbaum 1899. Herdfunken 1900. Intermezzo 1902. Gedichte (Gesamtausgabe) 1906. Kinderlieder 1908. Kinderballaden 1909. Balladen 1910. Vierblätter des Jahres (365 Sprüche) 1923 Mit der Welle zum Meer (gesammelte Lyrik) 1923.

Ludwig Scharf, geboren am 2. Februar 1864 in Meckenheim (Pfalz), lebt in Patossa bei Németlad (Ungarn).

Lieder eines Menschen 1892. Tschandalalieder 1905.

Richard von Schaukal, geboren am 27. Mai 1874 in Brünn, lebt in Wien.

Gedichte 1893. Verse 1896. Meine Gärten 1897. Tristia 1898. Tage und Träume 1899. Sehnsucht 1900. Pierrot und Colombine 1902. Das Buch der Tage und Träume, 2. Ausg. 1902. Ausgewählte Gedichte 1904 (2. Aufl. in 2 Bänden 1909). Verlaine-Hérédia, Nachdichtungen 1906. Buch der Seele 1908. Neue Verse 1912. Kindergedichte 1914. Eherne Sonette 1914. Standbilder und Denkmünzen 1915. Eherne Sonette (Gesamtausgabe) 1915. Kriegslieder aus Österreich, 3 Hefte 1914, 1915, 1916. Kriegslieder (Auswahl) 1917. Dem Gedächtnis Kaiser

Franz Josephs I. Sieben Gedichte 1916. Widmungen 1917. Heimat der Seele 1917. Gedichte (1891—1918) 1918. Jahresringe 1922. Ausgewählte Gedichte 1891—1924

Johannes Schlaf, geboren am 21. Juni 1862 in Querfurt, lebt in Weimar.

Der Frühling 1896. Helldunkel 1899. Das Sommerlied 1905.

Artur Schnitzler, geboren am 15. Mai 1862 in Wien, lebt in Wien.

Prinz Emil von Schaenaich-Carolath, geboren am 8. April 1852 in Breslau, gest. am 1. Mai 1908 auf Haseldorf in Holstein.

Lieder an eine Verlorene 1878. Dichtungen 1883, 8. Aufl. 1904. Gedichte 1903, 4. Aufl. 1906. Gesammelte Werke 1907.

Wilhelm von Scholz, geboren am 15. Juli 1874 in Berlin, lebt in Seeheim bei Konstanz.

Frühlingsfahrt 1896. Hohenklingen 1898. Der Spiegel 1902, 2. vermehrte Auflage 1908. Neue Gedichte 1913. Die Häuser 1923. Gesammelte Werke 1924.

Alexander Schröder, geboren am 27. Januar 1878 in Bremen, lebt in Horn bei Bremen.

Unmut (Ein Buch Gesänge) 1899. Sprüche in Reimen 1900. Lieder an eine Geliebte 1900. An Belinde (Ged.) 1902. Sonette zum Andenken an eine Verstorbene 1904. Hama (Ged. u. Erz.) 1908. Elysium (Gesammelte Gedichte) 1912. Deutsche Oden 1914. Heilig Vaterland, Kriegsgedichte 1914.

Gustav Schüler, geboren am 27. Januar 1868 in Königlich Reetz im Oderbruch, lebt in Freienwalde a. d. Oder.

Gedichte 1900. Meine grüne Erde 1904. Andacht und Freude 1905. Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes 1908. Gottsucherlieder 1909. Balladen 1909. Mitten in der Brandung 1911. Von Stundenleid und Ewigkeit 1914. Balladen und Bilder 1914. Gottes Sturmflut 1918. Spiegelscherben vom Ewigen 1924.

Ina Seidel, geb. Seidel, geb. am 15. September 1885 in Halle a. d. S., lebt in Berlin.

Gedichte 1914. Neben der Trommel her 1915. Weltinnigkeit 1918.

Carl Spitteler, geboren am 24. April 1845 in Liestal (Basel-Land), lebt in Luzern.

Extramundana 1883, 2. Aufl. 1905. Schmetterlinge 1889, 2. Aufl. 1907. Literarische Gleichnisse 1892. Balladen 1896. Olympischer Frühling 1900—1904, 2. u. 3. Aufl. 1907 ff.; neue Bearbeitung 1909. Glockenlieder 1906.

Maurice Reinhold von Stern, geboren am 3. April 1860 in Reval, lebt in Höflein, Post Ottensheim a. F., Oberösterreich.

Proletarierlieder 1885. Stimmen im Sturm 1888. Excelsior 1889. Höhenrauch 1890. Sonnenstaub 1890. Ausgewählte Gedichte 1891. Nebensonnen 1892. Die Insel Ahasvers 1893. Mattgold 1893. Erster Frühling 1894. Dagmar, Lesseps und andere Gedichte 1896. Walter Wendrichs neue Lieder 1897. Lieder eines Buchhändlers 1898. Abendlicht 1901. Blumen und Blitze 1902. Sonnenwolken 1904. Lieder aus dem Zaubertal 1905. Gesammelte Gedichte 1906. Donner und Lerche 1907. Wildfeuer 1911.

Leo Sternberg, geboren am 7. Oktober 1876 in Limburg (Lahn), lebt in Rüdesheim am Rhein.

Küsten 1904, 2 Aufl. 1916. Fahnen 1907, 2. Aufl. 1916. Neue Gedichte 1908. Der Heldenring, Balladen 1916. Im Weltgesang 1916. Gott hämmert ein Volk 1916, 6. Aufl. Du schöner Lärm des Lebens, Auswahlband, 2. Aufl. 1916. O, seid Menschen, 1921.

Georg Stolzenberg, geboren am 11. Juli 1857 in Berlin, lebt in Berlin.

Neues Leben 1898, 2. Heft 1899, 3. Heft 1902.

Lulu von Strauß und Torney, geboren am 20. September 1873 in Bückeburg, vermählt 1916 mit dem Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs in Jena, lebt daselbst.

Gedichte 1898. Balladen und Lieder 1902. Neue Balladen und Lieder 1907. Reif steht die Saat (Balladen) 1919.

Hermann Sudermann, geboren am 30. September 1857 in Matziken in Ostpreußen, lebt in Blankensee (Mark).

Margarete Susman (Margarete v. Bendemann), geboren am 14. Oktober 1874 in Hamburg, lebt in Säckingen (Baden).

Mein Land 1901. Neue Gedichte 1907. Die Liebenden 1917. Lieder an Tod und Erlösung 1922.

A. K. T. Tielo (Pseud. für **Kurt Mickoleit**), geboren am 11. August 1874 in Tilsit, gestorben am 23. August 1911 in Berlin.

Thanatos, erzähl. Verse 1905. Klänge aus Litauen 1907. Aus der Jugendzeit 1910.

Heinrich Vierordt, geboren am 1. Oktober 1855 in Karlsruhe i. B., lebt daselbst.

Gedichte 1880. Lieder und Balladen 1881, 2. Aufl. 1885. Neue Balladen 1884, 2. Aufl. 1900. Akanthusblätter 1888. Vaterlandsgesänge 1890, 2. Aufl. 1903. Fresken 1901. Gemmen und Pasten 1902. Meilensteine 1904. Kosmoslieder 1905. Ausgewählte Dichtungen 1906. Deutsche Hobelspäne 1909. Deutsche Ruhmesschilder und Ehrentafeln 1914.

Karl Vollmoeller, geboren 1878 in Stuttgart, lebt ebenda.

Parzival. Die frühen Gärten 1903. Das Buch der Landschaften 1904.

Christian Wagner, geboren am 5. August 1835 in Warmbronn, O.-A. Leonberg (Württemberg), gestorben 1918.

Sonntagsgänge, 1. Teil 1885, 3. Aufl.; 2. Teil 1887, 3. Aufl. 3. Teil (Balladen und Blumenlieder) 1890. Weihgeschenke 1893. Neuer Glaube 1894. Neue Dichtungen (1. Teil Herbstblumen, 2. Teil Oswald und Klara. Ein Stück Ewigkeitsleben) 1897. Ein Blumenstrauß 1906. Späte Garben 1909. Gedichte, Auswahl 1912. Italien in Gesängen 1912.

Artur von Wallpach, geboren am 6. März 1866 in Niedervintl in Tirol, lebt auf Schloß Anger bei Klausen in Südtirol.

Im Sommersturm 1893, neue Aufl. 1901. Sonnenlieder im Jahresringe 1900. Kreienfeuer und Herdflammen 1901. Sturmglock 1902. Es will tagen 1902. Bergbrevier 1904. Tiroler Blut 1907. Heiliges Land 1914. Wir brechen durch den Tod 1916.

Frank Wedekind, geboren am 24. Juli 1864 zu Hannover, gestorben am 9. März 1918.

Die vier Jahreszeiten 1905.

Wilhelm Weigand, geboren am 13. März 1862 in Gissigheim in Baden, lebt in München-Bogenhausen.

Gedichte 1891. Rügelieder 1892, 2. Aufl. 1894. Sommer 1894. In der Frühe 1902. Gedichte, Auswahl 1904. Der verschlossene Garten, Gedichte aus den Jahren 1901—1910.

Emil Rudolf Weiß, geboren am 12. Oktober 1875 in Lahr in Baden, lebt in Berlin.

Pan 1893. Trübungen 1896. Der Wanderer 1900, 2. Ausgabe 1907.

Oskar Wiener, geboren am 4. März 1873 in Prag, lebt zu Karolinenthal bei Prag.

Gedichte 1899. Balladen und Schwänke 1903. Das hat die liebe Liebe getan 1905. „Böhmische Sagen" 1920 (Mit eigenen Balladen und Legenden aus dem deutschen Siedlungsgebiet Böhmens).

Ernst von Wildenbruch, geboren am 3. Februar 1845 in Beirut, gestorben am 15. Januar 1909 in Berlin.

Lieder und Balladen 1877, 8. Aufl. 1906. Gesammelte Werke 1911 ff.

Anton Wildgans, geboren am 17. April 1881 zu Wien, lebt in Mödling bei Wien.

Herbstfrühling 1909. Und hättet der Liebe nicht 1911. Die Sonette an Ead 1913. Österreichische Gedichte 1914/15. Dreißig Gedichte 1916. Mittag 1917. Ausgewählte Gedichte 1920. Sonette aus dem Italienischen 1924.

Bruno Wille, geboren am 6. Februar 1860 in Magdeburg, lebt im Sommer auf Schloß Senftenau b. Lindau-Bodensee, im Winter in Stuttgart-Karlsvorstadt.

Einsiedler und Genosse 1891, 2. Aufl. 1892. Einsiedelkunst aus der Kiefernheide 1896. Offenbarungen des Wacholderbaums 1901. Der heilige Hain 1908.

Ernst Zahn, geboren am 24. Januar 1867 in Zürich, wohnt in Meggen bei Luzern.

In den Wind; Gedichte 1892 (vergriffen). Gedichte 1905, 7. Tausend 1920. Bergland, Dichtungen 1910, 7. Tausend 1919.

Stefan Zweig, geboren am 28. November 1881 in Wien, lebt in Salzburg.

Silberne Saiten 1901. Die frühen Kränze 1907. Die gesammelten Gedichte 1924.

Inhaltsübersicht.

Seite

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage 3
Vorwort zur vierten Auflage 4
Die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik 5

Seite

Adler, Friedrich
Am Wasserfall 57
Beethoven 58

Arent, Wilhelm
Begegnung 60
Mondnacht 61

Avenarius, Ferdinand
Vorfrühling 61
Hirschröhren 62
Nacht war's 62

Barsch, Paul
Mittag 63

Benzmann, Hans
Parzifal 64
Mädchenträume 65
In gelben Ähren 65
Reiter im Herbst 66
Aus „Eine Evangelienharmonie" 66
Jesus in der Wüste . . 66
Jesus findet seine ersten Jünger 68
Das Gespräch mit Nikodemus 69
Loblied des heiligen Hieronymus auf die Arbeit wider die Melancholie 70

Bernus, Alexander von
Zwiegespräch 71
Spielmann und Einsiedler . 72

Bierbaum, Otto Julius
Jeanette 73
Traum durch die Dämmerung 73
Die schwarze Laute . . . 74
Wenn wir alt sein werden 74
Banger Abend 75
Die heiligen drei Könige des Elends 75

Seite

Bleibtreu, Karl
Aus „Sirenenlieder" . . 76
Aus „Kosmische Lieder" . 77

Bodman, Emanuel von
Erde 78
Die Straße 79

Bondy, Josef Adolf
Prag 79
Der Vater 80

Borchardt, Rudolf
Ballade von Wind, Schlaf und Gesang 81
Der traurige Besuch . . . 81
Sestine der Sehnsucht . . 83

Braun, Felix
Der Knecht mit dem Licht 85
Die himmlische Laute . . 85
Die Bäume des Paradieses 86
Der Baum der Erkenntnis 86
Der Baum des Lebens . 87

Busse, Carl
Nächte 88
Sommervormittag 89
Herbstbeginn 89
Über den Bergen 89
Das stille Königreich . . 89
Die Knechte 90

Calé, Walter
Ich habe, lieben Brüder . 90
Im Strom 91
Tief aus der Ferne 92

Conrad, Michael Georg.
Der Säemann 93

Conradi, Hermann
Pygmäen 95
Das verlorene Paradies . 95
Gewißheit 96

Dauthendey, Maximilian
Aus „Reliquien" 97

Seite

Danthendey, Maximilian
Aus dem Buche „Die ewige Hochzeit" 98
Aus „Der brennende Kalender" 98
Juli 98
August 99
Mein Herz fährt auf . . 99
Ein lustsam Gärtlein auf weißem Papier . . . 100
Oben am Berg 100

David, Jakob Julius
Am Wege 101
Turm der Schrecken . . 101

Dehmel, Richard
Mein Trinklied 102
Hieroglyphe 103
Venus Primitiva . . . 104
Helle Nacht 105
Drückende Luft 105
Die Harfe 106
Die stille Stadt 107
Der Arbeitsmann . . . 108
Lied an meinen Sohn . 108
Aus „Zwei Menschen" . 109

Dörmann, Felix
Interieur 113
Was ich liebe 114

Dransfeld, Hedwig
In der Fabrik 114
Feierabend 115

Dreesen, Willrath
Zuweilen 117
Reiche Nacht 117

Ehrler, Hans Heinrich
Feldgang 118
Dämmerung 118
Gesicht 118
Sebastian Bach 119
Der Einsiedler 119
Eremit und Ritter . . . 120

Engelhard, Karl
Mönch und Nonne . . . 120

Ernst, Otto
Der Erbe 122
Glück 123
Trügender Strahl . . . 123

Eßwein, Hermann
Das Lied des Fischers . 123

Seite

Evers Franz
Feldweg 124
Heide im Herbst 125
Der Priester 125
Blasser Tag 127

Faktor, Emil
Akazien 128

Falckenberg, Otto
Erlösung 128

Falke, Gustav
Der Dichter 129
Auf einem andern Stern . 130
Aus dem Takt 131
Die feinen Ohren . . . 132
Ein Unterschied 132
Ein Harfenklang 133
Nachtwandler 134
Der Alte 135

Finckh, Ludwig
Liselore 135
Bettler 136

Fitger, Arthur
Johann Sebastian Bach . 137
Werwolf 138

Flaischlen, Cäsar
Sonnenkraft 139
So regnet es sich langsam ein 140
Wie in verklungenen . . . 140

Forbes-Mosse, Irene
Der verschlossene Garten . 141
Marianna 142

Frank, Bruno
Der Lesende 144
Ein Dichter sagt: . . . 144
Jung ist noch dein Blick . . . 144
Das Unvergängliche . . 145
Der Sterbende am Fenster 145
Das Kleiderbuch 146

Friedrich, Paul
Ixion 146
Der Schmelz der Dinge . 147

Frommel, Otto
Sommervögel 148
Der Geiger 148

Gaudy, Alice Freiin von
Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball 149

Seite

Geiger, Albert
Zwei Marienbilder . . . 150

Ginzkey, Franz Karl
Das Grab 151
Stille Kirche 152
Seliges Ende 152

Grazie, Maria Eugenie delle
Mondnacht 153
Kindheit 154

Greif, Martin
Morgengang 155
Vor der Ernte 156
Liebesnacht 156
Erhellte Ferne 156
Novemberstimmung . . . 157

Greiner, Leo
Bergwaldgipfel 157
Panische Nacht 158
Erwachen in der Nacht . 158

Grisebach, Eduard
Aus „Der neue Tanhäuser" 159

Gumppenberg, Hanns von
Die Armen 161

Hart, Heinrich.
Gott 162
Abendgang zur Geliebten 164

Hart, Julius
Berlin 165
Trommelklang 166
Aus „Totentanz" . . . 168

Hartleben, Otto Erich
Im Lande der Torheit . 170
Epistel 170
San Giovanni 171
Ein Abschied 171

Hauptmann, Karl
An meines Vaters Sterbebett 172
Erdgeboren 173
Nacht 173

Held, Franz
Der Faden der heiligen Jungfrau 174
Wo nur? 175

Seite

Henckell, Karl
Trutznachtigall 176
Das Lied des Steinklopfers 176
Aus einem Notizbüchlein der Liebe 177
Sommerabend 178
Mein Ça ira 178

Herold, Franz
Theater 180
Träume 180
Aus den Bergen . . . 180
Abendstimmen 181

Herrmann, Gustav
Zwischen den Zeiten . . 181
Triebsand 182

Hesse, Hermann
Die frühe Stunde . . . 182
Nicht heut 183
Geständnis 183
Con sordino 184
Hafen von Livorno . . 184
Gondelgespräch 185
Sommernacht 186
Nachts auf hoher See . . 186

Heymann, Walther
Lionardo 187
Die Patrouille 188
Ritter, Tod und Teufel . 189

Hille, Peter
Waldesstimme 190
Brautseele 191
Arnold Böcklin 194

Hofer, Fridolin
Apfellese 195
Im Schneegestöber . . . 196
Du, Glocke 196

Hoffmann, Camill
Die Glocken 196
Die Linde 197

Hofmannsthal, Hugo von.
Reiselied 197
Die Beiden 197
Ballade des äußeren Lebens 198
Manche freilich müssen unten sterben 198
Erlebnis 199

Seite

Holz, Arno
Aus „Buch der Zeit".
Meine Nachbarschaft . . 200
Großstadtmorgen . . . 202
Aus „Phantasus" . . . 203
Aus Dafnis.
Er drillert ihr ein Qwodlibet 206
Er lauscht einem Vögelgin 208

Holzamer, Wilhelm
Deine Hände 209
Harfenspiel 209
Letztes Leid 210

Huch, Ricarda
Erinnerung 211
Mädchenträume 211
Hoffnung 211

Jacobowski, Ludwig
Gott 213
Ich erzähle Märchen . . . 213
Grabschrift 214

Jung, Frida
Ohne Liebe 214
In der Sommernacht . . 215

Kiesgen, Laurenz
Zeitlosen 216

Knodt, Karl Ernst
Verträumte Jugend . . 217
„Alle Kreatur sehnt sich mit uns" 218
An den Flieder 218
Weißt du — wo? . . . 219

Kröger, Timm
Mittagszauber 219

Kühn, Julius
Der Ritter 220
Blühende Linde 220
Im Gehen 220
Waldesrauschen 221
Am Rand des Alls . . . 221

Kurz, Isolde
Serenade auf dem Meer . 221
Die erste Nacht 222

Lachmann, Hedwig
In die Ferne 222
Charleroi 223
Melancholia 224
Unter der Schwelle . . . 224

Seite

Lienhard, Friedrich
Glaube 225
Milde Nacht 225
Der Bauer von Lupstein . 226
Im Land der blauen Seen 228

Liliencron, Detlev von
Fühler und Vorhang . . 229
Wer weiß wo 229
Auf dem Kirchhof . . . 230
Nach dem Balle 230
Sizilianen 231
Grabschrift 236
Sommernacht 231
Schwalbensiziliane . . 232
Acherontisches Fröfteln . 232
Der Ländler 232
Einer Toten 233
Poggfred 234
Aus dem sechsten Cantus 234
Zwölfter Cantus: Fantasio Peregrin . . . 237
Cincinnatus 240
In einer Winternacht . . 242
Pietà 243

Linde, Otto zur
Da hoben sich die Berge aus den Wurzeln . . 244
Am Abend 246
Die Klage 247
Die Sonne geht mit goldnen Füßen 248

Lissauer, Ernst
Einsegnung 249
Yorck 249
Freiherr vom Stein . . 250
Legende von Bach . . . 250
Luther 251
Der Psalm von der Langsamkeit 252
Pfingstpsalm 252
Wie ein Hirt den weingefüllten irdenen Topf . 253
Ekstatische Gesänge . . . 254

Löns, Hermann
Der späte Mai 255
Rosenschein 255
Abendlied 256
Das Grab 256

Seite

Maria, Karl
Auf dem Nachhauseweg . 257

Mell, Max
Die Landschaft 258
Sicheres Leben 258

Miegel, Agnes
Schöne Agnete 259
Der Tanz 260
Santa Cäcilia 261
Das Lied der Toten . . 262
Die Götter Indiens . . 263

Mombert, Alfred
Aus „Tag und Nacht".
Schlummerlied . . . 264
Winterabend 265
Aus „Der Glühende" . . 265
Aus „Die Schöpfung" . 267
Aus „Der Denker" . . . 268
Aus „Die Blüte des Chaos" 269
Aus „Der Held der Erde" 270

Morgenstern, Christian
Erdriese 272
Legende 273
Bestimmung 274
Abendläuten 274
Nordstrand 274
Herbstschlacht 275
Glockenton nach Mitternacht 275
Die Fußwaschung . . . 276
Wasserfall bei Nacht . . 276
Sprüche 277

Müller, Klara
Aus „Mit roten Kressen" 278
Fabrikausgang 279

Münchhausen, Börries, Freiherr von
Zu jung 280
Jagdlied 281
Dreigespräch 281
Die Mauer-Ballade . . . 283

Nies, Konrad
Ein Herzblutstropfen . . 286

Nietzsche, Friedrich
An den Mistral 287
Vereinsamt 289
Sils-Maria 289
Bei der dritten Häutung . 289
Der Weise spricht . . . 290

Seite

Die Sonne sinkt . . . 290
Um Mitternacht 291

Nöthig, Theobald
Vor dem Christuskopf . . 292

Ompteda, Georg Freiherr von
Reiterschlacht 293
Neue der Nacht 294
Winter 294

Paquet, Alfons
Lied des Mädchens am Fenster 295
Im Gespräch mit dem Geliebten 295
Der Wanderer 296
Weißer Mond 297
Nachsinnen 297

Philippi, Fritz
Halt mich! 298
Das Glöcklein beim Gewitter 298

Ploetz, Hermann
Abschied 299
An dem Heideteich . . . 300

Preuschen, Hermione von
Via passionis 300
Warten 301

Puttkamer, Alberta von
Dramatische Landschaft . 302
Trüber Abend im Süden 303
Horror vacui 303

Rausch, Albert H.
Aus „Lothringische Elegien" 304
Wehender Wind meines Lebens 305

Reder, Heinrich von
Aus den „Federzeichnungen" und dem „Lyrischen Skizzenbuch" 306

Reicke, Georg
Die heiligen drei Könige . 308

Renner, Gustav
Zwei Welten 308
Trotzdem 309
Ahasver 309

Richter, Paul
Aus „Mason, der weise" . 310

Seite

Rilke, Rainer Maria
Volksweise 311
Aus „Vigilien" 312
Aus „Gebete der Mädchen zur Maria" 312
Aus dem „Stundenbuch" . 313
Jeremia 314
Leichenwäsche 315
Sankt Georg 315
Legende 316

Ritter, Anna
Auf der Schwelle . . . 318
Das hat die Sommernacht getan 318
Wunder 319

Rosegger, Peter
Grab ein! 319
Drei himmlische Schreine . 320

Ruseler, Georg
Die Herzogin und der Page 320

Saar, Ferdinand von
Der Ziegelschlag 321
Miserere! 322

Salus, Hugo
Kammermusik 323
Der seltsame Abend . . . 324
Der Reimkünstler. . . . 324

Schaffheitlin, Adolf
Der Gott 326
Bergphantasie 326

Schanz, Frida
Nichts ward anders . . . 328
Einschlafen 329
Herbstklage 329

Scharf, Ludwig
Der bleiche Verbrecher . 330
Proleta sum 330
Das tote Kind 331
Begräbnis 332

Schaukal, Richard von
Der Gesandte 333
März 333
Allein 333
Sternennacht 334
Stille 334
Alte Weise 334
Vergißmeinnicht 335

Seite

Schlaf, Johannes
Regen 335
Herbst 335
Spätherbst 336
Winter 336
Dem Meerkäfer 336

Schnitzler, Artur
Ohnmacht 339

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von
Vorüberreitend 340
Nebeltag 341
Auf letzten Bergen . . 342

Scholz, Wilhelm von
Der fremde Wandrer . . 343
Rückschau 344
In einer Dämmerstunde . . . 344
Mitternacht 345
Der alte Mönch 346
Zwiegespräch im Raum . 346
Brunneninschrift 346
Eine andere Brunneninschrift 347
Der Wandrer 347
Ewiger Herbst 347

Schröder, Alexander
Aus „Deutsche Oden" . . 348
Vernimm, wir schreiben's 348
Den schönen Wachstum . . . 349

Schüler, Gustav
Meine Väter 350
Klingers Beethoven . . . 350
Gebet an den Sonntag . 351
Lied der Toten 351

Seidel, Ina
Die alten Könige . . . 352
Erde und ich 353
Erinnerung 354
Dichter 355
Der Berg 356
Einheit 356

Spitteler, Carl
Der Vater 357
Der gute Besuch 358
Mittagskönig und Glockenherzog 358
Die Blütenfee 359
Die Korrektur des Weibes 359
Adamsruh 360

	Seite
Stern, Maurice Reinhold von	
Triumphzug der Nacht	361
Murmeln der Quelle	361
Sternberg, Leo	
Zwischen zwei Welten	362
Hoher Westerwald	363
Wo bist du, Größeres, als ich bin	363
Drei weiße Wolken	364
Nach dem Tod	365
Dunkelheit	365
Stolzenberg, Georg	
Aus „Neues Leben“	365
Strauß und Torney, Lulu von	
Der Seefahrer	367
Sudermann, Hermann	
Meinen Eltern	370
Susman, Margarete	
An Leopardi	371
Tielo, A. K. T	
Johannisnacht	373
Vierordt, Heinrich	
Orangenernte	374
Am Heiligenbild	374
Die Zikaden	375
Vollmoeller, Karl	
Aus „Parzival“	376
Tristia	378
Wagner, Christian	
Wachtraum	379
Das gefeite Haus	379
Wallpach, Artur von	
Hartung	380
Heiliges Land	381
Jagdtag	381
Wedekind, Frank	
Liebesantrag	382
Konfession	382
Aufschrei	384
Weigand, Wilhelm	
Seltsame Stunde	384
Val d'Ema	385
Brandung	385
Traumland	386
Weiß, Emil Rudolf	
Schwerer Sommertag	387
Aus „Der Wanderer“	387
Wiener, Oskar	
Lied des Hörigen	388
Kronenlied	389
Wildenbruch, Ernst von	
Die Nachtigall	390
Weihnacht	390
Wildgans, Anton	
Die armen Mädchen	391
Tiefer Blick	392
Glück des Alleinseins	393
Wille, Bruno	
Entzauberung	394
Wurzelgenossen	396
Pilgerfahrt	397
Zahn, Ernst	
Wohnstatt	398
Die Heimkehr der Eidgenossen 1515	399
Zweig, Stefan	
Brügge	400
Stille Insel	400
Bretagne	400
Singende Fontäne	401
Mädchen vor dem Bildnis einer Bacchantin	403
Biographische Notizen	405

Auf holzfreies Papier gedruckt

Deutsche Lyriker

in Reclams Universal-Bibliothek

Arndt, E. M., Gedichte. Nr. 3081/82

Arnim, Ludwig Achim v. und **Brentano, Clemens,** Des Knaben Wunderhorn. Nr. 1251–56a,b

Bierbaum, Otto Jul., Reife Früchte. Novellen und Gedichte. Nr. 5171/72

Bodenstedt, Friedrich v., Die Lieder des Mirza Schaffy. Nr. 6375/76

Bürger, Gottfried Aug., Gedichte. Nr. 227–29

Busch, Gerh., Gedichte. Nr. 382

Chamisso, Adalbert v., Gedichte. Nr. 313–17a

Droste-Hülshoff, Annette v., Gedichte. Nr. 1901 bis 1904a

Eichendorff, Joseph v., Gedichte. Nr. 2351–53a

Fleming, P., Ausgewählte Dichtungen. Nr. 2154/55

Freiligrath, Ferdinand, Gedichte. Nr. 4911–12a

Geibel, Emanuel, Gedichte. Nr. 5731–33a

Gerhardt, Paul, Geistliche Lieder. Nr. 1741–43

Gerok, Karl, Palmblätter. Nr. 6201–4

Gilm, Hermann v., Gedichte. Nr. 3391–94

Gottschall, Rudolf v., Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Nr. 951–55

Grillparzer, Franz, Gedichte. Nr. 4401/2

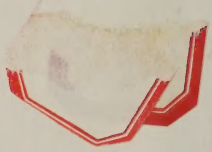
Grün, Anastasius, Spaziergänge eines Wiener Poeten. Nr. 5007

Günther, Joh. Christ. Gedichte. Nr. 1295/96

Hamm, Wilh., Gedichte. Nr. 441

Hebbel, Fr., Gedichte. Nr. 3231–34a

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Nr. 24/24a



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124959815